Opp. 657y (13

2. Ex.

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Dreizehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Gd/06/900

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung

in die

schönen Wissenschaften.

Vorrede.

Wenn ich einem die schönen Künste lehren, und erst ihm beweisen sollte, daß ihre Kenntniß ihm nützlich sey, ließ, wollte ich sagen, und die Denkmäler ihm zeigen, womit die Dichter sich um ganze Nationen verdient, und unvergeßlich in fühlenden Herzen gemacht haben.

Und so will ich auch sagen, so will ich allen denen zurufen, welche die Dichtkunst und Künste bloß noch zum Zeitvertreib, oder zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit dulden, den Mann von Genie als ihren Miethling betrachten, und nicht wissen, daß die Kraft, über die Herzen eines Volkes und ihre Empfindung zu herrschen, höhern Berufes sey, als die Gewalt es ist, dieselben durch äußere Herrschaft zu binden.

Wenn man ein fühlendes Herz hat, und nachdenkt, was die schönen Künste uns seyn können, und was sie uns nicht sind; daß sie noch nicht sind die Gefährtinnen unserer Gesetze, die Seele unserer Bedürfnisse, der Geist unserer Wissenschaften: so sieht man mit Betrübniß auf jeden Staat, dem dieß fehlt, und mit Erstaunen dahin, daß man so selten auf den Gedanken verfallen sey, die Menschen bei dem warmen Gegengefühl, welches sie zwang, daß sie in Gesellschaft zusammen traten, zu fassen, und durch Erhaltung derjenigen Mittel, durch Verfeinerung derjenigen Grundtriebe, durch welche ein Staat entstanden ist, denselben zu der Vollkommenheit, nach der man durch unzählige Versuche auch der besten Gesetze so manchmal vergebens strebt, zu erhöhen. Wenn ein Volk todt und gefühllos zur Empfindung des Guten ist, wenn es bei dem Vorwurfe eines oft bessern Auslandes, daß es keinen Erfindungs-, keinen Gewerbsgeist besitze, daß es darniederliege in der schändlichsten Vergessenheit, kein Gefühl hat, zu erröthen; wenn es endlich nach nichts trachtet, als nach der Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse; was vermögen da die Vorschläge der Weisen, die Hülfsmittel der besten Gesetze und Verordnungen?

Aber wenn man die Geschichte derjenigen Künste, welche seit einigen Zeiten der Verstand erfand, durchsieht, und ihre einzige, endliche Absicht, der sie zueilen, betrachtet, so wird man nur zu oft entdecken, daß sie den Endzweck, von dem sie kommen, zu dem sie zurückkehren sollen, verlassen, daß sie die Hoffnung, die Seelenzerrüttung zu heben, gänzlich dahingegeben, und daß sie nicht mehr die Mittel sind, die Ursachen der Uebel, sondern ihre Schmerzen, nachdem dieselben bereits da sind, zu heilen. Man scheint nicht mehr zu wissen, daß alle bürgerlichen Uebel von der Abweichung des Geschmackes und sittlichen Gefühles, von dem Verfalle der Künste ihren Ursprung nehmen, und daß eine einzige Thorheit, eine einzige Abweichung von dem geraden Wege und ursprünglichen Gefühle der Natur vermögend sey, schwerere Folgen, als Leibeskrankheiten, Kriege, oder eine jede andere vorübergehende Noth haben kann, nach sich zu ziehen.

Unbekümmert, wo es am Ende einst hinführt, trachtet jetzt jedermann, der für die Zukunft sich aufklärt, Systemen, und der muthigen Freiheit zu, alles zu untersuchen, und über alles zu denken, indessen, daß noch im Ganzen dasjenige, ohne welches alle Kenntniß unverbreitet dahin liegt, — die Kunst fehlt, jene

nothwendige Unruhe, dasjenige, was man weiß, auch zu thun, in gute Köpfe zu legen, Talente aufzufeuern, sie über das Gemeine hinwegzusetzen, und den großen Planen der Gesetze eine Folgsamkeit, und ihrem Umlaufe eine innere Bewegung zu verschaffen.

Aber es ist gefährlich, über alles wegzudenken, und dabei kalt zu bleiben. Und hier sehe ich den Zeitpunkt, wo, wenn er herankam, der Dichter geehrt ward. In den Tagen der allgemeinen Lieblosigkeit, wo das Laster seinen Vorspruch und Duldung hat, und die verscheute Tugend, verspottet in Wüsten flieht, in diesen Tagen der Geistlosigkeit, der Herannäherung von Auflösung menschlicher Bande wird der Dichter ein Gott, wird der Künstler der Retter der Menschheit seyn.

Sein Beruf ist, das Gefühl für alles, was den Menschen erhöhet, und den Haß gegen alles, was ihn erniedrigt, zu erwecken, dem Wettstreit um Vorzüge immer eine neue Gestalt zu geben, immer neue Sinne für das Schöne und Gute zu öffnen, und jede Tugend, jede außerordentliche Arbeit, jede wohlthätige Empfindung in einem erhöhtern Reize, und mit den wärmesten Vorstellungen und Begeisterungen zu schildern. Er, in dessen Seele sich die höchste Lebhaftigkeit der Empfindung mit der größ-

ten Stärke der Einbildungskraft, und der gewaltsamste, grenzenloseste Eifer verbindet, alle menschliche Neigungen in dem Ideale der Tugend und Größe zu vereinigen, und jede Unternehmung weit über die Vorstellungen gewöhnlicher Menschen zu erhöhen; Er, in dessen Herzen der reinste Begriff von Schönheit, von Ordnung und Tugend, und das zärtlichste, unruhigste Verlangen lebt, jedem Wesen eben dieselbe Empfindung mitzutheilen, über jedes Mitgeschöpf eben denselben Eifer zu strömen, er wird jene Gährung in den Zeiten des Schlafes, die auch träge Seelen wider Willen zur Arbeit zwingt, jenen Bürgergeist, der für die allgemeine Wohlfahrt uneigennützige Arbeiten, und große Opfer im Stillen schafft, thätig hervorbringen.

Und diesem Ideal nähere sich der Freund, der mit diesem Buche mir nachlehrt, mit diesem Endzwecke eile er der Erklärung der Künste zu, mit dem Endzwecke, alle Sinne seiner Schüler zu verfeinern, in alle Gegenstände einen geheimen Geist, der das Herz hebt, und in ihr ganzes Leben das lebhafteste Gefühl von der sittlichen Uebereinstimmung aller ihrer Kräfte zu legen.

Die wenigsten von den Schülern werden Poeten; und da sie dieß in der That

auch nicht sollen, so vergesse er niemals, daß die Kunst, eine schöne Stelle nach Schulregeln zu beurtheilen, weniger für den künftigen Bürger, für die Verschönerung des Lebens sey, als die Kunst, alle seine Sinne in der Empfindung über dieselben zu ergießen, und daß dieß auch zur Bildung der dichterischen Köpfe das einzige Mittel sey. Den Beruf zu einer gewissen Kunst wird schon jedem sein innerer Ungestüm lehren, und diejenige Manier war allemal die beste, die ein großer Künstler von selbst sich erfunden hat.

Je weniger ein Lehrer von seiner Kunst versteht, und je kälter sein Herz bei einer schönen Stelle, die es vorliest, bleibt: desto eifriger wird er seyn, die Verlegenheit, in der er sich befindet, durch Anmerkungen und gelehrte Töne zu ersetzen. Sind aber junge Seelen einmal gewöhnt, ihre Kunst bloß für ein Studium der Terminologie zu halten, wollen sie glänzen, wie die unzeitigen Früchte in Treibhäusern ohne gesunde Farbe und Geschmack; wie kann man da auf Gedichte hoffen, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypressenholz aufbewahrt zu werden? Von lauter Regeln, wie sie die schöne Natur nachahmen müssen, lernen sie dieselbe niemals finden, oder

sie gehen ungerührt vorüber, ohne sie einmal zu kennen. Mit dem Maaßstabe, den ihnen ihr Lehrer zuschnitt, sehen sie frevelhaft in's Unendliche hin, untersuchen alles nach ihren Regeln, und sehen das, wo sie dieselben nicht finden, mit blöder Verachtung an. Sie wissen das bloß, was sie wissen, ohne es jemals genossen zu haben.

Es soll stets bei jedem Meisterstücke der Poesie und der Künste die letzte Bemühung des Lehrers seyn, die Kunst, mit der sie gemacht, die Regel, aus der sie gezogen ist, zu zeigen. Wie man eine gute Maschine nicht eher zerlegt, als bis man sie satt gesehen, und nun neugierig nach ihrer Einrichtung geworden ist: so fange er nicht eher an, über den Kunstbau einer treffenden Stelle zu lehren, als bis sich die Seele vollends gesättiget, und die Empfindung ermüdet hat; er gewöhne sich mit eben dem Auffluge nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe, mit dem man Statuen bildet, auch seine Schüler zu bilden, und das, was vortrefflich ist, nicht mit dem Zirkel und Brillen, sondern mit Leben, mit Liebe und Anhänglichkeit zu betrachten, sich bei Wenigem zu verweilen, sich mit Wenigem genugsam zu üben, und in dieses viel Poesie, viel Zeit und Mühe zu legen.

Ich habe in die zwei Abschnitte, die ich Vorlesungen nannte, den Ausdruck meines Vortrages, meine Empfindung, und meine Absichten gelegt. Wem mein Lehrton bei Stellen, wo das Herz lehrt, zu heftig scheint: dem kann ich nicht antworten; aber dem Manne will ich mit vollem Herzen danken, der für mich die Freundschaft hat, Erinnerungen über das, was er besser fühlt, besser denkt, aber Erinnerungen mit dem Herzen eines Dichters, ich meine, mit freiem, aufrichtigem, von der Sache erfülltem Herzen zu machen.

München den 1. Oktober
1777.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

§. 1.

Allgemeine Begriffe von der Poesie und ihren Austheilungen.

Keine Wissenschaft drückt sich so allgemein aus, als die Poesie, und nichts scheint leichter zu seyn, als zu erklären, worin sie bestehe. Die Bauart dieser Schule, wenn sie anders der Meister derselben aus der Idee eines Schulgebäudes abzog; eine Musik, wenn sie der innern Bewegung, die sie ausdrücken soll, gleich kommt; ein Gemälde, oder eine Statue, welcher das eingegossen ist, was sie vorstellen soll; eine jede Feierlichkeit in unserer Stadt, ein Denkmal, welches den eigentlichen Endzweck der Sache, der sie gewidmet ist, aushebt; eine jede natürliche Pantomime, eine jede Miene ist ein Buch, wie wir bald sehen werden, aus welchem wir den wahren Endzweck der

Poesie uns erklären, das Wesen derselben uns abziehen, und deutliche Begriffe von ihrem Umfange und Ausdrucke zu verschaffen im Stande sind. Gleichwohl gehört die Erklärung, was die Poesie sey, unter diejenigen Dinge, die man am besten, wenn man sie ausübt, verstehen lernt. Man muß erst gute Beispiele vor Augen gehabt, und dieselben durchdrungen haben, wenn man fähig seyn will, zu Grundsätzen, deren man versichert ist, hervorzugehen, den innern Zusammenhang derselben zu finden, und das Ganze zu übersehen. Indessen ist für Genies schon überall gesorgt. Der Funke liegt schon in ihnen, glimmt schon, und wie es nur eine einzige Flamme braucht, die größte Mine in Feuer zu setzen, so darf man jenen nur Gegenstände, die der Geist angab, darbieten, nur Entwicklung und Nahrung verschaffen, um sie aufzuwecken, und in Gährung zu setzen. Ein einziger voller Blick in die Natur, ein einziges Gemälde von Raphael, ein Antinous, ein einziges Buch von Virgil ist vermögend, den ersten Seelenriß zu verursachen, Dichteraugen zu schärfen, sinnliche Dinge bgezogen, und abgezogene sinnlich zu machn, und den jungen Dichter dahin zu stellen, wo man ihm zwar die Fernen zeigen, aber ihn nicht mehr begleiten kann; wo diejenigen guten Köpfe noch

allemal am richtigsten giengen, welche ohne Führer gegangen sind.

Die **Natur** ist die Schule der Dichter, die Schule der Künstler. Was ist denn aber eigentlich diese Natur für den Dichter? Er studirt sie, ahmt sie nach, drückt sie aus, giebt uns das Bild seines Geistes, so wie er in dem Augenblicke, da er sie nachahmte, gestimmt war. Was ist dann nun diese Nachahmung? Wie können wir uns das faßlich machen? Und welches sind in unsern Umständen für uns die zuverlässigsten Mittel, den wahren Begriffen so bald, und so nahe, als möglich, zu kommen?

Wir nehmen hier die Natur nicht in dem weitläufigsten Verstande, vermöge dessen man sie als die allgemeine Kraft betrachtet, welche bei der größten Mannigfaltigkeit gänzlich simpel, bei den unaufhörlichen Veränderungen gänzlich einfach, unabhängig in allem, und in allem mittheilend dieses Weltsystem in dem genauesten Verhältnisse, in der strengsten Ordnung belebt, unterhält, verschlingt, umschafft und wieder hervorbringt; — nicht so, wie sie der Naturkundige, der mechanische Künstler, der Mann, der bloß das Sinnliche der Natur zu seinen sinnlichen Absichten untersucht, zu betrachten pflegt. Wenn gleich eine Kenntniß der natürlichen Lage, Ordnung, Wirkun-

gen einem Dichter eben so nothwendig ist, als dem bloß mechanischen Künstler; so ist diese Kenntniß doch nicht sein Endzweck, doch nicht seine Ruhe, so ist sie doch nur ein Mittel, ihn die Vollkommenheit seiner dichterischen Absichten erreichen zu lassen; der Dichter betrachtet, nützet die Natur, wie sie gemäß dieser Einrichtung, dieser Verbindung eines Gegenstandes vermögend ist, auf sein Herz, mithin auf die Herzen aller Menschen diese und jene Eindrücke zu machen, Empfindungen dieser Art hervorzubringen, und überhaupt Lust oder Unlust zu erwecken.

Ich sehe einen hohen Berg mit Gras bewachsen, sehe ihn mit den Augen des Dichters; zwar muß dieser Berg so beschaffen seyn, wie er es ist, um für mein Auge so ausfallen, um mich so, wie er es jetzt vermögend ist, rühren zu können; aber als Dichter untersuche ich nicht, wie seine Schichten, seine innern Theile, sein Wachsthum beschaffen, sondern mit welchem Eindrucke er auf mich zusammenfloß, welche Empfindung er in mir verursacht habe. — Nehmen wir von diesem Berge sein Aeusseres weg; er behalte seine ganze Materie; er werde kahl; werde ein steiler Felsen, von dessen schwindeligen Höhen ungeheure Klumpen herabhängen. In diesem Falle ändert die Natur für den Naturforscher

nichts, als die Größe, die Anzahl der Theile; aber wie verändert ist sie für den Dichter! Was ehe sanfte freudige Eindrücke machte, das zieht nun seine Seele in die Höhe, erweckt in ihr ein Gefühl von Schaudern, von stiller Melancholie, von schwermüthiger Ruhe. Setzen wir auf den einsamsten Ort dieses Felsen eine Cypresse; lassen wir eine sanfte Quelle herabsprudeln, einen Adler aus einer Kluft heraustönen; setzen wir die kleinsten Umstände hinzu, so verändert jeder dieser kleinsten Zusätze die Natur für den Dichter.

Ich sehe einen Menschen in der äußersten Betrübniß. Zwar müssen die Theile seines Körpers diese Richtung, diese Nervenspannung, diesen Druck der Muskeln, diese sichtbare Zeichnung haben; aber nur die Wirkung auf mein Herz, welche der Anblick dieser äußern Stellung, der Anblick des innern Ausdruckes nach sich zieht, der ähnliche Ton meiner Seele, der Einguß des Schmerzens, welcher vermöge meines Mitgefühles in mich strömt, ist die Natur für den Dichter.

Die Hauptgrundsätze dieser Empfindungen müssen wir wissen. Wie der innere Bau aller lebenden Wesen an gewisse Elemente angewiesen, und so bestellt ist, daß er nur mit diesen sich vereinige, nur in diesen sich nähre, und wie das, was im Wasser lebt, zu Grunde

geht, wenn man es zwingen will, Hitze zu athmen; so sind die Sinne der Seele, die Nerven ihrer Empfindsamkeit so beschaffen, haben ein solches Verhältniß gegen jegliche Theile der Natur, daß allemal gewissen Gegenständen gewisse Empfindungen zukommen, und diese Natur ist für den Dichter dann vollkommen erreicht, wenn die Gegenstände der Einbildungskraft gehörig vorgestellt, nämlich weder aus falschen, noch aus zu schwachen Theilen zusammengesetzt sind, und die Empfindsamkeit des Herzens noch zu verwöhnt, noch zu spröd ist, die Eindrücke gehörig sich ausbreiten und wirken zu lassen.

Alle Empfindungen, welche von natürlich vorgestellten, und natürlich aufgenommenen Gegenständen hervorgebracht werden, kommen darin überein, daß sie dem Menschen für eben diesen Gegenstand Gefallen oder Mißfallen erwecken. In Absicht auf das Sittliche und die Güte des Herzens ist die weiseste Fügung so getroffen, daß dem Menschen, der die wahre Empfindung hat, eben das, was denselben erhebt, seiner Natur nach gefällt, und eben das mißfällt, was sie erniedriget; aber in Absicht auf den Dichter herrscht darum nicht weniger in beiden Fällen Natur. So sehr uns das Betragen eines Tyrannen aufbringt, und sein Laster verhaßt macht, so sehr muß derje-

nige, der ihn vorstellen will, diesem Charakter gemäß handeln, er muß in dem Augenblicke, da er einen Tyrannen schildern will, nachempfinden, was jener empfindet, wenn er die poetische Natur desselben schildern, die gehörigen Eindrücke verursachen, und Wahrheit hervorbringen soll.

Nichts muß also wahrer, mit der Natur der Dinge genauer verbunden seyn, als die Poesie. Indem das allgemeine System der Natur, die Gesetze der Ordnung, der Harmonie ewig, und mithin die Harmonie, die Gesetze der Empfindungen gleichfalls ewig, und im Grunde unabänderlich sind, so kann man allemal, wenn man diese zu Rathe zieht, erfahren, ob etwas seiner innern Einrichtung gemäß, oder mit derselben im Widerspruch sey. Es ist dem Menschen, wenn ein Gegenstand ihm vorkommt, nicht willkührlich, eine Empfindung nach seinem Belieben in sich kommen zu lassen. Wenn die Gegenstände gleich vorgestellt, und die Herzen gleich offen sind, so müssen über eben dieselben Dinge alle Menschen gleich, und nur den Graden nach verschieden empfinden. Auf dieses gründen sich alle Systeme und Verbindungen der Menschen; denn, wie wenn andere Menschen bei gesunden Augen das in blauer Farbe suchen sollten, was mir in rother erscheint, es keine Ge-

wißheit in Farben geben würde; so wären, wenn es andern natürlich seyn könnte, da, wo ich traurig bin, freudig zu werden, alle menschliche Grundsätze verloren. Wenn es andern Menschen natürlich wäre, für die Tugend Abscheu, und für das Laster Vergnügen zu fühlen, so gäbe es keine Tugend, kein Gesetz der Sitten; und wenn Männer, denen wir einhellig den wahren Dichtergeist zugeben, den Homer jemals als ein Muster des Schlechten erklärt hätten, so gäbe es keine Gewißheit des Geschmackes, keine Regel der Künste.

Ja, die Unwissenheit in barbarischen Zeiten, wo man von dem wahren Schönen keine Idee besaß; übel verstandene Grundsätze, wo man sein Herz gegen alle feinere Empfindung verschloß; — Staatsunruhen, oder harte Gesetze, wo man nie Zeit fand, zur wahren Stille des Geistes zu gelangen; öffentliche Feierlichkeiten ohne Ausdruck, und herrschende Moden, wo man mit großen Kosten und Gepränge Kleinigkeiten erhob; und tausend solche Zufälle verleiteten und gewöhnten auch gute Köpfe an seelenlosen, spielenden Dingen etwas Anziehendes zu finden. Aber wie der Geschmack am Sittlichen niemals gänzlich durch Laster erstickt wird, so ward die wahre Empfindung in abentheuerliche Formen gehüllet, nie-

mals im Grunde gehoben. Einzelne Strahlen fuhren immerfort durch die dickesten Finsternisse. Ein einziges gutes Buch, ein Gemälde riß oft plötzlich ein Eisvolk vom Schlafe auf, und ein einziger Funke verbreitete rund umher eine allgemeine Flamme.

Wenn der Mensch das wahre Gefühl den wahren Geschmack hätte, dürfte er sich wenn ihm anders die Gegenstände gehörig beleuchtet sind, demselben völlig überlassen, und in allen Fällen thun, was ihm Vergnügen, und unterlassen, was ihm Abscheu erwecket. Der Geist des Menschen besteht aus dem Gefühle von Ordnung und Harmonie, von Großmuth, Wohlwollen, und den übrigen Eigenschaften, welche die Natur des Menschen erheben, einer Natur, deren vollkommener und einziger Zustand dann am besten bestellt ist, wenn alle Tugenden im gleichen Grade sich vereinigen. So oft der Mensch eine Empfindung aufnimmt, die seinem wahren Wohlseyn entgegen steht, so oft wird seiner Natur Gewalt angethan. Und wie er verderbt wird, wenn widrige, öfters wiederholte Eindrücke, erst zu Begierden, hernach zur Gewohnheit, und endlich zur Leidenschaft werden, so wird er im Gegentheil herausgehoben, wenn er bald an wahre Ideen, an wahre Eindrücke gewöhnt wird.

Die Poesie mit allen ihren Arten kömmt also in diesem gemeinschaftlichen Endzwecke überein, vermöge natürlicher, wahrer Vorstellungen auf die Herzen zu wirken, und in dieselben diese oder jene Empfindung in verschiedenen Graden hervorzubringen. Es können also auch solche Vorstellungen, welche die Sitten untergraben (wie das Feuer Verwüstungen anrichten kann, und doch nützlich bleibt) poetisch gut seyn; aber wie man die Waffen keineswegs erfand, um zu zerstören, sondern um die Glückseligkeit des allgemeinen und Privatlebens zu befestigen, so soll der Endzweck der schönen Künste, so muß es in guten Staaten nur dieser seyn, diejenigen Empfindungen, welche des Menschen Wohl erhöhen, zu befestigen, ein thätiges Mißfallen gegen schädliche Gegenstände aufzuwecken; kurz, den wahren Geschmack in das ganze Leben zu gießen, ein geschwindes, wahres Urtheil, daß etwas unsere Neigung oder Abneigung verdienet.

Wer also die wahre Einbildungskraft, das ist, die Stärke und Richtigkeit des Geistes besitzt, jeden Gegenstand der Natur, so, wie er wirklich ist, oder seyn würde, wenn er wäre, sich vorzustellen; — wer überdieß die Biegsamkeit und Fülle des Herzens besitzt, mit jedem Gegenstande gehörig zu sympatisiren, das

ist, bei der Anschauung desselben, gerade das zu empfinden, was er seiner Natur nach vermögend ist, uns empfinden zu machen, der besitzt ein dichterisches Genie; und wenn er überdieß die Stärke, seine Fassung unter die Sinne zu bringen in seiner Gewalt hat, die Gabe des Dichters.

Um uns bei allem, was wir von der Dichtkunst sagen werden, immer an einen Grundsatz halten, und auf denselben beziehen zu können, so wollen wir annehmen: „Die Dichtkunst sey der volle Ausdruck der wahren Empfindung über die schöne Natur." Die schöne Natur nachahmen, heißt, aus einzelnen Theilen ein Ganzes, das sich über die gemeine Natur erhebt, zusammen setzen. Jede Gegend in der Welt giebt dem Maler eine gewisse Idee zur Landschaft; aber nicht alles, was in dieser Gegend liegt, ist vermögend, zu dieser Idee etwas beizutragen; diese Gegenstände läßt der Maler weg, setzt andere, welche der Hauptempfindung gleich kommen, hinzu, oder verstärkt sie, macht ein Ganzes und ist versichert, daß es so, wie es ihn rührt, alle Kenner in der Welt rühren werde.

Man hat wiederholte, durch die Erfahrung und Vernunft bestätigte Beobachtungen, daß etwas schön, für das Herz rührend gemacht sey, wenn man es nach einer gewissen Ein=

richtung macht; diese Beobachtungen heißt man Regeln; ihre Kenntniß ist uns nothwendig; aber sie fließen aus der Natur der Sache; und wer nicht Genie besitzt, dem sind sie unzulänglich. Die Dichtkunst des Aristoteles, der als Philosoph mit dem durchdringendsten Auge die Natur anfaßte, des Horaz, der für die dramatischen Dichter und für die Künstler schrieb, des Boileau, Vida und so vieler anderer, welche glücklich nachahmten, oder hinzusetzten, sind mehr als hinlänglich, einen guten Kopf zum Dichter zu bilden, wenn er gebildet werden kann. Wenn man nun weiter dringt, und nicht zufrieden ist, erfahren zu haben, daß ein Gegenstand in dieser Stellung, welche man Regel nennt, diese Wirkung hervorbringe, sondern die Ursache wissen will, vermöge welcher er sie hervorbringen kann, so tritt man in das Gebiet einer neuen hohen Wissenschaft ein, welche man Empfindungslehre, oder nach Herrn Baumgarten, der erste, der sie so nannte, Aesthetik nennt, und in welcher die Theorie der schönen Wissenschaften und Künste, das ist, die geistige Ursache der Regeln aus den Eigenschaften der Gegenstände, welche auf uns wirken, und unsers Empfindungsvermögens, welches durch dieselben angestimmt wird, hergeleitet werden muß. Sulzers allgemeine Theorie der schö-

nen Künste, Baumgartens, Winkelmanns, Wattelets, Mengs, Riedels, du Bos ꝛc. Schriften können einem künftigen Genie zum Grunde dienen, ein simples Ganzes nach der Art zu verfertigen, wie es Homer den Theilen nach versucht hat.

---

§. 2.

Abtheilung der schönen Künste.

Ich trenne mich hier von der Beredsamkeit, welche mit der Poesie das ausmacht, was man „schöne Wissenschaften" nennt. Ihr Unterschied ist, daß jene mit dem Verstande wirkliche Wahrheiten, diese aber mit der Einbildungskraft mögliche und wahrscheinliche Dinge bearbeitet; daß jene lehren und vergnügen, diese aber allein vergnügen will.

Die Poesie, sagte ich, sey der Ausdruck der wahren Empfindung u. s. w. So viele Mittel es also giebt, diesen Ausdruck sinnlich zu machen, so viele Zweige der schönen Künste muß es geben. Man soll den Augenblick vor

stellen, da Sokrates den Giftbecher ansetzt. Diesen Ausdruck kann uns geben der Sprachpoet mit Worten; der Tonkünstler mit Tönen; der Maler mit Farben; der Bildhauer mit Holz und Stein; der Kupferstecher mit dem Griffel; der Pantomimist mit Geberden; alle ebendasselbe durch verschiedene Mittel. Und so viele zählet man insgemein der schönen Künste, zu welchen noch die Bau- und Gartenkunst, in so weit sie Ideen ausdrücken sollen, genommen werden.

Jede dieser Künste hat ihre besondern Arten und Mittel, in denselben sich auszudrücken. Wie viele Instrumente hat man nicht in der Musik erfunden, um dem Tone nahe zu kommen, welcher mit unserer Empfindung etwas Aehnliches haben sollte! Viele derselben haben für uns allen Ausdruck verloren, so wie die unsern durch beständige Zusätze und Aenderungen in die Hände der Nachkommenschaft unkenntlich und unbrauchbar kommen werden. Die Trompete und die Flöte haben einen treffenden Ausdruck, aber niemals konnte eine Erfindung der Harmonie der menschlichen Stimme gleich kommen. Die Kupferstecher haben sich verschiedene Arten erfunden, ihren Ausdruck zu erleichtern; indem sie bald durch Striche, welches man eigentlich Stechen nennt, bald durch Punkte, welches man Punktiren

nennt, ihre Ideen, wie ebenfalls in der Aetzkunst geschieht, eingraben, oder, wie in der schwarzen Kunst, ausgraben. Da wir diese Künste, in so weit sie etwas mit der Sprachpoesie gemein haben, immerfort mitnehmen, ihre Anwendung und ihren Nutzen zeigen, und zuletzt uns mit der Theorie derselben bekannt machen werden, so will ich sie hier nicht weiter berühren, und nur noch von der Pantomime, deren lyrischer Ausdruck der Tanz ist, einige Erklärungen geben; denn eine Hauptursache, warum einige Leute oft die besten Bücher in Händen haben, und doch leer und geistlos sie weglegen, ist ganz gewiß auch diese, daß sie dieselben ohne Sinnlichkeit, ohne Pantomime lesen. Die Rede der Juno: „mene incepto desistere victam" u. s. w. enthält nichts für den jungen Leser, wenn er nicht den Geist, die Herzenslage, woraus diese Stelle kam, das talia f l a m m a t o secum dea corde v o l u t a n s mit vor Augen hat, und den Stromausbruch der Leidenschaft, die Bitterkeit der Worte: quippe vetor fatis; den Riß des schrecklichen Gemäldes: ipsa Jovis rapidum etc.; und dann den hochausholenden Ton: at ego, quae divum etc. in jede Sylbe gelegt sieht. Allgemeine Gründe, woraus die Pantomime, wozu ich auch die Deklamation nehmen will, eigentlich sich herleite, sind uns also nothwendig.

Die Pantomime ist der Ausdruck der Empfindungen durch Geberden; darunter versteht man die Züge der Augen, die Bewegung der Hände und des ganzen Leibes.

Eine jede Empfindung, so lange sie rein ist, das ist, so lange sie nicht durch Nebenempfindungen getheilt oder zurückgehalten ist, hat ihre eigene, unwillkürliche Pantomime, so, daß zwei Menschen, welche eben dieselbe Empfindung in eben demselben Grade hätten, in aller Welt eben dieselben Bewegungen machten. Diese Bewegung gründet sich bei ungetheilten Empfindungen auf ganz einfache natürliche Grundsätze, welche aus der Neigung oder Abneigung des menschlichen Herzens nach oder wider einen Gegenstand hergeleitet werden. So muß man den Ausdruck der Gemälde, der Statuen prüfen, und fragen, was für eine Bewegung, gemäß der Empfindung, welche der Künstler schildern wollte, eigentlich folgen, und ob sie sich in dieser Stellung, in dieser Lage der Muskeln ausdrücken sollte.

Aber die Empfindungen sind selten rein, sie werden von Empfindungen einer andern Art, die nach einem ganz andern Zwecke streben, entkräftet oder getheilt, das ist, sie gehen, je nachdem das Temperament, die Grundsätze, Absichten, Gewohnheiten und Nebengefühle der Menschen beschaffen sind, in verschie-

dene Charaktere von einander ab. Wenn ein Maler die Köpfe einer Armee in der Schlachtordnung malen wollte, so müßte er allen eben dieselbe Hauptempfindung, aber einem jeden besondere Ausdrücke geben. Die Empfindungen der Apostel, als Christus gen Himmel fuhr, der Jünger gen Emaus, waren eben dieselben; aber wer Gelegenheit hat, den Ausdruck dieser Scenen in den Arbeiten großer Köpfe zu sehen, der wird in jedem etwas, das sich besonders ausnimmt, entdecken. Als Sokrates den Giftbecher ansetzte, verhüllten sich einige in ihre Mäntel, Krito stand auf, irrte in dem Gefängnisse herum, und schrie; andere standen unbeweglich, betrachteten finster und schweigend den Sokrates, und Thränen rollten ihre Wangen herab. Apollodorus setzte sich am Fuße des Bettes nieder, den Rücken gegen den Sokrates gekehrt, und den Mund in der Hand sich des Schluchzens zu erwehren; — und so würde, in der entgegengesetzten Empfindung der Freude, jeder nach der Art, die seinem Charakter gemäß war, sich ausgedrückt haben. Man faßt nun, wie fehlerhaft und unnatürlich die Stellungen unserer Figuranten bei Chören und Balleten gewesen sind.

Wer die Natur besitzt, und sich dann ganz seiner Fülle überläßt, dem gelingt auch un=

fehlbar die wahre Pantomime; aber Künstler, welche sich davon entfernt haben, müssen sie in den Statuen und Gemälden der alten und neuen großen Meister studiren; ihre Bewegungen sind, so wie die Ausdrücke der schönen Natur, tief glühend, still, und feierlich. Ihre Freude hat nichts Ausgelassenes, ihr Schmerz nichts Rasendes, und ihre Stellungen nichts, was den Wohlstand beleidigen, und der Empfindung des gleichfühlenden Menschen fremd auffallen könnte. Winkelmann hat hierüber die schönsten Anmerkungen geschrieben, und ein Lehrer fährt wohl, wenn er seinen Schülern sie vorlegt, und Gelegenheit ergreift, Dinge zu sagen, bei denen sein Herz sich ergießen, und das Talent des Schülers sich öffnen muß.

Wir haben kein Buch, welches die Gesetze, worauf die Pantomimen beruhen, in ein System gebracht hätte. Lucians Abhandlung vom Tanzen, Donats Anmerkungen über den Terenz, Diderot, Lessing, und besonders Noverre haben ungemein viel Licht über dasselbe verbreitet. Ein Lehrer, dem um seine Schüler zu thun ist, soll dieselben öfters darin üben, daß er ihnen schöne Stellen vorlegt, die Pantomime über dieselben schreiben, und dann mit der Deklamation sie begleiten läßt. Sie werden in kurzer Zeit die allgemeinsten Grund-

säze entdecken, und überhaupt schon unendlich gewinnen, wenn sie sich einmal gewöhnt haben, diese Anmerkungen für wichtig anzusehen, und sich an dieselben zu halten. Die Noten zur Pantomime und Deklamation bei der folgenden Stelle sind sehr leicht zu zeichnen.

1) Jesus trat in die offene Pforte der Hölle.
2) Die Hüter waren nieder vor ihm auf die Stufen gesunken.
3) Und sie erhoben sich,
4) sah'n anbetend dem Richter der Welt nach,
5) sah'n, wie er hinunter stieg in die Tiefe der Tiefen,
6) und wie die Satane weit umher zu Felsen erstarrten.

Stimme und Aktion folgen den Ideen; also bis 2) mit gleichtönender, feierlicher Stimme, die Hände nach und nach von sich; — „die Hüter ꝛc." Stimme und Hände sinken; 3) erheben sie sich wieder; und bei: „sah'n anbetend ꝛc." verlängert sich die Hand, die Stimme dehnt sich; bei 5) fallen beide; und endlich 6) steigt die Stimme; bei den Worten: „weit umher," die Hände auseinander, und beim: „erstarrten," fällt die Stimme, und die gehobenen Hände ruhen.

Die Bewegungen der Hände und der Mienen ergeben sich nicht allemal zu gleicher Zeit,

sondern sie folgen oft auf einander. Wenn die Seele aus einem ruhigen Zustande plötzlich in Bewegung gesetzt wird, so werden sich die Hände voraus bewegen, und in den Augen und Mienen wird sich die Aenderung nur nach und nach zeigen; der Ton wird beflügelt, begeistert seyn. Spannt sich entgegen die Seele ab, und verfällt sie aus großer Heftigkeit plötzlich in den Stand der Ruhe; so senken sich die Glieder, die am leichtesten in unserer Gewalt stehen, voraus, und das vorige Feuer geht langsam in die neue Empfindung über; der Ton wird gemäßigt und feierlich seyn.

Aber die Stimme begleitet unmittelbar die Worte mit demjenigen Tone, den die Empfindung erfordert. Welche unsägliche, übertriebene Mühe wandten die Alten an, beides, die Bewegungen und die Stimme zu bilden, und in beides Empfindung und Ausdruck zu bringen! Und wie selten sind jetzt die Männer, welche Kenntniß und Fähigkeit genug besitzen, einen Virgil, einen Klopstock zu deklamiren! Der Lehrer gewöhne also den jungen Dichter immerzu mit dem Herzen, und nicht nur so, daß man seine Worte vernehme, sondern, daß man sie sehe, zu lesen.

§. 3.

Wie man den Dichter lesen und nützen soll.

Eine Vorlesung.

Wenn man Ihnen heute eine Sammlung aller Dichter, die jemals in der Welt waren, zu Ihrem Gebrauche überließe, und Sie wüßten nicht, wo Sie anfangen, wohin Sie Ihre Absichten richten sollten, was würde Sie diese Sammlung wohl nützen! Sie würden immer lesen, würden aber weder ein System noch einen Endzweck finden, und wenn es weit käme, so würde der größte Nutzen am Ende noch dieser seyn, daß Sie das wüßten, aber nicht verständen, nicht auffaßten, was Sie gelesen haben. Häusliche Anmerkungen, wie man bei einer nützlichen Wissenschaft sogleich den kürzesten Weg gehen, wie man dieselben anlegen, dieselben auf das Leben, auf seine und anderer Glückseligkeit anwenden könne, sind uns höchst nöthig, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, eine Weile in der Irre herum zu gehen, vielleicht das Ziel gänzlich zu verfehlen, oder unsern Eifer durch

fruchtlose Bemühungen zu ermüden. Es ist schwer, einen Weg allein zu gehen, wo man so oft zwecklos fortgehen, so oft sich verfehlen kann; und dieses mag wohl die Ursache seyn, warum die Poesie, in Betracht, was sie nützen könnte, noch in unsern Tagen so leer, und die Meinung, daß sie bloß zum Vergnügen, dessen der Staat leicht entbehren kann, gemacht sey, überhaupt noch gemein bleibt.

Ich will Ihnen also sagen, was ich, falls ich die Poesie anfangen sollte, an Ihrer Stelle thun, wie ich mich verhalten würde; ich will Ihnen sagen, was — wie ich lese, will Ihnen die Stellen auszeichnen, wo — und wie ich empfinde; Ihnen erklären, warum ich so zu empfinden glaube; aber ich werde mich dabei niemals an eine systematische Ordnung binden; und wenn ich je was Gutes, was Nützliches sage, so wird allemal das, was ich bei Gelegenheit, wann ich selbst mit in die Sache gebracht, selbst mit gerührt bin, im Feuer bin, sagen werde, am besten gesagt seyn. Sie sind meine lieben Landsleute, sind meine Freunde, und ich bin unendlich stolz, edle Seelen, Männer, welche dem Staate nützen, ihn auf eine nützliche Art vergnügen werden, als Freunde zu kennen. Vielleicht ist ein weites, großes Genie, dem einst wichtige Dinge bevorstehen, unter Ihnen, und wie will ich mich

freuen, die ersten Keime desselben entdeckt, gebildet zu haben!

Das beste Mittel, seine Begriffe nach und nach zu einem System zu führen, ist, daß Sie sich den Muth nehmen, alles, was ich Ihnen als lesenswürdig anrühmen werde, zu lesen, und ein gewisses Buch, das Ihrer Fassung am nächsten kommt, zu Ihrem Vertrauten zu machen. Es würde Sie nichts nützen, wenn ich Ihnen heute sogleich eine Theorie vorlegen wollte, zu der ich selbst, ohne daß ich es merkte, was in mir vorgieng, durch ein lange fortgesetztes Lesen, und durch Jahre und Umgang gekommen bin. Wie viele Eindrücke und Wiederholungen derselben werden erfordert, bis unser Gefühl zum wahren Tone gestimmt, und in demselben befestiget wird; und wie lange muß man fort lesen, um zu wissen, warum man liest, und wohin man am Ende geführt wird?

Merken Sie sich die Stellen, wo Sie sich am längsten verweilten, wo Sie glaubten, etwas Ausserordentliches zu finden, und schreiben Sie darüber in wenigen Worten Ihr Urtheil, Ihre Empfindung nieder. Fühlen Sie sich bisweilen erhitzt, selbst etwas zu schreiben, so lassen Sie ja diese glücklichen und seltenen Stunden nicht unbenutzt vorübergehen; sie kommen manchmal nicht wieder, wenigstens nicht so wieder, wie sie uns damals entzündeten.

fruchtlose Bemühungen zu ermüden. Es ist schwer, einen Weg allein zu gehen, wo man so oft zwecklos fortgehen, so oft sich verfehlen kann; und dieses mag wohl die Ursache seyn, warum die Poesie, in Betracht, was sie nützen könnte, noch in unsern Tagen so leer, und die Meinung, daß sie bloß zum Vergnügen, dessen der Staat leicht entbehren kann, gemacht sey, überhaupt noch gemein bleibt.

Ich will Ihnen also sagen, was ich, falls ich die Poesie anfangen sollte, an Ihrer Stelle thun, wie ich mich verhalten würde; ich will Ihnen sagen, was — wie ich lese, will Ihnen die Stellen auszeichnen, wo — und wie ich empfinde; Ihnen erklären, warum ich so zu empfinden glaube; aber ich werde mich dabei niemals an eine systematische Ordnung binden; und wenn ich je was Gutes, was Nützliches sage, so wird allemal das, was ich bei Gelegenheit, wann ich selbst mit in die Sache gebracht, selbst mit gerührt bin, im Feuer bin, sagen werde, am besten gesagt seyn. Sie sind meine lieben Landsleute, sind meine Freunde, und ich bin unendlich stolz, edle Seelen, Männer, welche dem Staate nützen, ihn auf eine nützliche Art vergnügen werden, als Freunde zu kennen. Vielleicht ist ein weites, großes Genie, dem einst wichtige Dinge bevorstehen, unter Ihnen, und wie will ich mich

freuen, die ersten Keime desselben entdeckt, gebildet zu haben!

Das beste Mittel, seine Begriffe nach und nach zu einem System zu führen, ist, daß Sie sich den Muth nehmen, alles, was ich Ihnen als lesenswürdig anrühmen werde, zu lesen, und ein gewisses Buch, das Ihrer Fassung am nächsten kommt, zu Ihrem Vertrauten zu machen. Es würde Sie nichts nützen, wenn ich Ihnen heute sogleich eine Theorie vorlegen wollte, zu der ich selbst, ohne daß ich es merkte, was in mir vorgieng, durch ein lange fortgesetztes Lesen, und durch Jahre und Umgang gekommen bin. Wie viele Eindrücke und Wiederholungen derselben werden erfordert, bis unser Gefühl zum wahren Tone gestimmt, und in demselben befestiget wird; und wie lange muß man fort lesen, um zu wissen, warum man liest, und wohin man am Ende geführt wird?

Merken Sie sich die Stellen, wo Sie sich am längsten verweilten, wo Sie glaubten, etwas Ausserordentliches zu finden, und schreiben Sie darüber in wenigen Worten Ihr Urtheil, Ihre Empfindung nieder. Fühlen Sie sich bisweilen erhitzt, selbst etwas zu schreiben, so lassen Sie ja diese glücklichen und seltenen Stunden nicht unbenutzt vorübergehen; sie kommen manchmal nicht wieder, wenigstens nicht so wieder, wie sie uns damals entzündeten.

Schreiben Sie, so lange Sie sich fühlen, und lesen Sie bei kaltem Blute. Diese Uebung hat einen vielseitigen Nutzen, sie schärfet und ordnet unsere Gedanken, bildet unsern Styl aus, und ist überhaupt das einzige Mittel, den Gang unserer Einsichten kennen zu lernen. Wenn Sie immer so fort lesen, so werden Sie in etlichen Monaten klüger, empfindsamer, besser, gesitteter seyn, als Sie heute sind. Das muß jeder Mensch von sich denken, der sich nicht einbildet, das Ziel aller Aussichten diesen Tag erreicht, und seine Verbesserung schon geendet zu haben. Was Ihnen jetzt gefällt, wird Ihnen vielleicht nach etlichen Monaten mißfallen, und das Buch, das Sie jetzt begierig lesen, werden Sie vielleicht kaltsinnig weglegen, und vergessen. Wie angenehm muß es nicht jedem seyn, in Sich selbst sehen, Sich selbst auf eine so gute Weise beobachten zu können!

Ich muß hier, weil ich Sie liebe, eine sehr wichtige Anmerkung im Vorbeigehen machen. Ich werde Ihnen oft einen Mann, der ein großes Talent besaß, nennen, und vor seiner Gesellschaft Sie warnen. Er fühlte Riesenstärke, führte Riesenstreiche auf eben das Gebäude, das er erhalten, und zerschlug eben die, welche er unterstützen sollte. Es giebt keine Schriften, welche schrecklicher schaden kön-

nen, als die Schriften großer aber böser Poeten. Sie trennen die feste Haltung des Geistes, schwächen den Kopf zu männlichen Geschäften, und öffnen jeder Thorheit in das schlaffe Herz, und in abgespannte Sinne den Eingang. Wehe dem Manne, der auf diese Weise unsere Ruhe stört! Er hat Nationen in ihrem Aufkeimen vergiftet, Jünglinge entnervt, und Jahrhunderte geistlos gemacht!

Da ich ein Mensch bin, und mithin außer Stand bin, Ihnen ein anderes Verbot auf die Lektüre dieser Abwege zu geben, als was Ihnen ihre eigene Menschenvernunft, Ihre eigene Wohlfahrt und Ruhe befiehlt; da ich weiß, daß man das, was am schärfsten verboten ist, insgeheim sehr oft am liebsten liest; so kann ich nichts thun, als die Stimme der Ehre Ihnen zurufen, und Sie nochmals erinnern, daß, gleichwie der Freund, den man zum Vertrauten sich wählt, ein Zeuge des Herzens, so auch das Buch, das Sie lesen, ein unfehlbarer Beweis Ihrer Einsichten, Ihres Geschmackes, Ihrer heimlichen und künftigen Fassung sey.

Was in Athen groß, poetisch schön war, ist es nicht allemal bei uns. Wie viele Dinge, die ehemals Tugenden waren, nun allgemein Laster sind; so ist durch die damaligen Sitten vieles gerechtfertiget, was jetzt das

Auge des feinern Mannes beleidiget; ich habe nie ein unsittliches Gemälde auf Papier oder Leinwand gesehen, ohne für den Künstler die äußerste Verachtung zu fühlen. Besitzt der Mann Talente, über die Empfindung zu herrschen; warum wollte er den Beifall aller Zeiten nicht einärndten, warum wollte er aus kriechender Herablassung der Miethling eines vornehmen Wollüstlings seyn! Auch wir Deutsche besitzen von dieser Art ein paar große Talente; aber wie ist es zu bedauern, daß ich sie hier nicht nennen darf, und in keiner Gesellschaft, wo Menschen mit feinen Herzen sind, nennen darf. Der öffentliche Aufkauf solcher Schriften ist ein Zeuge von der elenden undeutschen Gesinnung der Käufer, und ihr Spott, wenn Sie solche Schriften verachten, soll Sie nicht kränken. Dieß Verfahren der größten Talente, deren Andenken alle Weltalter durchleben wird, stehe Ihnen für die Wahrheit Ihres Geschmackes. Vergessen Sie niemals, wie gesittet die großen Seelen, ein Virgil, ein Richardsohn, und unter uns ein Gellert, ein Weise geschrieben hat.

Studiren Sie also ein Buch, und lassen Sie dieß Ihren Freund, Ihren Rathgeber seyn. Sie haben jetzt einen Horaz, einen Virgil: O wie viel haben Sie! Und was müßte aus Ihnen werden, welche große Männer müßten

Sie werden, wenn Sie den Geist derselben durchdringen und in sich aufnehmen sollten! Viele halten das Vergnügen, das ihnen die Lektüre derselben giebt, schon für den endlichen Nutzen, ruhen dabei aus, und glauben, mit Genie gelesen zu haben, wenn sie nach desselben Durchblätterung künftig noch Lust empfinden, aufs neue lesen zu wollen. Der Mann, der ein Gemälde des Unglücks bloß mit Kunstaugen betrachtet, und über die Vorstellung eines Trauerspiels mitgerührt wird, und mitweint, aber seine Thränen für die Stimme der Kunst hält, und dann im bürgerlichen Leben selbst das thut, wider was er dort eiferte, kann unmöglich jemals mit der wahren Absicht des Dichters bekannt, und vom Geschmacke desselben beseelt seyn. Wenn der junge Dichter mit seinem Lehrer den Horaz liest, so vergesse er niemals die Antwort auf die Frage: quid dedicatum poscit Apollinem vates? etc. in allen Oden zu suchen, sich stets das Vergnügen des wahren Geschmackes, nämlich eines simpeln, ruhigen Lebens, unsers endlichen Wunsches, ins Gefühl zu legen, und sich des Horazischen Geistes, des wahren Dichtergeistes zu versichern; er vergesse niemals, wenn er den Virgil liest, die großen Gemälde von der gleichförmigen über die Schicksale erhabenen Fassung durch Wiederholung in seine

Seele zu bringen, und sie zum Muth über alle Beschwernisse zu heben. Aber lesen müssen Sie ehe den Dichter, mit ihm handeln, mit ihm beklemmt, zerrissen, erhoben werden, kurz in die Natur, die er schildert, versetzt werden.

Ich will Ihnen ein Beispiel von der Natur lebloser Gegenstände geben, denn es ist besser, mit diesen anzufangen, weil die Natur der Leidenschaften überaus viel voraussetzt. Ein Dichter malt zum Beispiel die Nacht; so kann er entweder die Gegenstände, welche dem Auge, dem Ohre, und den übrigen Sinnen besonders entgegen kommen, aufnehmen, welches der Maler allemal thun muß; oder die Empfindung, welche er von denselben erhält, beschreiben, oder beides zugleich thun. Ich muß hier im Vorbeigehen eine kleine Anmerkung machen. Die Sprachdichter haben sich hierin sehr viel zu gute gethan, indem sie sich zur Zeit, da sie von gegenwärtigen Dingen sprachen, erlaubten, von den vergangenen oder zukünftigen zu sprechen. Wenn sie sagten, jetzt ist Frühling: so sagten sie, jetzt ist es nicht mehr Winter, oder jetzt wird's bald Sommer seyn; sie beschrieben damit die Gegenstände des Sommers, und vergaßen oft, von was sie reden wollten. Diese Schilderungen, welche der Sache, die man malen will, vor- und

nachgehen, können wohl an sich selbst Meisterstücke seyn; aber wer würde es nicht ungereimt finden, wenn uns ein Maler Schnee und gefrorne Flüsse hinsetzen, und hernach bereden wollte, er habe den Frühling malen, und die gegenwärtigen Dinge nur anzeigen wollen, um zu sagen, daß sie nicht mehr vorhanden sind.

Aber nun wieder zum Dichter, der die Nacht beschreiben will. Wann er an die Arbeit geht, so umgebe ihn heilige Stille; so schmelze sein Herz zärtliche Schwermuth, und sein Geist fließe in die sanften Gefilde der Nacht hin; sie übergieße ihn lieblich hier am bemoosten Steine. Er sehe noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verliert, wie er zurücklacht das leztemal durch den leichten Nebel, der, wie ein goldener Flor entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschleicht; er fühle, wie die ganze Natur seinen Abzug feiert im sanften Widerscheine des Purpurs, der auf streifigen Wolken flammt; höre die Vögel das lezte Lied singen, und sehe sie gepaart ihre Nester suchen; er höre den Hirten vom langen Schatten begleitet flöten nach seiner Gegend, flöten das Abendlied.

Schüchtern durchstreife dann sein Blick den dunkeln Wald, ruhe auf leichten Stellen

die der Mond durch das dichte Gewölbe zitternder Blätter, hier am moosigen Stamme, dort auf dem winkenden Grase, oder an zitternden Aesten ins schwarze Dunkel hinstreut; oft eile er schüchtern zurück, durch trügende Gestalten krummer Stämme, oder im Dunkel rauschender Aeste, oder schwarzer Schatten erschreckt, oder er fahre auf den Wellen daher, die, wie Lichter auf dem schwarzen Bache hüpfen, der sich neben ihm rauschend stürzt; denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zarten, geschlängelten Rehen, oder von Drachen mit rauschenden Flügeln, und schlankzirkelndem Leibe gezogen u. s. w.

Jede gute Schilderung muß so beschaffen seyn, daß sie sich als eine einzelne Landschaft auf Leinwand bringen, und zusammen setzen lasse. Dieses ist die gewissește Regel, den Zusammenhang und die Wahrheit der Ideen zu untersuchen, nämlich sich dieselben als das Werk eines Malers vorzustellen, jeden Ausdruck gemalt, jedes Beiwort als eine Farbe zu denken, und so das Ganze zu übersehen. Man stellt sich auf diese Weise die Sache gegenwärtig, lebhaft vor, und setzt sich in den Stand, die Unordnung, den Auswuchs der Ideen, das Verhältniß, oder ungeschickte Zusammensetzungen augenblicklich wahrzunehmen.

Die vorige Schilderung war von einer hellen späten Sommernacht entnommen. Jede Jahreszeit hat ihre eigenen besondern Bilder, welche in unmerklichen, unendlich mannigfaltigen Schatten abnehmen, sich gleich dem Privat= und allgemeinen Schatten vermischen, und zur neuen Gattung übergehen. Wenn man nun eine Stelle in dem Dichter liest, so vergesse man den Dichter, lege das Buch weg, und sehe hinaus über die Gegend, welche der Dichter hier annimmt, sehe mit seinen Augen den letzten Blick der Sonne, und den Nebel, der wie ein goldener Flor, (man bemerke die Gleichnisse, und die Farbe, die man ihm beilegt) die Natur umzieht. So soll der Maler, so soll der Dichter studiren.

Die vorigen Erscheinungen sind alle sehr wahr; aber man müßte sich, wenn man die Ankunft der Nacht selbst malen wollte, nicht an dieses Muster halten. Man kann zur nämlichen Zeit Bilder durch alle Ideen, große, sanfte, melancholische, ja schreckliche Gegenstände herausheben, und andere Dichter würden sich ganz gewiß an einen ganz andern Ort hingestellt, ganz andere Erscheinungen, die zu gleicher Zeit vorgehen, beobachtet haben, und eben so gut Dichter geworden seyn. Es ist für Anfänger ungemein nützlich, wenigstens Vergleichungen dieser Art anzustellen. Ich will

als ein Beispiel die Gemälde einer stürmischen Nacht nehmen, welche zur nämlichen Zeit fünf Barden aufgenommen haben.

1) „Die Nacht ist dicht und schwarz. Die Wolken ruhen auf den Hügeln. Kein Stern mit grünem Zitterstrahle, kein Mond blickt von der Höhe. Ich höre den Wirbel im Walde; doch weit entfernet höre ich ihn. Der Strom im Thale murmelt; doch ist sein Murmeln störisch und betrübt. Vom Baum an einem Grabe tönt der Eule lange Klage. Dort auf der Fläche schwebt ein dämmernd Bild. Es ist ein Geist! Es schwindet, es fleucht! Diesen Weg wird eine Leiche nehmen. Die Erscheinung zeichnet ihr den Pfad.

„Von der Hütte fern am Hügel heult die Dogge. Der Hirsch liegt im Moose des Berges, die Gattinn zur Seite. Sie höret den Wind in seinem ästigen Geweihe, fährt auf, und streckt sich wieder.

„Das Reh in der Felsenkluft, der Kopf des Auerhahns unter dem Flügel. Kein Vogel, kein Thier ist umher. Die Eule nur, und der heulende Fuchs; sie auf einem blätterlosen Baume, er im Gewölke des Hügels.

„Finster, schnaubend, bebend hat der traurige Wanderer seinen Weg verloren. Durch Stauden und Dörner irrt er am sprudelnden Bache; er fürchtet die Klippe, den Sumpf;

er fürchtet die Geister der Nacht. Unter den Stößen des Windes ächzet der älternde Baum, krachen die stürzenden Aeste. Die dürren, untereinander verworrenen Kletten spielet der Wirbel im Grase dahin ꝛc.

2) „Der Wind ist auf. Der Regen stürzt. Der Geist des Berges heult. Wälder stürzen von den Höhen, Fenster schmettern. Der wachsende Gießbach erbrüllt. Der Wanderer versuchet die Führte. Höre den Jammer! Er stirbt! der Sturm vertreibt das Roß vom Hügel, die Ziege, die blöckenden Kühe. Der Regen ist hinter den Zitternden her, neben dem moderigen Damme.

„Dem Schlaf entfährt der Jäger in seiner einsamen Hütte; er wecket das sinkende Feuer. Die nassen Hunde düften um ihn; er stopft die Ritzen mit Heu. Zwei Ströme vom Gebirge mengen ihr Brausen unter seinem Nachen. Es sitzt der wandernde Schäfer bestürzt am Hange des Hügels. Ueber ihm sauset der Baum; der Strom brüllt die Klippen hinunter. Dem kommenden Monde seufzt er entgegen, dem Leiter nach Hause. —

3) „Noch sauset der Wind zwischen den Hügeln und zischet am Felsen durchs Gras. Die Fichten sind vom Grunde gerissen, die Hütte von Leimen zerstört. Die Wolken wallen getrennt hinweg. Man sieht die Sterne

flammen. Das todtverkündende Dunstbild durchschimmert das Dunkel. Nun ruht es am Hügel! Ich schaue das dürre Farrenkraut, den finster begipfelten Felsen, den Eichenfall. Wer ist dort in seinem Sarge, vom Baum beschattet, am Bache?

„Die schwarzen Wogen wälzen sich im See, und schlagen die schroffigen Ufer. Der Nachen ist voll Wasser an der Anfuhr. Mit den Rudern spielt die schwanke Flut. Ein Mädchen sitzt traurig an dem Felsen, am rollenden Strome haftet ihr Auge. Ihr Geliebter versprach sich hieher. Seinen Nachen sah sie noch, so lange es Licht war, auf dem See. — Sind dieses die Trümmer des Nachens am Strande? — Ist dieses sein Jammern im Winde? Horch! der Hagel rasselt umher. Schnee sinkt nieder in Flocken. Die Spitzen der Hügel sind weiß. Die stürmischen Winde verbrausen. —

4) „Die Nacht ist ruhig und schön. Heiter, sternig, friedsam ist die Nacht. Mit den Wolken sind die Winde weg; sie sanken hinter den Hügel. Am Gebirge steht der Mond. Bäume gleisen, Ströme glänzen an dem Felsen. Der gesetzte Teich schwebet hell, hell der Bach des Thales.

„Ich sehe gesunkene Bäume; die Garben des Getreides auf der Fläche. Der wache

Landmann sammelt sie wieder, und pfeifet im fernen Gefilde.

„Die Nacht ist ruhig, sanft und schön. Was kömmt dort von den Gräbern her? Jene Bildung mit dem Schneegewande, mit den weißen Armen, mit den dunkelbraunen Locken? Es ist die Tochter des Gebieters! Sie, die jüngst verschied! —

5) „Die Nacht ist still; doch fürchterlich. Ein Gewölk hüllt den Mond im Westen. Langsam streichet dort sein blasser Strahl über den beschatteten Hügel. Man hört die ferne Woge. Der Gießbach murmelt an dem Felsen. Von der Hütte kräht der Hahn. Mehr als halb ist die Nacht vorbei. Des Landmannes Weib greift um sich im Dunkeln, wecket den erstorbenen Heerd. Der Jäger ahnt das Morgengrau, rufet die springenden Doggen, steiget den Hügel hinan, und verpfeifet den Weg. Ein Windstoß entfernet die Wolken; er schauet in Wolken den sternigen Pflug. Noch ist viel von der Nacht zu erwarten. Neben der moosigen Klippe schüttelt er das Haupt.

„Ha! der Wirbelwind ist im Walde, und ein dumpf Getön in dem Thale. Es ist der Todten mächtig Heer, das aus den Lüften kehrt.“

„Hinter dem Hügel verweilet der Mond. Noch immer trifft sein Strahl die lüftige

Klippe. Die Bäume werfen lange Schatten.“ —

In dem Gesange des Gebieters, der sie bewirthet hat, ist diese Stelle sehr schön:

„Wo sind die Führer unserer alten Zeit, die hochgerühmten Könige? Die Felder ihrer Schlachten schweigen. Kaum daß noch ihr bemoostes Grabmal bleibt. Auch unserer wird man vergessen. Dieß lüftige Gebäu wird fallen. Kaum werden unsere Kinder seinen Schutt im Grase entdecken. Sie werden Greise fragen: Wo standen unsere Mauern?“

Die Gemälde der Nacht sind beinahe historisch; aber welche Züge für den Maler, den Pantomimisten; welche Ströme des Gefühles zum Hohen für den Dichter! Wenn ich so stehe im Geiste an dem seebespülten Felsen (Wolken ruhen über dem Felsen, und dicke Finsternisse verhüllen meinen Blick in das dunkle Grauen hinaus), stehe über der Klippe im Sturme, und wenn ich dann höre das Wälzen schwarzer Wogen, und das Hinanschlagen am schroffigen Ufer, und wie die Wirbel vom fernen Walde herheulen, und die stürzenden Ströme vom Gebirge brausen, und Steine und Grund mit sich fortreissen; und wenn ich so hinathme, gehoben vom Sturme und vom Schaudern in die schwindelnde Nacht, und ich fasse dann ein einzelnes Bild,

das einsame Klagen der Eule, oder das Klappern der dürren Röhre am Grabe des Vergessenen, oder ich höre herheulen von der fernen Hütte die Dogge; — ächzen den älternden Baum unter den Stössen des Windes am Hügel; — auffahren den Jäger in seiner einsamen Hütte, wie er das sinkende Feuer weckt, und wie die nassen Hunde um ihn duften, und wie er die Ritzen mit Heu stopft; — oder ich sehe den alten Helden mit offenen Armen wanken am Abgrunde; die ganze Nacht steht er am Ufer, sieht seine Tochter im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hört er ihr Schreien. Laut ist der Wind, und der Regen schlägt scharf nach der Seite des Berges; ihre Stimme wird schwach, ehe der Morgen erscheint; sie stirbt weg, wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen; wenn dieß alles in mich strömt, alles auf mich sich legt, dann finde ich so viel in diesen wenigen Bildern, daß ich glaube, man könne sie dem niemals erklären, dem man sie mit Worten erklären soll.

So, däucht mir, sollen Sie anfangen, die Dichtkunst zu studiren, — zu studiren die Natur in Mustern, ohne sich an Muster zu fesseln. So studirte Kleist, der auf seine geliebte Bilderjagd, wie er sie nannte, einsam sich hinbegab, die Natur in ihrer Einfalt, in

frohen und melancholischen Gegenden belauschte, und wenn sein Herz schmolz, malte; so studirten die Künstler alle, die selbst dichteten, und über die Ideen ihrer Muster sich aufhoben. Und wenn Sie das, was der Dichter bemerkt hat, so studiren, so werden Sie bald Aussichten entdecken, die nur der seltene Kenner bemerkt hat, und die Kunst lernen, in die Tiefen der Natur ihren eigenen Weg zu gehen. Da die meisten Schilderungen, wenn man dieselben aus verschiedenen Dichtern zusammenhält, fast überall gleich sind, und beinahe eben dieselben Dinge uns vorstellen: so ist es ganz gewiß, daß man außer dem Gewöhnlichen noch sehr wenig sagt, und nur noch die allgemeinsten Gegenstände entdeckt und ausgedrückt habe. Die Haushaltung der Natur ist unendlich mannigfaltig. Die Meisten hatten keine Augen, denjenigen, welche untertauchten, nachzufolgen, und schlüpften über die Oberfläche weg. Sie nährten sich vom Thaue, der aufstieg. Noch hat man weder die Harmonie der Sphären, noch den Gesang des Schmetterlings gehört.

Ihre ersten Uebungen sollen indessen, bis wir uns mit den allgemeinen Begriffen der Poesie bekannt und fähig gemacht haben, gewisse Arten vorzunehmen, darin bestehen, daß Sie sich gute Muster der physischen Naturge=

mälde erklären, dieselben prosaisch oder auch gebunden übersetzen, oder wohl selbst kleine Versuche niederschreiben. Wie schön ist die Beschreibung des Morgens im L. Ann. Seneca: Jam rara micant sidera prono languida Mundo etc. Und wie schön hat Kleist vorzüglich in seinem Frühlinge gemalt! Einige horazische Oden, z. B. Beatus ille, qui procul Negotiis etc. Thomsohns Jahrs- und Zachariä Tagszeiten, und andere mehr werden Ihnen die schönsten Gemälde darbieten. Ueberhaupt müssen Sie erst empfinden lernen, wenn Sie meine Worte, meinen Endzweck verstehen wollen. Ich werde Ihnen alle Tage zu meiner und Ihrer Belohnung eine schöne treffende Stelle aus irgend einem guten Buche lesen; und wenn Sie sich darauf freuen, wenn Sie mich gerne hören: so sind Sie gewonnen. Ich werde mit meinem Herzen lesen, und Sie nie rühren wollen, ohne selbst mitgerührt zu seyn. Wenn man so liest, (sagt ein Mann, der Empfindung hat) so muß sich in jungen Seelen unendlich viel herausbilden. Junge Herzen (fährt er fort, und ich setze die Stelle her, denn sie ist schön) schmelzen bald, und ich erinnere mich eines der rührendsten Auftritte in meinem Leben. Die Schüler weinten sanft, und der Lehrer hielt inne, denn er empfand das, was

er las, und schwieg. Eine Pause war's mit so etwas, das sich nicht malen läßt; ich habe nie besser empfunden, was man feierlich nennt; es goß sich wie ein elektrisch Feuer durch meine Nerven.

Ueberhaupt wird meine Methode, wie ich mit Ihnen die Dichtkunst studiren will, diese seyn. Erst werde ich Ihnen von allen Gegenständen, von denen ich glaube, daß ich sie Ihnen erklären soll, ein Beispiel voraussetzen, es mit Ihnen lesen, zergliedern, und so einen allgemeinen Grundsatz, auf dem es beruht, hervorsuchen; — dann werde ich Ihnen den Antheil und den Ausdruck, dessen sich in dieser Gattung die Maler, Tonkünstler rc. bedienen, nachsetzen. Ist dieses festgesetzt, so werde ich Sie mit den besten Werken, welche in dieser Art sich herausheben, und mit den Verfassern derselben bekannt machen; und endlich werde ich Ihnen allemal sagen, was diese Art der Dichtkunst besonders nütze, und was man dabei vermeiden, und wie man sie gründlich erlernen soll.

Noch muß ich Sie vor einigen Fehlern warnen, welche ich bei manchem guten Kopfe zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche einen zu großen Einfluß auf unsere Wißbegierde, auf unsere Art zu studiren, zu viel Entscheidung für das künftige Leben haben, als daß ich sie gänzlich vorübergehen sollte.

Manche lassen sich von dem angenehmen Eindrucke der Poesie auf ihr Herz dahin verleiten, dasselbe jedem andern Geschäfte zu schließen, und das, was ihre Berufungsarbeit bloß beleben, belohnen soll, selbst für ihre Arbeit zu halten. Sie verachten einen jeden, der nicht das liest, das anrühmt, was ihnen gefällt, verhöhnen alles, was nicht Dichter ist, verlieren die Zeit, die sie auf nützlichere, dem Staate unmittelbar nützlichere Dinge verwenden sollen, in einem unedlen poetischen Müssiggange, und mißhandeln die Ehre, die Absicht der Dichtkunst. Kommen solche Unglückliche einst in die Welt, und finden sie dieselbe nicht so, wie hier diese Schule; und hören sie die Sprache nicht, die wir hier nun sprechen, so ist ihnen die Welt eine weite Wüste, und ihr Beruf eine Marter. Und sind wir einmal mißvergnügt, ach, was macht dann der Umgang mit Menschen, die für uns keinen Zug unsers Herzens gemein haben, aus uns! Wie mißtrauisch auf uns selbst, wie furchtsam, verdrossen und klein macht er uns! Der gute Kopf trocknet weg, das Herz wird filzern, trüb, der ganze Mensch steht ab, wie ein Fisch in einer Pfütze.

Die schönen Wissenschaften, meine lieben Freunde, sind nur die Mittel, womit Sie Ihre andern Geschäfte erleichtern, beleben sollen.

Wie der beste, der fruchtfähigste Boden, wenn er mit keiner Pflanze versehen ist, unnütz und schädlich wird; so sind die tiefsten Kenntnisse, das feinste Gefühl leere Namen, oft höchst schädliche Quellen, wenn sie auf keine Geschäfte angewandt, zwecklos in sich selbst sich verschließen. Nein, wie man die Tanzschule betritt, um den Körper in seine Gewalt zu bekommen und mit Leichtigkeit und Anstand zu tragen, aber nicht tanzt, wenn man in eine Gesellschaft tritt, sondern derselben sich mit den Vortheilen empfiehlt, die man sich durchs Tanzen erworben hat; so soll die Poesie Sie zu den Geschäften begleiten, ohne selbst Ihr Geschäft zu seyn. Sie werden oft mit Menschen von eisernen Herzen zu thun haben, (denn wie ist noch Ihr Leben so selig!) dann wird Sie das Gefühl der Poesie mit Gelassenheit, und wenn es nöthig ist, mit Schrecken bewaffnen; Sie werden oft mit schweren Pflichten zu kämpfen haben, dann wird Sie die Poesie mit Muth und frohem Eifer beseelen. Und wenn einst in manchen trüben Tagen Ihr Herz öde und abgelitten, wenn alles um Sie her finster und verlassen, und Ihren trüben Augen die Welt eine Wüste ist, wo stille und laute Ungeheuer den Spuren eines guten Herzens nachlauern, um es zu mißbrauchen; in diesen Tagen, wenn Ihnen die Langeweile die-

ses Lebens aufs Herz fällt, und zusammenpreßt jede Quelle der Fröhlichkeit, wird die sanfte mitklagende Muse Ihr Trost, Ihre Stütze und Belohnung seyn! sie wird Sie aufrichten, unterstützen, anspornen; wird Ihren Mienen bei Geschäften den beredten Ausdruck der Redlichkeit, Ihrem Betragen Würde, Ihren Worten Ueberzeugung, und allen Ihren Handlungen Leben, Kraft und Ausfüllung geben.

Vor den Männern, welche die Dichtkunst lästern, (leider! muß ich diese Anmerkung machen) darf ich Sie wohl eben so wenig warnen, als ich Sie bitten darf, daß Sie sich dahin gewöhnen möchten, gegen dieselben sich mehr mit Stolz und Mitleiden, als mit Unmuth zu waffnen. Dieses letztere wäre Triumph für dieselben, und Schande für uns, die man uns aus unserm Betragen richten soll. Sind sie unwissend, abgestimmt und verhärtet, so sind sie verloren für uns, wie Pflanzen, die man auf Felsen baute. Diese können uns nicht verstehen, was wir wollen, und man muß gar nicht reden, wenn man nicht verstanden wird. Auch wissen wir ja, daß es kranke Augen schmerzt, wenn man sie ans Licht bringt. Sind sie niederträchtig und boshaft, so laß die Raben schreien:

Sieh, wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt;
Er kämpft mit Macht, und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt sie mit den Klauen,
Und schleudert sie herab, und fliegt in stolzer Ruh,
Wie sonst, der Sonne zu.

Aber die schönen Künste sind zu reizend, für ihre Besitzer zu empfehlend, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit des größten Theiles auf sich ziehen, und auf den Anspruch ihres Besitzes stolz machen sollten. Ein weit größerer, und einst der gemeinste Fehler, und das größte Hinderniß in dem Fortgange der Künste. Darein fallen gemeiniglich diejenigen, welche ohne alle Hülfe, ohne alle Gesellschaft zu lesen anfangen. Sie klettern oft auf kleine Hügel, schauen herum, und werden schwindelig, weil sie niemals Gelegenheit hatten, ihre Augen auf Gebirge zu heften. Wenn man gleich aufwacht und liest, so bleibt man doch todt, wenn man niemand um sich sieht, dem man sagen kann, was man beim Lesen gefühlt hat. Ein Herz, das sich nicht öffnen, das seine Freude, sein Urtheil niemand mittheilen, sich nicht ausgießen kann, verenget sich, giebt den schönsten Stellen eine leere, oft ärgerliche Mißdeutung, glaubt immer das zu fühlen,

was es, um sich in seiner Beklemmung zu trösten, gern fühlen möchte, mißt die Aussichten des Dichters nach seiner Weite, und sieht am Ende die Arbeiten des Dichters für lustige Mährchen an. Andere, da sie die Gesellschaft ihres Ortes in der dümmsten Sorglosigkeit über alles, was in der feinern Welt vorgeht, und in der gröbsten Genügsamkeit begraben sehen, werden stolz, schellen mit ihrem Kopfe, wenn sie was lesen, das andere aus ihrem Bezirke noch nicht gelesen haben; oder glauben, oft deßwegen Einsichten zu besitzen, weil sie von giftigen Dümmlingen, die sie umsumsen, verfolgt sind, und überall wichtig zu seyn, weil sie in ihrem Orden sind; und endlich werden noch andere, wenn sie irgend einen gebildeten Kopf, der sich in ihr Eisland verirrt hat, sprechen hören, unruhig und wißbegierig; sie wollen alles wissen, worin sie andere unterrichtet sehen; sie erkundigen sich sorgfältig nach dem Namen, dem Geburtsorte, dem Aufenthalte und Amte jedes Dichters, merken sich von jedem einige Lebensanekdoten; lernen häufige Stellen und Urtheile der Journale auswendig, setzen die Gesellschaft in Erstaunen, und verdrängen oft den bescheidenen, den stillen und glühenden Mann.

Dieses sind bei uns sehr gemeine Fehler, die Ihnen in Ihrem Leben oft entgegen kom-

men, und Sie betrüben werden. Aber man darf nur wissen, was dazu gehöre, ein Dichter zu seyn, um sich vor der Krankheit, in der man sich einbildet, daß es leicht sey, ein Dichter zu werden, glücklich zu warnen. Ich weiß keine Wissenschaft auf Erden, sagt ein großer Mann, worin ich nicht Muth hätte, vortrefflich zu werden, nur nicht in den schönen Künsten, sobald mir das Genie fehlt. Und doch sind jene mit Tiefsinn erfunden, mit Mühe ausgedacht worden, da entgegen diese in der Natur, in dem Wesen aller Menschen gegründet sind. Die Kraft, etwas nachzumachen, worüber andere empfinden müssen, wie wir wollen, steht so wenig bei uns, so wenig es auf uns ankommt, unsern Leib, wenn er zu klein ist, größer zu machen. Kein Monarch kann seinen Ländern befehlen, ein Genie, wie Virgil und Klopstock sind, herzustellen. Man muß den nicht unter die großen Köpfe zählen, der in seinem Lande niemand an der Seite hat, der größer ist, als er. Der Maaßstab, wornach man ihn messen muß, ist ein Ideal. Ganze Länder haben ganze Generationen durch keinen großen Geist gehabt. Die Natur beobachtet gleichsam andere Gesetze, wenn sie ihn hevorbringt, und sie bringt ihn oft hervor, wann sie einem Erdstriche eine andere Gestalt geben will, manch=

mal in Zeiten der Revolutionen, in den Tagen großer Erschütterungen und Drangsale. Auch macht das Ungemeine, womit sie handeln, reden, daß man sie eben so selten duldet, so selten sie hervorkommen. Er hat das Geheimniß, wenn er erscheint, ein ganzes Land in Gährung zu setzen, die Empfindung aufzuziehen, Neigungen zu erhöhen, und ihnen Dinge abzugewinnen, deren Ausführung keine Gewalt, keine Vorstellung der Gesetze bewirken kann.

Gleichwohl muß jeder mit dem Eifer, mit dem Ernst anfangen, als wenn er berufen wäre, der Dichter für seine Landsleute zu werden. Wir wollen die Wege nachgehen, welche große Männer betreten haben, es koste uns auch, was es wolle. Sind wir gleich keine Homere, so wollen wir uns doch bemühen, es dem Geiste nach zu werden, ich meine, uns bis zur Feinheit, zur Stärke der Empfindung, zur Größe der Denkungsart, die den Homer beseelte, zu schwingen. Wir wollen die Kenntniß der schönen Künste eben so wenig für einen bloßen Zeitvertreib, oder ein bloßes Vergnügen, dessen wir leicht entbehren könnten, eben so wenig für eine bloße Lust, als für eine Hauptbeschäftigung, sondern für gute Freunde ansehen, an die wir uns in harten Schicksalen halten, die wir in guten zur

Unterstützung uns zulegen, und in allen Lebensvorfällen nützen können. Die Poesie gewinnt jedermann lieb, wer sie kennt, und der beste Beweis, ob wir sie kennen, schätzen gelernet haben, wird unfehlbar dieser seyn, wenn wir dieses Jahr dürstender nach Weisheit, begieriger nach nützlichen Kenntnissen, eifriger nach thätigen Arbeiten, wenn wir im guten Sinne unbiegsamer, in harten Arbeiten unerschrockener, im Umgange geselliger, mittheilender, kurz, wenn wir weit besser, menschlicher, als wir heute sind, seyn werden. Wenn Sie alle Dichter gelesen, alle Denkmäler ewiger Kunststücke gesehen, studirt, gesammelt hätten, und Sie bleiben hart gegen Menschen im Elende, geistlos in Ihren Handlungen, und Sie zittern in Gefahren, können niedergebeugt, entwaffnet werden, wie kann ich bezeugen, daß Sie die besten Dichter gelesen, verstanden, für's Herz gelesen, Sich dieselben zur Natur gelesen haben? O, meine Freunde, wie voll bin ich wenigstens von einer Ahnung! Wer weiß (Niederträchtigkeit wäre es, zu verzweifeln) ob nicht ein Heldengeist unter uns hier zugegen glüht, der bestimmt ist, ganze Regionen licht zu machen, und Jahrhunderte zu lehren. Und dieser Geist ein Deutscher, dieser Geist ein Bayer! Mir will die Seele entfliehen.

Aber ohne eine zehrende Hitze für den Gegenstand, dem man nacheifert, ohne jene Unruhe, welche dem Themistokles den Schlaf benahm, wird man sich niemals über die gemeine Idee erheben, niemals etwas Großes, Ungemeines hervorbringen. Wie ein Mensch ohne alle Leidenschaft überhaupt zu nichts taugt, so muß die Kenntniß der schönen Künste, wenn wir uns mit denselben vertraut, sie uns eigen machen wollen, zur einzigen Leidenschaft werden. Wir müssen die Sache immer vor Augen haben, von derselben immer denken, reden von derselben, mit uns allein und in Gesellschaften und im Traume reden, und für jeden andern Gedanken, der zu unserm Ziele gar nichts beiträgt, verschlossen seyn. „Ich habe (so bezeugt von sich eine große Seele in dem Aufsatze der eigenen Lebensgeschichte), wenn ich meinem Vater die Zeitung vorlas, oft mitten im Lesen einhalten müssen; denn, wenn ich las, daß sich dieser oder jener große Mann in etwas hervorgethan habe, so strömte mir eine Hitze durchs Herz, und alle meine Glieder fiengen zu zittern an. Ich eilte oft weg, und weinte, wo mich niemand sehen konnte, aus gepreßtem Herzen, ohne zu wissen, warum. Wo ich hingieng, und was ich that, fiel mir der Mann ein, und daß er so was Schönes gethan hatte. Ich suchte daher

bei allen Gelegenheiten etwas Großes zu sagen, und zu zeigen, daß ich seyn konnte, was andere gemeiniglich nicht sind. Meine jungen Freunde verachtete ich, wenn sie mir ein leeres Spiel, oder einen Spaziergang vorschlugen, und ich gieng so mithin, wenn ich mitgehen mußte, so mit gesenktem Haupte, und sprach von großen Dingen, und vom Falle und Aufstehen ganzer Länder, und von Männern, die ganzen Nationen Licht aufsteckten, und ich beneidete sie, wenn sie etwas sagten, das mir besonders auffiel. So trieb mich meine Begierde, groß zu seyn, herum, und mischte sich in alles, was ich that." Ist einmal diese Unruhe in Ihrem Herzen, ist sie mit der edlen Absicht, die uns beseelen soll, verbunden, so weiß ich, mit wem ich zu reden habe.

Lernen Sie die Kunst, sich zu betrüben, und Melancholie in Ihre Seele zu bringen. Zwar muß der wahre Dichter die Wirbel der Welt, Menschen, Charaktere und Sitten kennen; aber die Zeichnung, den wahren Ausdruck derselben muß sein Herz ihm verschaffen. Nicht in brausenden Aufwallungen, nicht im Aufruhr stürmender Herzen, sondern in einer süßen halb wehmüthigen Stille und in einer gewissen Einsiedelei öffnet sich, schmilzt unser Herz zu jenen unnennbaren Wendungen, die

jede schöne Seele entgegen fühlt, zu jener Laune, die den Dichter unsterblich, und gefühlvolle Herzen in Thränen zerfließen macht. Wenn ich wache am Fenster, und so hinsehe über die Gegend beim Mondschein, hin in die bleiche Stille; oder wenn ich sitze unter der einsamen Cypresse am Hügel, und sich nichts um mich her bewegt, als ein einzelner Vogel, oder der melancholische Schall einer schwertönenden Glocke von einem entfernten Dorfe; oder wenn ich stehe am Grabe des Freundes, und Blumen pflücke, und zurück denke an die Tage unserer Jugend, in diese und jene Tage, wo unser Herz besonders sich aufschloß, und dann die Blume zerknicke, daß sie verwelke, abdorre zum Staube; wie sich dann in dieser Schwermuth mein Herz hebt, und jede Stelle guter Dichter sich eingießt! Die Schriften eines Zachariä, der sich gern bei einsamen Stellen verweilet, eines Kronegks, der auch gemeinen Dingen eine gewisse klagende Laune, und mit dieser die Reize der Neuheit gab, des Ossians, den man aber nicht verschlingen, sondern sorgfältig und stellenweis lesen soll, werden Ihnen oft erklären, was ich jetzt nicht erklären kann.

Endlich muß ich Sie bitten, Ihre Arbeiten durch eine gute Absicht adeln, und durch einen uneigennützigen Endzweck beseelen zu

lassen. Es ist das nicht bloß ein ascetischer Rath; er gehört zu Ihrer Ruhe, zur Vollkommenheit Ihrer Bemühungen. Manche Anstrengung kostet eine Ueberwindung, und Sie werden sich oft eine neue Welt bilden sollen. Es erfordert eine Geistesstärke, die nur großen Seelen gemein ist, sich in harten Arbeiten selbst ermuntern zu müssen. Und das wird noch oft Ihr Loos seyn, bei großer Mühe, ungesehen, unbelohnt zu bleiben. Gemeine Arbeiten fallen eher in die Augen, werden eher hervorgezogen, indessen die schwersten Bemühungen des Geistes gleichgültig angesehen, mißkannt und verfolgt werden. Aber es ist leicht, und darum eine gemeine Ehre, am hellen Mittag unter dem allgemeinen Zurufe zu arbeiten, und für jeden Schritt sich belohnen zu lassen. Die größten Köpfe, deren Schriften wir lesen werden, haben oft beim Gefühl der drückenden Armuth, oft in den Tagen der Unwissenheit, der Intoleranz und des Fanatismus gearbeitet, und auf dem dürresten Boden unter Sturm und Ungewitter Denkmäler der menschlichen Güte, der menschlichen Größe errichtet. Ich lache allemal, sagt Plinius, wenn man mich fleißig nennt, indem er die Schriften seines Onkels, der die uns unbekannte Kunst verstand, ein thätiger Staatsmann, und ein thätiger Gelehrter zu

seyn, erzählet; ich bin der faulste Mensch, sobald man mich mit dem, was er that, vergleichen will. So denken Sie auch, denken Sie stets, daß Sie wenig thun, wenn Sie vielleicht auch mehr, vielleicht unendlich mehr als die Leute, die Sie um sich her, in Ihren Häusern, in Gesellschaften faul und unbekümmert erblicken, thun sehen, und setzen Sie sich niemals ein Ziel Ihres Fleißes. Und wenn Sie manchmal in Ihrem Zimmer öde, sich selbst überlassen und schwermüthig sitzen, und dann oft aufsehen, oft aufseufzen und denken: Ich arbeite, und man sieht mich nicht; wenn Sie dann ein gewisser Kleinmuth, und die Versuchung der Trägheit drückt, o so denken Sie auch, daß zur nämlichen Zeit tausend große Köpfe beim Pulte sitzen, und Sie lieben, und Ihnen entgegen fühlen.

So wollen wir dann anfangen, anfangen mit Ernst, Geist und Muth. Der erste Schritt kostet Mühe, aber sie belohnt sich von selbst, und es wird immer leichter fleißig zu seyn, je mehr man es gewesen ist. Heldenmäßige Seelen werden selbst durch die Beschwernisse einer Sache angefeuert, dieselbe desto eifriger zu verfolgen. Und wer hat den Muth, hier öffentlich zu gestehen, daß er zu muthlos, zu geistlos sey, den Vorsatz zu fassen, ein Held zu werden?

§. 4.

Von dem Sylbenmaaße.

Es ist uns, wenn wir auch selbst nicht dichten wollen, höchst nothwendig, eine Kenntniß des Sylbenmaaßes zu besitzen, um Dichter, die darin schrieben, zu verstehen.

Alles, was wir schreiben, hat eine gewisse Melodie, die auf gewisse Takte der Sylben und Worte sich gründet, und von geübten Ohren sehr deutlich vernommen wird. Die Musik in den Perioden der alten und neuen classischen Schriftsteller muß (wie der Lehrer in Beispielen zeigen soll) jedem auffallen, der für den Wohlklang gestimmt ist. Wie der Mensch, wenn er mit Tiefsinn auf eine ernsthafte Sache denkt, andere Schritte macht, als der, welcher traurig dahin schleicht, und der Gang des Frohen, weit anders bestellt ist, als der Gang des Entzückten; so erhält jeder Ton von dem Herzen, das ihn hervorbringt, seinen besondern Abschnitt, sein besonderes Maaß. Je nachdem ein gutes Wort eine Idee ausdrückt, nachdem wird es eilen, oder fließen, oder ernsthaft und erhaben dahingehen. Werden solche Worte zusammen gesetzt, so hört

man das Säuseln sanfter Winde, das Murmeln schlängelnder Quellen, oder das Rauschen eines losgerissenen Stromes, und den Donner des Ungewitters. Es ist nicht Erfindung, es ist ursprünglich Natur, es ist allgemeine Empfindung der Ordnung und der Gleichförmigkeit in allen Bewegungen, worauf eine gewisse Abmessung aller, auch sogar mechanischer Dinge sich gründet. Die Dichter, welche prosaisch geschrieben, haben ihren merklichen Numerus, ja, wie das Beispiel von Geßner zeigt, ohne daß sie es wollten, oft ihr förmliches Sylbenmaaß. Die Melodie in den Gesängen der wildesten Völker, ihre Tänze, ja alle unsere Bewegungen im Gehen, in Handarbeiten, beobachten gewisse Takte und Abmessungen. Was die schönen Künste betrifft, so hatten die Griechen ihren Rhythmus, eine gewisse Abmessung der Dinge, die aufeinander folgen, und der sie eine unwiderstehliche Kraft zuschrieben, die Lateiner ihren Numerus, dessen Cicero so oft erwähnt; wir haben, wie sie, unser Sylbenmaaß in Worten, unsern Takt in der Musik, und im Tanzen unsere Pas oder Schritte. Es muß einem Schüler äußerst angenehm seyn, sich die allgemeine Einrichtung der Natur in diesem Stücke erklären, und aus der Anwendung der-

selben die einfachsten Grundsätze der Musik herausleiten zu lassen.

Der Rhythmus in Tönen (Sylbenmaaß in der Poesie, Takt in der Musik) besteht eigentlich darin, daß man eine Reihe Töne in gleich lange Glieder nach einer gewissen Zahl von Schlägen eingetheilt. Mitten in diesen Gliedern verlangt die Empfindung oft einen Ruhepunkt, wodurch dieselben in gewisse Gelenke getheilt werden, die man Einschnitte oder halbe Cadenzen nennt.

Da Sie bereits wissen, daß ein Fuß aus einem Gliede, welches zwei und höchstens vier Sylben, überhaupt aber nur einen Accent hat, bestehe; daß die Abmessung der Sylben entweder von der Länge und Kürze der Zeit, wie bei den Griechen und Römern, oder von der Höhe und Tiefe des Tones, wie bei den Neuern, hergeleitet werde; da Sie ferners wissen, daß ein

Spondäus aus — —
ein Trochäus aus — ◡
— Jambus aus ◡ —
— Pyrrhichius aus ◡ ◡
— Daktylus aus — ◡ ◡
— Anapästus aus ◡ ◡ —
— Tribrachys aus ◡ ◡ ◡
— Molossus aus — — —

bestehe; so können wir sogleich zu den wesent-

lichen Eigenschaften des Verses und den verschiedenen Arten derselben fortschreiten.

Wenn man eine gewisse Anzahl Füße zusammensetzt, so, daß sie einen Satz ausmachen, der dem Ohre durch einen Schlußfall merklich wird, so entsteht daraus ein Vers; seine äußere und mechanische Vollkommenheit besteht darin, daß er aus gleich langen, und gleichartigen Füßen, das ist, aus solchen, welche gleich lange Zeilen und gleiche Accente haben, wie z. B. der Spondäus und Daktylus, zusammengesetzt sey, und hernach, daß er einen guten Schlußfall habe. Man bediente sich ehemals des Reims (welcher männlich genannt wurde, wenn der Reim nur auf der letzten, weiblich wenn er auf zwei Sylben lag) diesen Schlußfall merklich zu machen; allein seit man in die feinere Empfindung der Griechen und Römer zurück getreten, und die Kunst ihnen abgelernt hat, den letzten Füßen einen Ton zu geben, daß sie, ohne die Rede zu stören, unmöglich mit den ersten zusammenkommen können, hat man häufig angefangen, den Reim hiezu unnöthig zu finden. Die innere Vollkommenheit des Verses besteht darin, daß man ihm denjenigen Gang gebe, welchen die Sache und Empfindung, die er ausdrückt, erfordert. Wenn er gleich allemal deutlich, und der Natur der Sprache gemäß,

und überhaupt auch wohl klingen soll, so ist doch nicht allezeit nöthig, daß er sanft und den Ohren angenehm fließe. Wie ein Fluß über Wiesen still hinschleicht, und über Steine vorüber rauscht, so richtet er sich nach dem Gegenstande, den er malen soll, eilet, wenn das Herz hitzig, und fließet, wenn es gelassen ist. Wie verschieden sind die Verse Virgils, und doch ist jeder mit dem, was er ausdrückt, verbunden.

Indem aber die Vollkommenheit des metrischen Ausdruckes darin besteht, daß man gute Wortfüße wähle, und ihre Stellung treffe; so kömmt sehr viel auf die Sprache an, in der man dichtet. Jede Sprache hat Worte, welche die andere vermißt, und folglich den Vollton, der von einer andern erreicht wird, nicht geben kann; so fehlt uns Deutschen die Wahl der Pyrrhichien, Molossen; entgegen hat auch die griechische Sprache Mängel, welche die deutsche glücklich ersetzen kann.

Die Abmessung der Takte fließt aus der Empfindung. Ist diese sich gleichförmig, so folgt daraus, daß auch gleiche Takte, gleiche Rhythmi zusammenkommen. Aus diesem Grunde kommt die Verschiedenheit der Sylbenmaaße, welche, wie die Empfindungen, in's Unendliche abwechseln können. Indem das Sylbenmaaß die

Uebersetzung des innern Gefühles, die Sprache der Leidenschaft ist, so muß es, wie die Miene, die von Herzen gemacht ist, ein vernehmliches Gemälde von der innern Bewegung der Seele seyn. Der Hexameter, für den Großton erfunden, ist demselben vollkommen angemessen, und wer merket in dem Gange: aequam memento, und quo me Bacche rapis, den Abstand der Fassung nicht? Uns fehlt noch in so manchem Stücke z. B. für das Theater, das gehörige Sylbenmaaß, und vielleicht sind noch überall wenige erfunden, wo die Leidenschaft, wenn sie gleich vernehmlich ist, auch in allem gehörig sich ausdrückt! Die bekannten Sylbenmaaße, welche ich hie und da mit Beispielen erklären will, sind:

1) das sapphische, von der Dichterinn Sappho erfunden; es besteht aus drei eilfsylbigen sapphischen, und einem adonischen Verse; das ist, aus fünf Füßen, nämlich aus einem Trochäus, Spondäus, aus einem Daktylus und zwei Trochäen; der adonische Vers besteht aus den zwei Füßen, einem Daktylus und einem Trochäus. Auream quisquis Mediocritatem etc. „Dich treibt dein Eifer, wie dein Roß die Sporne ꝛc.“ Horaz hat in diesem Sylbenmaaße sechsundzwanzig Oden geschrieben und es zu allen Gattungen derselben genommen; er hat sich aber nach der

fünften Sylbe eines männlichen Abschnittes bedient, um seinem Verse mehr Gewicht zu geben. Die Deutschen aber ahmen aus Mangel reiner Pyrrhichien die Art der Sappho nach.

2) Das asklepiadeische Sylbenmaaß, vom Asklepiades, besteht aus zwölfsylbigen asklepiadeischen Versen, nämlich aus vier Füßen, einem Spondäus, Daktylus, worauf eine lange Cäsur folgt, und aus zwei Daktylen. Darin hat Horaz die Oden geschrieben: Maecenas atavis etc. und Exegi monumentum, wie auch Donarum pateras etc.

3) Das glykonische, von Glykon, besteht aus drei Füßen, einem Spondäus oder auch Trochäus, und zwei Daktylen z. B. Maecenas Equitum decus etc. Crescunt velera pascuis.

4) Das pherekratische, vom Pherekrates, besteht aus drei Füßen, einem Spondäus, Daktylus, Spondäus, z. B. Verno splendita cultu etc. Hortos Flora revisit.

Diese Verse werden oft zum asklepiadeischen gesetzt, so das von diesem noch drei andere Gattungen entstehen, nämlich:

a) wenn glykonische und asklepiadeische Verse abwechseln, z. B.

Virtutem incolumem odimus, glyc.
Sublatam ex oculis quaerimus invidi. Asclp.

Wen des Genius Blick, als er geboren ward
askl.
Mit einweihendem Lächeln sah u. s. w. glyk.

b) Wenn nach drei asklepiadeischen ein glykonischer Vers folgt, z. B.

Quanto plura sibi quisque negaverit etc.

Welchen König der Gott über die Könige u. s. w.

c) Wenn nach zwei asklepiadeischen ein pherekratischer und ein glykonischer Vers folgt, z. B.

O fons Blandusiae splendidior vitro etc.

Schön ist Mutter Natur deiner Empfindung
Pracht. askl.
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, askl.
Das den großen Gedanken, pher.
Deiner Schöpfung noch einmal denkt u. s. w.
glyk.

Vom größern asklepiadeischen Sylbenmaaße, welches aus sechzehnsylbigen asklepiadeischen Versen besteht; z. B.

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem,

wie auch vom größern sapphischen Sylbenmaaße, welches aus abwechselnden aristophanischen und fünfzehnsylbigen sapphischen Versen besteht, kommen selten Beispiele vor.

5) Das alcäische Sylbenmaaß, vom Alcäus, welches die größte Majestät hat, und vom Horaz am öftesten gebraucht worden, besteht aus zwei vierfüßigen Versen, nämlich einem Spondäus (auch zuweilen Jambus) aus einem Jambus mit einer Cäsur und zwei Daktylen; hernach aus einem vierfüßigen Verse, nämlich aus einem Spondäus (auch Jambus) Jambus mit einer Cäsur und zwei Trochäen, oder auch überhaupt aus einem neunsylbigen jambischen, und endlich aus einem zehnsylbigen umgekehrten alcäischen Verse:

Damnosa quid non imminuit dies etc.

Wie Gea im Fluge, jugendlich ungestüm,
Und stolz, als reichten mir aus Idunens Gold
Die Götter, sing ich meine Freunde
Feiernd im kühnern Bardenliede u. s. w.

6) Das trochäische Sylbenmaaß besteht aus abwechselnden siebensylbigen trochäischen und eilfsylbigen jambischen Versen.

7) Das jonische Sylbenmaaß besteht aus steigenden jonischen Sylbenfüßen, die im Latein aus einem Pyrrhichius, und Spondäus, (Trochäus im Deutschen) zusammen gesetzt sind.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab, u. s. w.

Das archilochische Sylbenmaaß, vom Archilochus, besteht

a) aus abwechselnden Hexametern und archilochischen Versen.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei u. s. w.

b) aus einem Hexameter, einem achtsylbigen jambischen und einem archilochischen Verse:

Horrida tempestas coelum contraxit et imbres.

c) aus einem zwölfsylbigen jambischen, einem archilochischen und einem achtsylbigen jambischen Verse.

Wenn gleich das Buch der Epoden des Horaz nach dem Muster der archilochischen Jamben geschrieben ist, so hat er sich doch der hier erwähnten archilochischen Sylbenmaaße nur einmal bedient; ja im großen archilochischen Sylbenmaaße, welches aus abwechselnden größern archilochischen Versen (die im Lateinischen nach der siebenten und eilften, im Deutschen nach der siebenten und zwölften Sylbe Abschnitte leiden, und aus eilfsylbigen jambischen Versen besteht) ändert er die drei ersten Füße eben so oft ab, als es im heroischen Hexameter geschehen kann, und den vierten

Fuß macht er allezeit daktylisch. Auch hat er die ersten zehn Epoden in abwechselnden zwölfsylbigen und achtsylbigen jambischen Versen geschrieben, z. B. Beatus ille etc. so wie er sich noch dreier anderer Sylbenmaaße bedient hat, nämlich eines gleichzeiligen zwölfsylbigen jambischen mit einem Abschnitte nach der fünften Sylbe; eines aus Hexametern und achtsylbigen jambischen Versen, und endlich aus Hexametern und zwölfsylbigen Jamben, wie: Altera jam teritur etc.

Die übrigen Sylbenmaaße, z. B. das anakreontische, welches aus drei Füßen, nämlich aus einem Spondäus (oder Anapästus oder Jambus) und aus zwei Jamben besteht, der Hendekasyllabus des Katulls u. dgl. können von jedem Lehrer und Lernenden nachgeholt, und mit Beispielen belegt werden.

Binden Sie sich, wenn Sie selbst etwas verfertigen, an keines, und lassen Sie dem Drange Ihrer Empfindungen freien Lauf. Diese bleiben zurück, sobald man sie fesseln will, und sobald an ihre Stelle die Sorge der Kunst tritt. Wie jeder Mensch seine eigene Miene hat, so hat jeder etwas, das, wenn es gleich ebendasselbe zum Zweck hat, doch in kleinen Zügen sich ausnimmt. Das Lesen guter Dichter mit dem Tone der Empfindung nach dem Takte des Sylbenmaaßes sollen Sie

jetzt, da Sie Ihren Styl noch bilden, täglich beobachten; Sie werden dadurch Ihrer Schreibart Biegsamkeit, Harmonie und einen gewissen Numerus geben, den man außerdem durch keine Regeln erlernen kann.

Wenn man bei den Gemälden einzelner Worte oft aufmerksam stehen bleibt, und besonders die Wirkungen des Sylbenmaaßes betrachtet, den Abstand betrachtet, welchen die Aenderung oder Versetzung einer einzigen Sylbe hervorbringen kann; so erlernt man die Kunst, auch in der prosaischen Sprache die Bewegung seines Herzens in seine Worte zu bringen.

Einzelne Gemälde werden entweder durch die Zusammensetzung der Sylben, oder schon selbst durch den Ton der Worte hervorgebracht. Daß etwas tief im Herzen liege, wird durch:

premit altum corde Dolorem
manet alta mente repostum,

meisterhaft ausgedrückt; die Geschwindigkeit der Winde wird durch;

Qua data porta ruunt,

das Ungewitter durch:

Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether,

so gemalet, daß man die Handlung der Sache gleichsam vor seinen Augen sehen, und den Gang derselben vernehmen kann.

Jede Sprache hat ihre eigenen Ausdrücke, welche in jeder andern, in jeder Uebersetzung verlieren, und weniger sagen; in dem Verse:

> Mortalis mucro, glacies ceu futilis ictu
> Dissiluit: fulva resplendent fragmina arena.

malen die ersten Worte: futilis dissiluit, an sich selbst, die letztern durch die Sylbensetzung. Wenn man eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, und solche Beispiele oft anfaßt; so kommt man zu solchen Gemälden von selbst, ohne daß man sich dazu mit besonderer Mühe verwandt, und lange nachstudirt hat.

---

§. 5.

Von den Figuren.

Wenn sich ein Mensch in einer heftigen Leidenschaft befindet: so wird er sich selbst zu eng; es fehlt ihm sogleich die Sprache, er ergreift alle Gegenstände der Natur, welche mit

dem Zustande seiner Seele eine Aehnlichkeit haben, und erklärt sich uns in einer gewaltsamern Sprache, als Worte jemals vermögen würden. Wie erschütternd ist dieß Gemälde von Schmerz und Verzweiflung.

Stellet euch vor, daß ich jetzt hier am Strande stehe, so mit aufgehobenen Armen, die Haare im Winde flatternd, wild, wie die Wüste selbst. Laßt nun alles rings um mich her meine Geschichte erzählen; mache meine Miene, wenn du je ein Gefühl von Gram gehabt hast, so! so! Bemühe dich, mit den Augen wie ein Monument des Kummers vorzustellen. Die Bäume um mich her sollen dürr und entblättert seyn; die Felsen sollen von unaufgehaltenen Schlägen der Wogen seufzen, und nach mir eine lange Verheerung liegen.

Auf diesen Grund beziehen sich die Figuren, und alles, was ich von denselben sagen werde. „Sie sind Uebersetzungen unserer Empfindung auf einen ähnlichen Gegenstand.“

Diese Figuren, deren sehr viele sind, beziehen sich größtentheils auf etliche allgemeine:

1) „Die Apostrophe ist Anredung eines abwesenden oder leblosen Gegenstandes.“ Sie kann nur in den äußersten Bewegungen statt finden; aber sie erschüttert, wo sie trifft. Ein

so gemalet, daß man die Handlung der Sache gleichsam vor seinen Augen sehen, und den Gang derselben vernehmen kann.

Jede Sprache hat ihre eigenen Ausdrücke, welche in jeder andern, in jeder Uebersetzung verlieren, und weniger sagen; in dem Verse:

Mortalis mucro, glacies ceu futilis ictu
Dissiluit: fulva resplendent fragmina arena.

malen die ersten Worte: futilis dissiluit, an sich selbst, die letztern durch die Sylbensetzung. Wenn man eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, und solche Beispiele oft anfaßt; so kommt man zu solchen Gemälden von selbst, ohne daß man sich dazu mit besonderer Mühe verwandt, und lange nachstudirt hat.

---

§. 5.

Von den Figuren.

Wenn sich ein Mensch in einer heftigen Leidenschaft befindet: so wird er sich selbst zu eng; es fehlt ihm sogleich die Sprache, er ergreift alle Gegenstände der Natur, welche mit

dem Zustande seiner Seele eine Aehnlichkeit haben, und erklärt sich uns in einer gewaltsamern Sprache, als Worte jemals vermögen würden. Wie erschütternd ist dieß Gemälde von Schmerz und Verzweiflung.

Stellet euch vor, daß ich jetzt hier am Strande stehe, so mit aufgehobenen Armen, die Haare im Winde flatternd, wild, wie die Wüste selbst. Laßt nun alles rings um mich her meine Geschichte erzählen; mache meine Miene, wenn du je ein Gefühl von Gram gehabt hast, so! so! Bemühe dich, mit den Augen wie ein Monument des Kummers vorzustellen. Die Bäume um mich her sollen dürr und entblättert seyn; die Felsen sollen von unaufgehaltenen Schlägen der Wogen seufzen, und nach mir eine lange Verheerung liegen.

Auf diesen Grund beziehen sich die Figuren, und alles, was ich von denselben sagen werde. „Sie sind Uebersetzungen unserer Empfindung auf einen ähnlichen Gegenstand.“

Diese Figuren, deren sehr viele sind, beziehen sich größtentheils auf etliche allgemeine:

1) „Die Apostrophe ist Anredung eines abwesenden oder leblosen Gegenstandes.“ Sie kann nur in den äußersten Bewegungen statt finden; aber sie erschüttert, wo sie trifft. Ein

Muster dieser Figur findet sich im folgenden Gemälde, welches ich ganz hersetzen muß, weil es ein Meisterstück von eben dem Werthe, wie ein Gemälde von Rubens ist. Wenn ein Lehrer Geist und Feuer besitzt, so ist hier die Gelegenheit, alle Fähigkeiten seiner Schule in Bewegung zu setzen.

„Als ich vor Anbruch des Tages erwachte (so beschreibt Ugolino seinen und seiner Söhne Tod), hörte ich meine Kinder, die mit mir im Kerker waren, im Schlafe weinen, und nach Brod rufen. Du bist wohl grausam, wenn du dir vorstellest, was meinem Herzen ahnete, ohne dich zu betrüben, und weinst du hierüber nicht, worüber pflegst du zu weinen? — Schon waren wir alle erwacht; die Stunde kam, in der uns die Speise pflegte gebracht zu werden, und jeder war wegen seines Traumes in Furcht, als ich die untere Thüre des schrecklichen Thurms verschließen hörte. Ich sah darüber meinen Kindern in's Gesicht, o h n e e i n W o r t z u r e d e n. Ich w e i n t e n i c h t, so sehr ward mein Herz versteinert. — Sie weinten, und mein Anselmo sprach: Du siehst so starr, mein Vater, was fehlt dir? — Dennoch vergoß ich k e i n e T h r ä n e, und antwortete nichts diesen ganzen Tag, noch die Nacht darauf, bis die Sonne zum zweiten Male hervorstieg. — Als

ein wenig Licht in den martervollen Kerker drang, und ich in vier abgehärmten Gesichtern mein eigenes erblickte, nagte ich meine beiden Hände vor Qual. — Und sie, welche glaubten, daß der Hunger mich dazu antrieb, standen plötzlich auf und sagten: Ach Vater! der Schmerz wird weit geringer für uns seyn, wenn du uns verzehrest; du hast uns mit diesem elenden Fleische bekleidet, nimm du es uns wieder! — Ich blieb hierauf ruhig, um sie nicht noch mehr zu ängstigen. — Diesen und den folgenden Tag waren wir alle sprachlos. (Grausame Erde, warum verschlangst du uns nicht!) Nachdem wir bis zum vierten Tage gekommen waren, warf Gaddo sich ausgestreckt vor meine Füße hin, und rief aus: Ach, mein Vater! warum hilfst du mir nicht? — Hier starb er. — Und wie du mich hier siehst, sah ich die übrigen drei, einen nach dem andern, zwischen dem fünften und sechsten Tage, vor mir hinfallen. — Nachher, da ich vor Schwachheit schon blind, sie nicht mehr sehen konnte, kroch ich noch auf sie zu, und tastete nach ihren Leichnamen; ich rief sie noch drei Tage, nachdem sie gestorben waren, und dann gab mir der Hunger den Tod, den mir der Schmerz nicht hatte geben können u. s. w."

Ich habe die Stellen angemerkt, die auf mein Herz besonders sinken; aber ich kann dem Manne nichts sagen, dem ich nun erst, was er erklären, selbst erklären, selbst empfinden muß, sagen soll.

2) Die Hyperbole, die Vergrößerung oder Verkleinerung einer Sache. Je nachdem wir eine Sache heftig wünschen oder verabscheuen, und an derselben etwas Ungemeines finden; nachdem werden wir sie in der Leidenschaft durch etwas, mit dem wir sie vergleichen, über das, was sie wirklich ist, wegheben. Z. B.

Quis non latino sanguine pinguior
Campus sepulchris impia praelia
Testatur, auditumque Medis
Hesperiae sonitum ruinae?

Die Hyperbol, welche vergrößert, ist angenehmer, als die, welche verkleinert; denn bei der Vorstellung einer kleinen Sache muß sich die Einbildungskraft einschränken, und das Herz sich verengen. Dieses beunruhiget die Seele, die sich lieber erweitern will, und legt hiemit in die Sache eine Art von Unzufriedenheit. Der Hyperbol (sagt Quintilian, wiewohl er bei dem Grunde, den er angiebt, zu irren scheint) ist alsdann schicklich, wenn der Gegenstand selbst das gewöhnliche Maaß übersteigt.

Die Fehler, welche man bei der Hyperbole begehen kann, indem entweder die Sache gar zu unerheblich, oder der Affekt zu klein ist, können aus jedem mittelmäßigen Schriftsteller allenthalben hergenommen werden.

3) Die Metonymie beruht auf eben dem Grunde, wie die vorhergehenden Figuren; indem man

a) die Ursache statt der Wirkung nimmt, oder umgekehrt; z. B. der kühne Degen; — der fröhliche Wein u. s. w.
b) das Behältniß der Sache mit dieser verwechselt; z. B. er besucht oft dieses Haus; oder
c) den Ort mit der Handlung in demselben, so kann man sagen: Dieses Zimmer ist die Poesie.
d) Einen Theil des Leibes für die Eigenschaft des Gemüthes; z. B. ein furchtsames Ohr.
e) den Namen des Besitzers oder Vorstehers für die Sache selbst; z. B. sie brachten die Ceres.

4) Die Synekdoche nimmt

a) einen Theil für's Ganze, oder umgekehrt pictasque exure Carinas; qui Tiberim Fabarimque bibunt.

b) Wenn man die Art mit dem Geschlechte, vorhergehende Dinge mit den nachfolgenden verwechselt u. s. w.

5) Von der Metapher und Allegorie.

Wenn man den Satz, daß die Figuren überhaupt aus einer Bemühung entstehen, welche man anwendet, für seinen Ausdruck irgend etwas Aehnliches in der Natur zu finden, hier wieder zurücknimmt, so ist es leicht, sich von diesen klare Begriffe zu machen.

Will man einen Helden beschreiben, so verfällt man sogleich auf seine Haupteigenschaft, nämlich auf den Muth und die Unerschrockenheit; und, um das, was man sich dabei vorstellt, recht ausdrücken zu können, so *stellt* man sich diese Eigenschaften in einem Wesen vor, welches dieselben in eben dem Grade, oder noch mehr, als der Held besitzt; z. B. der Löw besitzt gleichfalls Muth und Unerschrockenheit; sage ich nun der bayerische Löwe, so ist das eine Metapher; schildere ich aber den Löwen allein, ohne den Gegenstand zu nennen, auf den er sich beziehen soll, so habe ich eine Allegorie. So ist die Ode, wo Horaz den römischen Staat unter dem Bilde eines Schiffes anredet, eine Allegorie.

Die Metapher ist also eine kurze Allegorie, oder der kurze Ausdruck einer Aehn=

lichkeit mit unserm Gegenstande. Die meisten ursprünglichen, von der Natur erfundenen Worte bei allen Völkern sind Metaphern; denn sie sind von Aehnlichkeiten hergenommen.

Ich will hier einige Grundsätze von *Vergleichungen* für das Herz, als der allgemeinsten Quelle dieser Figuren anführen, um uns die Begriffe von den Schönheiten derselben desto leichter zu machen; Vergleichungen werden gut und angenehm

a) wenn sie unbekannte oder außerordentliche Aehnlichkeiten vorstellen, und wenn überdieß die Gegenstände an sich selbst, auch schon ohne Vergleichungen, angenehm sind, z. B.

So schloß sich ihr finsterer Reichstag
Ungewiß; aber doch freuten sie sich des muthigen Hauptes.
Als wenn von den Gipfeln der Berge die dunkelen Wolken,
Weil der Nordwind jetzt schläft, sich erheben und über des Himmels
Holde Gestalt sich verbreiten, daß auf die finstere Landschaft
Schnee und Regen sich senkt; wenn dann die glänzende Sonne
Bei dem lieblichen Abschied die Abendstrahlen umher streut,
Die Gefilde wieder erwachen, die Sänger des Waldes
Ihre fröhlichen Lieder erneu'n, und blöckende Heerden

Ihre Freude bezeigen, daß Hügel und Thäler erschallen.

Milton 3. B.

„Das Leben ist ein wandelbarer Schatten, ein armer Schauspieler, der auf der Bühne seine Stunde strotzt und pocht, und dann nicht mehr gehört wird.

„Sie offenbarte niemals ihre Liebe, sondern ließ sie verhehlt, gleich dem Wurm in einer Knospe, an ihren blühenden Wangen nagen; sie quälte sich in Gedanken und voll bleicher Melancholie im Gesichte saß sie, wie die Geduld auf einem Grabmale, die gegen die Betrübniß lächelt."

Aber die Dinge, mit welchen man vergleicht, müssen niemals von der nämlichen Art seyn.

Eine angenehme Wirkung haben Vergleichungen

b) durch den Contrast, wovon man, z. B. im Milton häufige Beispiele antreffen kann.

c) Durch Vergrößerung des Gegenstandes, wie fast alle Gleichnisse von Kriegshelden sind.

d) Durch die Verkleinerung des Gegenstandes; diese Vergleichungen sind zwar gut, aber da sie uns etwas Widriges zeigen, selten angenehm.

Nunmehr ist es nicht schwer, die Schönheiten und Fehler der Metapher zu bestimmen; denn das beste Mittel, Metaphern zu prüfen, ist, sie in Gleichnisse aufzulösen; z. B. in der Methapher:

„Versenke mich bis an die Lippen in die Armuth,"

muß man sich nothwendig etwas als einen flüssigen Körper vorstellen, mit dem sie keine Aehnlichkeit haben kann. In dieser:

Est intus flamma medullas,

kann die Wirkung der Flamme, welche aufzehrt und nicht schleicht, nicht alle Aehnlichkeit mit dem langsamen herzpressenden Kummer; und in den zwei Versen:

At Regina gravi jam dudum saucia cura
Vulnus alit Venis et coeco carpitur igni.

kann die Verschiedenheit der Metaphern in eben denselben Perioden unmöglich angenehm seyn.

Noch ist zu merken, daß, gleichwie die Metapher, der Bewegung, in der man schreibt, angemessen, und kühner in der Ode als in andern Dichtungsarten seyn muß, so muß sie auch den Gegenständen, über die man dichtet, gemäß, und von eben demselben Tone genommen seyn.

§. 6.

Von der Allegorie und Mythologie.

Da die allegorischen und mythologischen Ausdrücke einen allgemeinen Einfluß in unsere bürgerlichen Handlungen, in unsere Verzierungen, Feierlichkeiten u. s. w. behaupten, so finde ich es für nöthig, denselben besondere Betrachtungen zu widmen.

Der erste Grund dessen, was ich zu heben habe, liegt in jedem von uns, der sich empfindet. Es ist dem Menschen unausstehlich, wenn er gut ist, verschlossen in sich selbst zu seyn, und es ist so ein erzgutes Ding um sein Herz, daß es sich jedem Wesen mittheilen will.

„Ich bedaure den Mann, sagt Yorik, der von Dan bis Berseba reisen, und ausrufen kann: Es ist alles dürr und öde! Doch, so ist es, und so ist die ganze Welt dem, welcher der Früchte, die sie hervorbringt, nicht warten und pflegen will. Ja, ich bezeuge (sagt' ich, und schlug freudig meine Hände zusammen) daß, wäre ich in einer Wüste, ich auch in der Wüste etwas finden würde, das meine Neigung auf sich zöge. Fände ich nichts

Besseres, so wollte ich sie auf einen süßen Myrtenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. Ich würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen. Meinen Namen schnitt ich in ihre Rinde, und schwöre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüste wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauern gewöhnen, und Freude jauchzte mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.

Jeder Ort, wo wir Freuden erleben, hat für uns etwas Ansteckendes, so, daß wir mit ihm sympatisiren; aber auch die klagende Leidenschaft ist äusserst begierig, jedes Wesen an dem innern Schmerz Theil nehmen zu lassen.

„Meine Freuden, o Philander! sind mit dir verschwunden; dein letzter Athem löste die Bezauberung auf, und die entzauberte Erde verlor alle ihre Herrlichkeit. Young.

Aus diesem natürlichen Hange, unbelebten Wesen seine Empfindung mitzutheilen, oder sich dieselbe vermöge der Einbildungskraft in den Ton, in die Gestalt seiner Empfindung zu gießen, erhellen die Vergleichungen, welche so geschickt sind, das Eigenthümliche oder den Charakter eines Dichters auszudrücken, und sich denselben in einem Bilde vorzustellen. Horaz sagt vom Geiste des Pindar:

Monte decurrens, velut amnis, imbres,
Quem super notas aluere ripas,
Fervet immensusque ruit profundo
Pindarus ore.

Und von seiner Fassung sagt er:

Ego apis matinae etc.

Außerdem, daß man Bilder in der Natur aufsuchte, um die Begriffe seiner Empfindungen anschaulich vorzustellen; und z. B. einen wüthenden Menschen mit einem wüthenden Meere zu vergleichen, welche Bilder man auch Sinnbilder nannte; so hat der Mangel der Sprache, Dinge, die nicht unter die Sinne fallen, vorzustellen, und der natürliche Trieb des Menschen, jeder interessanten Idee den möglichsten Grad von Ausdruck zu geben, sie veranlaßt, allgemeine Begriffe, Empfindungen und Charaktere zu personificiren, und abgezogene Dinge als ein wirkliches Wesen zu bilden. Aus diesem Gesichtspunkte (nicht mit dem Geiste eines Theologen, der Irrthümer aufsucht, und die Thorheiten der dortigen Völker beklagt), sondern in der Absicht, sinnliche Ausdrücke abstrakter Begriffe und Empfindungen zu studiren, ist die alte Mythologie, von dem Dichter und Künstler zu betrachten. Die ersten Gottheiten der Alten, Saturn, Jupiter, Mars, Pallas u. s. w. waren Anfangs,

ehe der Aberglaube des Volkes ihren Endzweck verunstaltete, nichts, als Ausdrücke der Eigenschaften eines höchsten Wesens, nämlich Ausdrücke der Allmacht, Ewigkeit, Weisheit, Furchtlosigkeit u. s. w. Apollo im Belvedere, und die untergeordneten Wesen nichts als Ausdrücke der Empfindungen. Der Schauder, der einen überfällt, wenn man tief in einen finstern Wald tritt; die süße Schwermuth an einer Quelle im Haine; die leicht hüpfende Freude in einem lachenden Haine, ward durch verschiedene Wesen, als Nymphen, Dryaden, Faunen ꝛc. die nachmals Beschützer der Stellen geworden, sinnlich herausgehoben; so ward jede Leidenschaft personificirt, und der Maler Aristides soll die Kunst gewußt haben, den Charakter des atheniensischen Volkes, wozu so viele Züge gehörten, in einem einzigen Bilde zu schildern.

Auf zwei Stücke haben wir hauptsächlich bei den allegorischen und mythologischen Ausdrücken zu sehen. Erstens, daß die Vergleichung zwischen dem Bilde und Urbilde (im allegorischen) wahr, und die ganze Idee (im mythologischen) in dem Ausdrucke des sinnlichen Wesens enthalten; und daß, zweitens, jede Handlung ihrem Urbilde gemäß sey. Es liegt uns sehr daran, hievon in Beispielen deutliche Begriffe zu erhalten.

Die Alten haben in der Schilderung des Urbildes ihrer Götter eine ausnehmend hohe Idee erreicht, und der einzige Weg für uns, wie Klopstock sagt, unnachahmlich zu werden, ist, die Alten nachzuahmen.

„Sollten wir nicht, fährt Klopstock fort, die Engel so machen, wie sie ihre Götter? Gewiß nicht völlig so. Wir sollten jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher sind wir von jenem Uebertreffen weit entfernt gewesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge, geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. Sogar Raphaels Michael ist ein Jüngling, und er sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen sollen, z. B. einen, durch dessen bloßen Anblick der erstgeborne Sohn Pharaos niedersinkt! — Einem vielleicht noch ungebornen Künstler ist es aufbehalten, die heilige Geschichte würdig vorzustellen. Er ist es, der noch viel was anderes sagen würde, als die Griechen haben sagen können. Gott vorzustellen würde er sich niemals unterfangen, niemals; aber den Versöhner einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlassen."

Es geht über alle Vorstellungen, welches Genie erfordert werde, die Ideen, welche einer Gottheit eingedrückt seyn sollen, sinnlich auszubilden. Indessen ist die Majestät, welche Raphael seinem Gott Vater gegeben hat, bekannt.

Aber meistentheils sind die Vorstellungen auch derjenigen Künstler, welche die Welt dafür erkannt hat, in diesem Stücke unendlich niedrig. Welche Ideen geben sie uns von den Engeln, wenn sie dieselben als Köpfe mit Flügeln in den Wolken vorstellen? Es ist ein großes Verdienst von Milton um die Kunst, daß er sich den Muth nahm, bei seiner Schilderung des bösen Engels, seiner eigenen Idee zu folgen. Wie würdig und edel ist seine Beschreibung von Satans Person!

— Er stand jetzt
Einem Thurm gleich, und ragete stolz an Muth und Betragen
Ueber die andern hervor. Noch hatte seine Gestalt nicht
Ganz den ursprünglichen Schein verloren; erschien nichts Geringers,
Als ein Cherub, welcher gefallen; allein nur verfinstert
An der Herrlichkeit, die bei ihm sonst im Uebermaaß strahlte u. s. w.

Warum nehmen nicht Künstler ihre Ideen aus Dichtern! Selbst in Kupfern vor des

Rolli Uebersetzung des verlorenen Paradieses ist Satan mit einem Schweif und mit Hörnern und Klauen vorgestellt; selbst Raphael und Guido, und Michael Angelo haben diese Idee nicht erreicht; aber wer beurtheilte die Künstler von jeher so? Man bewundert die Zeichnung, den Pinsel, und geht bei dem Ausdrucke der Empfindung vorüber.

Man ist selten darauf gefallen, allegorische Bilder unter die Kritik zu nehmen, und gleichwohl wäre das, besonders wenn sie allgemeine Ideen vorstellen, wichtiger, als man wohl denkt. Die Bilder von Städten müssen von dem Charakter derselben hergenommen, und nach diesem geprüft werden; diese sind sehr häufig, aber es sind meistens Hieroglyphen, welche oft die Noth, um mit Tyrannen zu reden, erfunden hat; allein die Bilder solcher Dinge, welche den Menschen unmittelbar angehen, richten sich nach den Begriffen, welche man von denselben hat. Die Abbildung des Todes, wie ein eckelhaftes Gerippe, ist gewiß weit unter ihrer Idee; aber nachdem sie so ist, niederschlagend und traurig ist, so ist sich nicht zu verwundern, wenn sie einen gleichen Ton zu den Feierlichkeiten der Begräbnisse angiebt. Wenn ich mir den Tod eines Christen denke, der in die Ewigkeit hingeht, glücklicher, als wenn ein Freund von uns an den Hof

des weisesten Fürsten als sein Theilnehmer käme, so weiß ich nicht, ob es nicht in Absicht auf die Kunst zweckmäßiger wäre, sein Andenken vielmehr mit Freuden als mit Wehklagen zu feiern.

Eben so wichtig für uns ist die Betrachtung der Handlungen und Ausdrücke innerlicher Gemüthsbewegungen, welche mythologischen Bildern beigelegt werden. In diesem Stücke kann uns die alte Mythologie kein Beispiel seyn; denn sie stellt historische Personen vor, welchen oft die nichtswürdigsten Handlungen und Leidenschaften beigelegt werden. Man schilderte die Götter nach Menschen, und setzte sie weit unter dieselben herab. Es ist höchst unanständig, Historien dieser Mythologie in unsern öffentlichen Straßen und Gärten oder andern öffentlichen Orten aufzustellen. Vielmehr sollte man diesen Theil bloß noch so weit der Vergessenheit entreissen, als es nothwendig ist, die alten Kunststücke in Absicht auf die Kunst zu verstehen. Es sind nicht nur die Ideen von höhern Wesen mißhandelt; auch ihr Eindruck auf den fühlenden Zuseher ist niedrig und unedel.

„Ich bin sehr damit zufrieden, sagt Klopstock, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen. Man hätte schon lange aufhören können; aber die wahre heilige und

weltliche Geschichte sey dasjenige, womit sich die größten Meister am liebsten beschäftigen. Welch ein weites Feld, und wie interessant kann man hier besonders alsdann seyn, wenn die rechten Momente gewählt werden."

Aber die Arbeiten unserer Künstler müßten dann auch, besonders wenn dieselben an öffentliche Orte gestellt werden sollen, niemals sich selbst überlassen, sondern allemal der schärfsten Kritik unterworfen werden. Die Zusammensetzungen solcher Maler, welche wie gewöhnlich, gar keine Theorie, keine Philosophie der Dichtkunst besitzen, sind für heilige Geschichten oft ärgerlich, und die Ausdrücke in ihren Mienen voll menschlicher Leidenschaft, oder welches besser ist, gar nichts.

Der Gebrauch der allegorischen und mythologischen Bilder ist vielfältig. Sie dienen zu Verzierungen von Tempeln, Häusern, Denkmälern, Münzen und öffentlichen Plätzen. Diese letztern sind bei uns in Absicht auf unsern Nutzen noch wenig gesucht worden. Die Alten verzierten mit allegorischen Bildern ihre Haus- und Tischgeräthe; und wenn sie gleich an diesem Orte den großen Endzweck nicht erfüllten, für den sie gemacht sind, so dienten sie doch, die Sachen, die sie vorstellten, interessant, und das Andenken an manche

schöne Handlung frisch zu erhalten; und überhaupt dauernde Gestalt

Gieb auch dem,
Der unter Menschen edle Thaten that!
Den Gottgedankten Fürsten, der die Lust
Des menschlichen Geschlechts und seines Volks;
Dem Patrioten, der der Steuermann
Des Vaterlands und seiner Fürsten war;
Dem Weisen, der bei später Lampe Licht
In finst're Seelen seiner Brüder trug;
Dem stillen Frommen, dessen Frömmigkeit
Erst dann gesehen von scharfen Augen ward,
Als er hinaufgetragen lange schon
In seines Gottes bessern Geisterwelt
Den Lohn für seine Tugenden empfieng;
Dem guten Weibe, dessen Güte spät
Den Enkeltöchtern noch Exempel ist.

Es wird jedem Lehrer leicht seyn, gute und fehlerhafte Beispiele von allegorischen Gemälden und den Arten derselben, z. B. von der Vermischung allegorischer Personen mit historischen zu finden, und hiemit dem Anfänger nützlich zu werden; wenn er nur bedacht ist, den Einfluß derselben auf unser sittliches und bürgerliches Leben in allen Fällen zu zeigen.

§. 7.

Begriffe der Schönheit, Gracie und Naivität.

Der Geist, der den ersten Keim der schönen Künste entwickelte, sah von fern ein ewiges Ideal von Vollkommenheit, das nur gleichgestimmten Seelen verständlich ist, und das sich (denn was man immer davon sagt, so sagt man etwas Abgezogenes) besser empfinden, als mit Worten erklären läßt. Man erkennt es, sobald man es wo sieht, ist überzeugt, daß es vorhanden ist, genießt es, aber man kann es dem nicht ausdrücken, dem das Gefühl zum Antheil versagt ist. Da es von den schönen Künsten unzertrennlich ist, so liegt uns daran, uns wenigstens allgemeine Begriffe von dem, worin ihr Wesen liegt, aufzuklären.

Eine jede Sache hat ein gewisses Maaß, außer welchem sie in eine Abweichung, indem sie nämlich zu groß, oder zu klein wird, verfällt. Eine Handlung ist poetisch schön, wenn sie in der Lage, in der sie ausgeübt werden soll, weder mit zu großer Hitze, noch mit zu großer Kälte, das ist, wenn sie gerade mit der

gehörigen Fassung ausgeübt wird; ein Körper ist schön, wenn alle Theile das gehörige Verhältniß untereinander haben, und alle genau zusammenpassen, ein simples Ganzes auszumachen; eine Miene ist poetisch schön, wenn alle Linien zusammenfließen, gerade das Einzige auszudrücken, was sie enthalten soll; kurz, wo alle Theile gerade das beitragen, was sie beitragen sollen, um ein Ganzes auszumachen, da ist Schönheit; und wo in diesen Theilen gewisse Reize vorhanden sind, die sich durch die Vergleichung mit einem Körper, wo sie nicht sind, bestimmen lassen, da ist Gracie.

Im Vorbeigehen muß ich anmerken, was ich schon anderswo angemerkt habe, daß etwas poetisch schön seyn kann, ohne für uns einnehmend zu seyn. Das Bildniß des Catilina kann das höchste Ideal der Schönheit enthalten, wenn es in allen Theilen gerade das ausdrückt, was es gemäß den Zügen, die ihm eigen sind, ausdrücken soll; aber es würde uns niemals einnehmen, das ist, es würde niemals den Wunsch in uns hervorbringen, die Züge zu besitzen. Nur die Miene, die schöne Eigenschaften des Herzens ausdrückt, ist für unsere Liebe schön; denn nur das, was edel, was wahrhaft gut ist, kann für uns einnehmend, liebenswürdig seyn. Eine Miene,

Bayerische Staatsbibliothek München

welche von geheimen unordentlichen Leidenschaften gebildet und gleichsam wider Willen eingeprägt wird, ist uns äußerst widrig, und die größten Bösewichte müssen gute Eigenschaften in dieselben hinein zwingen, um uns zu gefallen, und unser Zutrauen gewinnen zu können.

Also wo Mannigfaltigkeit im Einfachen ist, da ist Schönheit. Diese wenigen Worte versteht nur der, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemacht hat. Es ist nur ein Ideal, nach welchem sich die ursprüngliche Schönheit mißt; alle Menschen des Erdbodens, der, welcher, um schön zu seyn, schwere Gewichte an seine Ohren und Ringe an seine Nase hängt, und der, welcher der Natur sich schämt, und sich anmalt, suchen es; aber wie verschieden sind die Wege, auf denen sie es zu finden glauben! Je nachdem sie Kenntnisse, Bedürfnisse, Leidenschaften haben, nachdem werden sie sich Linien zusammensetzen, welche die wahren Züge der Schönheit verunstalten.

Der menschliche Körper ist das höchste Meisterstück, und, wenn darin eine schöne Seele wohnt, das reizendste Meisterstück der Natur. Diese letztern Züge werden von niemand verkannt, und was den Körper allein betrifft, so scheinen alle Völker darin überein

Bayerische Staatsbibliothek München

zu kommen, daß sie denjenigen Körper für den schönsten erklären, welcher der vollkommenste, das ist, welcher in allen Gliedern der fähigste ist, das, was seinem Alter zukommt, am ungehindertsten zu verrichten. In Absicht also auf das Körperliche ist ein in seinen Gliedern ungleicher, oder zu schwacher Körper nicht schön, weil er zu vielen Verrichtungen, die ihm zukommen, unfähig ist. Je mehr man also die Fähigkeiten des Körpers entwickelt und übet, desto mehr nähert man sich dieser Vollkommenheit. Die, welche ihre Leibesübungen für einen Theil des männlichen Berufes ansahen, waren hierin sehr glücklich; aber in unsern Städten würde es sehr schwer seyn, Körper anzutreffen, die fähig wären, das Auge des Kenners für ein Muster zu befriedigen.

Aber auch in dem, was der Geist beiträgt, den Körper poetisch schön zu machen, waren die Alten unsere Meister, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, sagt einer der größten Kenner, wenn ihre Schriften, wie ihre Bilder betrachtet und untersucht würden.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke, sagt Klopstock, ist eine edle Einfalt, und eine stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdrucke.

Alle Handlungen und Stellungen der griechischen Figuren, die mit diesem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern zu feuerig und wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsos nannten.

Es kommt bei den Künsten überhaupt sehr darauf an, daß die Meister in denselben die feine Linie des Schönen finden. Indessen ist der Parenthyrsos meistentheils viel eher zu entdecken, als wenn die stille Größe ein wenig zu ruhig ist. Raphaels Christus am Oelberge hat mich zu dieser Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift so stark ausdrückt, indem sie sagt: „Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger blutete."

Stand und Geberden an den alten Figuren, sagt Winkelmann, sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecket, und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges, feines Geblüt, und mit einem sittsamen Geist zu geschehen pflegt; nur allein die Stellung der Bachanten auf geschnittenen Steinen ist der Absicht bei denselben gemäß, das ist, gewaltsam.

Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äussert sich vornehmlich im Kinn und in der Unterlippe, der Zorn in den Nüsten seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes, auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet der Empfindung unvermischt und rein wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laokoon siehst du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden in den Augäpfeln, wie einen trüben Duft, schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homer; nur der kann sie finden, welcher sie kennt. Glaube gewiß, daß der alten Künstler, so wie ihrer Weisen, Absicht war, mit Wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken, in der neuern Welt ist es mehrentheils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Waare ausstellen. Homer giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheint, als Kallimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage; mit derselben nähere dich den Werken des Alterthums, in Hoffnung

viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die stille Einfalt wird dich sonst unerbaut lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon.

Der Lehrer, der meine Absicht mitversteht, warum ich das hergelegt habe, wird nun auch das Feuer fühlen, sich zu erklären. Ein jedes Gemälde, eine jede Statue kann ihm dienen, die Untersuchung anzustellen, ob, gemäß des Inhalts, gemäß der Bewegungen, welche die Personen vorstellen sollen, der mitgegebene Ausdruck der wahre sey. Freilich äussert sich ein niedriger Kopf anders in seiner Leidenschaft, als ein großer; aber er merke die Absicht der Alten an, durch Vorhaltung der großen Natur auch große, das ist, die wahren, die einzigen Empfindungen auf jedermann zu verbreiten. Er lehre seine Schüler aufmerksam auf die Stellungen der Schauspieler, auch der Prediger zu werden, und gewöhne sie wenigstens dahin, überall etwas Höheres, als gewöhnlich zu suchen. In den Schriften des Mengs über die Malerei, und in Flögels und Riedels Schriften sind die feinsten Begriffe von diesem Ideale entworfen.

Unter der Grazie, die von einer vollkommenen Uebereinstimmung der äußern Bewe-

gungen mit den innern herkömmt, versteht man jenen *Reiz*, der sich über alles, was einem *Wesen* eigen ist, ausgießt. Der, wie Winkelmann sagt, mehr mit den Augen des Verstandes unmittelbar erblickt, als durch Hülfe der Sinne empfunden werden kann.

Sie ist, sagt er weiter, ein Geschenk des Himmels, aber nicht, wie die Schönheit; denn er ertheilt nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, wo sie zugegen ist. Sie ist ferne von Zwang und gesuchtem Witze, aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines jeden *Talent* zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer, und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. — Ueber die Werke des Alterthums hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Von dem Bilde, von dem wahren auch sittlichen Ausdrucke der Grazien, zu deren Schilderung empfindsame Seelen einen eigenen Sinn haben, sagt ein jetztlebender Schriftsteller: Wenn es jemals der Natur gefallen sollte, in einem Manne Corregios Empfindung mit

Raphaels Geist, und mit der ganzen Magie des feinsten und wärmsten niederländischen Pinsels zu vereinigen, dann möchte diesem Phönix erlaubt seyn, alles zu wagen, wozu er sich geboren fühlte. Ihm könnte man zutrauen, daß er den Charitinnen diese ideale Schönheit geben würde, von welcher Winkelmann mit einer Schwärmerei spricht, die in seinem Munde so viel Wahrheit hat: „Dieses Ueberirdische, diese Einheit der Form, die, wie ein Gedanke erweckt, und mit einem leichten Hauche geblasen schien;" dieses Charakteristische endlich, dieses Seelenvolle, dieß über die ganze Gestalt ausgegossene Lächeln, diesen, unter ihr, wie durch einen dünnen Schleier, hervorscheinenden Geist der Anmuth und der Freude, der uns beim ersten Anblick empfinden machte, daß wir die Grazien vor uns sehen.

Was Naiv sey, läßt sich ebenfalls besser durch Beispiele, als durch Worte erklären. Es ist ein Gedanken, oder eine Handlung, welche aus einer Natur, die nicht mehr zu roh, aber auch nicht zu sehr nach den Zeitsitten gebildet ist, herkömmt. Es beruhet auf einem gewissen Gutmeinen, auf einer gewissen Einfalt und Redlichkeit, die sich in Gedanken, in Empfindungen, im Ausdrucke, in Sitten und Handlungen äußert. Da es zur schönen,

auch sittlich schönen Natur führt, so ist die Naivität ein großer Vorzug des Menschen, und ein wichtiges Stück der schönen Künste, indem sie auf die rührendste Weise an eine liebenswürdige Einfalt und Redlichkeit der Sitten uns führet. Gellerts Schriften sind voll Naivität und in den Schriften vieler anderer, wo Redlichkeit und Unschuld herrscht, sind häufige Beispiele zu finden. Auch die Satyre liebt diesen Ton, und Swifft und Liscov haben Meisterzüge. Aber Yoriks Schriften!

Wenn ich den Ton anzugeben hätte, wie man gute Sitten und ein gutes Herz predigen soll, so würde ich Yoriks Schreibart, Yoriks Laune vorschlagen. So dahin schlüpfen, sorglos, seiner Sache gewiß, und beinahe muthwillig, nicht wie eine Schwalbe über die Oberfläche einer See, indem sie hie und da einen Tropfen aus dem Unermeßlichen aufglitscht, sondern wie ein Riese, der mit einer Centnerlast wegjauchzt, nichts zu tragen scheint, das müßte doch jedermann anhalten, öffnen, durchströmen. Man muß dem liebenswürdigen Manne herzlich gut seyn, wenn man ihn so inniglich, so voll und aufrichtig sprechen hört, und man muß ihm gerne zuhören, wenn er auch Dinge spricht, die in dem Munde eines andern höchst unwichtig seyn würden. Er hat

sich uns weg, ohne daß wir es wissen, und wir sind darüber froh, wenn wirs merken. Wir lieben den erzguten Mann.

---

§. 8.

Vom Großen und Erhabenen.

Eine Vorlesung.

Groß nennen wir, was seiner Natur nach fähig ist, große Wirkungen nach sich zu ziehen. Im Herzen läßt sich das nicht sinnlich bestimmen; aber gleiche empfindliche Seelen verstehen einander, sobald man ihnen einen Gegenstand vorhält, welcher auf sie die Wirkung macht, die man benennen will.

Stellen Sie sich vor, Sie stehen am Ufer des Weltmeeres, und sehen hinaus ins Unermeßliche, bis da, wo Ihr Blick sich verliert, und Ihr Auge schwindet; fassen Sie dieses alles, diese Fernen, diese Weiten mit einem Blick, und geben Sie, wenn Sie aus Ihrer gewöhnlichen Herzensstille heraus in das Bild

gezogen werden, auf die Wirkungen Acht, welche dasselbe hervorbringt. Ihre Bewegungen, Ihre Pantomimen sind die Bewegungen, die Pantomimen aller Menschen.

Ich sehe hin: Meine Seele fängt an, sich zu theilen, auszugießen, hinzugießen über das Unermeßliche. Der Körper erweitert sich, athmet schwer, bemüht sich, den Gegenstand in sich zu nehmen. Die Muskeln dehnen sich auseinander, und die Hände arbeiten von sich, wie schwimmende in einer großen See.

Stellen Sie sich den Sturm aus dem ersten Buche der Aeneis vor. Die Winde heulen, wühlen, Wetterwolken ziehen sich zusammen, und die schwärzeste Nacht legt sich, drückt aufs Meer. Nun brüllen Wogengebirge, wälzen betäubend sich von Tiefen zu Tiefen.

Meine Seele kreuzt, dreht sich, wie die Wolken im Wirbel. Es ist Nacht. Eine Pause — eine Unentschlossenheit vom Gedränge, vom Rollen des Donners, von Ungewißheit. Ein Blitz beleuchtet die schreckenvolle Scene. Welcher Anblick! Ich sehe den Wasserberg (praeruptus Aquae Mons), sehe das Schiff auf der Spitze desselben, wie es jetzt — jetzt fallen soll in die Abgründe der unermeßlichen Nacht.

Meine Seele wird aufgerissen, mein Körper steht in die Höhe, ich rufe, strecke meine Arme aus, laufe hin und her, winke mit den Händen, krümme mich.

Es ist ein Augenblick, wo ich das Schiff sehe, und die Nacht fällt zusammen, der Sturmwind führt das Geschrei der Verzweifelnden weg — wo? Ich schreie nicht mehr, athme nicht mehr, stehe da am Sturmwind, versteinert, betäubt, stumm wie die Finsterniß.

Diese sind die hauptsächlichsten Bewegungen, welche eine Seele, die zum Gefühle des Großen gestimmt ist, bei diesen Gemälden in sich wahrnimmt.

Und in diesen Bewegungen sollen der Maler, der Bildhauer, der Redner, der Akteur den Pantomimisten beobachten, ihn in den wichtigsten Augenblicken, und in Uebergängen zu andern studiren, überhaupt gegen ihre eigene Empfindung halten, mit Beispielen vergleichen, und so den Geheimnissen der Natur sich nähern.

Der Anblick großer Höhen und Tiefen bringt eben diese Wirkungen hervor, welche von der Weite und Länge verursacht werden. Ich will Ihnen wieder einige Beispiele davon geben; diese erklären besser als die Regeln, welche ich daraus abziehen werde; auch sind sie Ihnen eben so nützlich, als sie dieselben gerne hören.

Stellen Sie sich vor, Sie stehen auf einem Berge, von dessen Höhen Sie herabsehen:

„Wie fürchterlich, wie schwindlicht ist es, den Blick so tief hinab zu werfen! Die Dohlen und Krähen, die durch die mittlere Luft fliegen, zeigen sich kaum so groß, als Käfer. Auf halbem Wege hinunter hängt einer, der Kräuter liest; schreckliches Handwerk! Mir däucht, er scheint nicht größer zu seyn, als sein Kopf. Die Fischer, die am Gestade gehen, sind wie Mäuse; und jenes große Schiff, das vor Anker liegt, ist in die Gestalt eines Boots geschwunden; das Boot ein Ankerpfahl, fast zu klein für die Augen. Die brausenden Wellen, die um die unzählbaren kleinen Kiesel toben, können von dieser Höhe nicht gehört werden. Ich will nicht mehr sehen, damit nicht der Schwindel mich fasse, und mein vergehendes Gesicht steil hinabstürze."

K. Lear 4. Akt, 6. Auftritt.

Ein anderes Beispiel:

Auf jenem Felsen, dessen Spitze dort
Die Wolken spaltet, Bannadar
Ist er genennet, saß ich, weit umher
In Gottes Welt mich umzuschauen, und sah
Verschwunden unter mir das Kriegesheer
Des Misa — lutt, der meiner Lebenszeit
Ein Wunder ist, und sah verschwunden, sah

Verschwunden — ihn, und seine Sklaven, sah
Verschwunden seine tausend Thürme!

Halladat.

Milton giebt uns ein Gemälde von der Tiefe, das die Seele schaudern macht. Gott verstößt die gefallenen Engel aus dem Himmel.

— — Er treibt sie dicht in einander gedränget
Wie eine Heerde von furchtsamen Ziegen und schüchternen Schafen
Donnerbetäubt vor sich her, und mit Schrecken und Furien jagt er
Auf die Mauern des Himmels sie zu —

Stellen Sie sich den Augenblick vor, wo sich der Himmel öffnen wird. Der Blick hinab! hinab! Die Wesen, die hinabstürzen sollen, unsere Theilnehmung an jedem empfindlichen Wesen, ihr Schrecken, ihr Fall, alles unser. — Jetzt — jetzt — das muß Nerven erschüttern, und Fibern zermalmen.

— — Mit plötzlicher Oeffnung
Wallten die Mauern herein, und ließen hinab in die Tiefe
Einen entsetzlichen Riß. Vom schrecklichen Anblick getroffen
Fuhren sie schaudernd zurück; doch eine noch schwerere Rache
Jagte sie hinten. Sie stürzten sich selbsten vom Rande des Himmels
In das Verderben hinab. —
— — Sie fielen neun Tage.

6. Buch des verlornen Paradieses.

Eben so schrecklich ist das Bild, wie Satan am Thore der Hölle stand, und hinab in's unendliche Leere des Chaos sah.

Jetzt lagen der ewigen Tiefe Geheimnisse plötzlich
Ihren Augen entdeckt; ein unermeßlicher dunkler
Ocean, ohne Grenzen und Grund, wo Breite, wo Länge,
Höhe, Zeit und Ort sich untereinander verwirren:
Wo die älteste Nacht, und das Chaos noch ältere Wesen
Als die Natur, im wilden Getümmel von endlosen Kriegern
Ihr anarchisches Reich durch ew'ge Verwirrung behaupten u. s. w.
— — Vor diesem schrecklichen Abgrund
Stand der behutsame Teufel am höllischen Ufer und schaute
Eine Weile hinab.

Er wagt sich hinaus. Meine Seele folgt ihm mit Schaudern, und ich halte mich an den Gegenstand, der mich am nächsten umgiebt. Er steigt

— — viel Meilen verwegen
Aufwärts, aber gar bald entweicht der Sitz ihm, und läßt ihn
In unendlichen Leeren zurück; nun sinket er plötzlich
Mit vergeblich flatternden Schwingen zehntausend Klaftern

In den Abgrund hinab, und würde den heutigen Tag noch
Nicht aufhören zu fallen ꝛc.

Jede Bewegung also, welche einer Bewegung ähnlich ist, die von großen Gegenständen verursacht wird, muß eine große genannt werden. Der Anblick eines Kriegsheeres in Schlachtordnung, einer Ueberschwemmung, einer Aufruhr u. s. w. werden davon einen jeden überzeugen. Das Gemälde des Prometheus, wie er an der Spitze des Caucasus steckt, den Felsen mit seinem Blut beklebt, hinabsieht auf die Wolken unter ihm, hört von unten das Gebrülle der tobenden Wellen, die den Felsen hinanstürmen, das Geschrei der Vorbeischiffenden, hört den Mordklang des Adlers, der herabstürzt, ihn zu zerfleischen; — das Bild dieses Ausdruckes bindet ihn mit Ketten an den Himmel, und läßt die Hölle unter ihm auflodern: Wie viel faßt es in sich! Es schließt aus, alles, was die Seele umgiebt, macht sie alles vergessen, und stimmet die Fassung an, die wir groß nennen.

Nun wollen wir einige Anmerkungen machen. Wir haben beobachtet, daß sich die Seele beim Anblicke großer Gegenstände erweitere, der Körper sich auseinander dehne, und Raum zu schaffen suche; bei tiefen Gegenständen sich in sich selbst zurückziehe, fest-

halte; entgegen beim Anblick hoher Gegenstände emporfliehe, der Körper sich emporrichte und nachtrachte.

Je mehr eine Höhe, eine Länge zustimmt, desto mehr empfinden wir das in uns vorgehen. Der Gedanke vom höchsten Gipfel eines Gebirges, wo Vögel nisten, die niemals die Erde berührt — hinab bis in die Tiefen des Meeres, wo Thiere Jahrtausende wohnen, die niemals eine Sonne beschienen hat; von der Erde zum Mond, zur Sonne, wo man in einer unermeßlichen Ferne Millionen neue Ballen nur funkeln sieht, zu den Planeten, zu den Fixsternen, hin in's Helle, hin in's Unermeßliche. — Bei jeder Stufe richtet sich unsere Empfindung empor.

Diesen Ausdruck des Großen legen alle Nationen demjenigen Gegenstande bei, den sie erhöhen wollen; sie geben ihrer Empfindung durch irgend ein Zeichen, welches die Gewohnheit verständlich macht, eine Art sinnlicher Bedeutung. So wählt man für die Statue eines Gottes, eines Helden, oder eines Thrones einen hohen Platz; so werden Kleidungen, welche man den Personen, für die man Ehrfurcht erwecken will, zugiebt, voll, weit, nachschleppend gemacht; — so bildet man Helden in Leibesgröße ab, welche die gemeine übertrifft, verlängert dieselbe durch einen Fe-

derbusch, und legt ihnen die Kothurne an; so hat im häuslichen Gebrauche jede Nation ein Zeichen, wodurch sie die Größe ausdrückt; — in Heldengeschichten ist jedes Wesen von ungewöhnlicher Größe. Helden ragen über Kriegsheere hervor, machen unter ihren Tritten die Erde zittern, und verscheuchen Nationen durch bloße Blicke.

Dieses führt auf den Begriff des Erhabenen. Was groß ist, ragt über andere Dinge hinaus, ist erhaben; und wenn man dieses auf die Fassung des Geistes und seine Bewegungen anwendet, so ist diejenige Seele, welche einen großen Gegenstand in seiner Völle anfaßt, und den ganzen Umfang desselben fühlt, groß, stark; und wenn sie von diesen Eindrücken nicht zertheilt wird, nicht zerrinnt, wenn sie unerschüttert bleibt, so ist sie erhaben. Wir wissen also, was wir eigentlich ausdrücken wollen, wenn wir sagen: ein großer Geist, ein erhabener Geist, oder ein enger und zugleich niedriger Geist; wir sehen, daß sich zwischen beiden ein großer Abstand finde, und daß man groß seyn könne, ohne darum erhaben zu seyn. Man kann den Ausdruck:

Si fractus illabatur Orbis,

zwar empfinden, zwar hören das Krachen einer zerberstenden Welt, sehen, wie sie zusam-

men fällt, zusammenstürzt über das Haupt, ohne sich über den Schrecken dieses Anblickes zu erheben, ohne sagen zu können: Impavidum ferient Ruinae.

Seelenbewegungen, welche dem Menschen unnatürlich sind, und seinen Geist so niederfesseln, daß sie seinen Muth zerstören, seine Haltung verwüsten, und ihn jeder Vorstellung unfähig machen, erfordern oft große Züge des Geistes. Menschenmörder, Selbstmörder, Verräther des Vaterlandes müssen, wenn sie je wissen, was sie thun, große Seelen haben.

Das Gefühl des Schmerzens der Königinn Elisabeth über die entdeckte Unschuld des Grafen von Essex, welchem sie den Kopf abschlagen ließ, ist sehr tragisch, sehr groß.

„Sie nahm weder Speise noch Trank zu sich; sie verweigerte sich alle Arzneien; sie kam in kein Bette; sie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polster, ohne ein Wort zu sprechen, in Gedanken sitzen, einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde gehefteten Augen — bis sie endlich von innerlicher Angst der Seele aufgezehrt, und vom langen Fasten entkräftet den Geist aufgab."

Robertson.

Aber die Leiden alle, welche die Seele mit Aufruhr und Raserei erfüllen, das Herz ver-

engen oder durchtoben, zerreissen, welche alle Aussichten, alle Gedanken von Erleichterung verschlingen, und abspannen, niederketten den zerrütteten, stummen, nervenlosen Geist in Abgründe von dumpfer Fühllosigkeit und Verzweiflung, können wahr, von wahren Quellen entsprossen, können auf die Mitmenschen des schrecklichsten Angriffes, des größten Rechts auf unser Mitleid fähig, über alle Leiden gemeiner enger Seelen hinausgesetzt, und mithin poetisch erhaben, auch in Betrachtung des Moralischen aller unserer Entschuldigung würdig, aber in Absicht der Seelenkraft, niemals erhaben seyn. Unser ganzer Stolz, unsere Menschheit empört sich wider den Gedanken, unterliegen, hilflos seyn sollen, und es gehört weit mehr Stärke, eine weit vollere Geisteskraft da;u, entgegen zu sehen dem Sturm und ihn auszuhalten, als den Schrecken nur zu empfinden, und vor seinem Annahen sich in den Abgrund zu stürzen.

Indessen werden Sie bemerken, daß man der erhabenen Fassung bei mächtigen Leiden mehr zuklatsche, und der bloß großen sich mehr erfreue. Ein Selbstmörder, der seine olle versteht, wird auf der Schaubühne mehr Beifall erhalten, als ein anderer, der bei gleichen Umständen die Schmerzen aushält. So werden nur wenige die vollkommenen Charak-

tere billigen, und nichts ist gemeiner, als etwas zu vollkommen zu finden. Jenes bringt uns mehr zu uns selbst; läßt uns mehr von uns selbst; entgegen muß man selbst des Heroismus fähig seyn, um denselben nach seiner Natur fühlen, und liebenswürdig finden zu können.

Erhabene Gesinnungen setzen voraus, daß man von dem Gegenstande, dessen Eindringen Geistesstürme aufwühlt, eben so angegriffen sey, als es diejenigen sind, welche von dem Anblicke desselben dahin sinken. Der tapfere Spartaner Dieneces, als ihn Leonidas zum Treffen bey Thermopylä führte, und ein Perser herausprahlte, daß heute seine Truppe vor Menge der Spiese und Pfeile die Sonne nicht mehr sehen werde, muß diesen Ausdruck empfunden, muß das Zischen und Geprassel der tausend und tausend auf sie abgeworfenen Mordgewehre gehört, das Bild eines Feuergewölbes vor Augen gehabt, und im Geiste unter dem Todesdache gestanden seyn, wenn seine Antwort: Also wollen wir im Schatten streiten, erhaben, und nicht bloß ein prahlender oder witziger Einfall gewesen seyn soll. Ein großer Geist verhält sich gegen seine Unfälle, wie einer, der wüthende starke Pferde mitten im Rennen durch schroffige Wege leitet. Ist sein Geist groß und nicht erhaben,

so läßt er die Zügel los, stürzt sich herunter; aber er lenket sie, wenn er es ist, ruhig und unerschrocken mitten durch Abentheuer, und durch die Schrecken tödtender Ungeheuer.

Diese Fassung, diese einzige, dieser Augenblick ohne Namen, der von wenigen empfunden, von niemand ausgedrückt, Nationen auf der Stelle umschmelzen würde, wenn er sinnlich wäre, ist eine Pause, wo die Seele des Menschen alle Kräfte, die in ihr liegen, herausruft, hoch fliegt, über den ganzen Gegenstand, den sie anfaßt, sich hindehnt, und ausgießt, fühlt mit der ganzen Völle das Eindringen der Ideenströme, das Schaudern dieses Gefühles — aber erhaben über alles, was um sie herliegt, Meister von allem sich auf sich selbst lehnt, zwar das Geheul der kämpfenden Ungewitter in der Mitte, und das Getümmel im Thale hört, zwar die Last drückender Welten fühlt, fühlt, aber steht, hält, voll von Selbststärke alles in sich selbst findet, die Bahn gewöhnlicher Seelen, niedergedrückter, zaghafter Herzen verläßt, sich schwingt, sich ablegt, sich zum neuen Wesen schafft, und auf der Spitze der Schöpfung in einer feierlichen Ruhe die Waage der Schicksale hält grenzenlos, ausgefüllt, einsam.

Homer, Virgil, Milton, Klopstock, Ossian und die andern Heldendichter sind eine

immerwährende Sammlung, ein Bild vielfältig großer und erhabener Gegenstände. Alle ihre Gemälde lassen sich herausnehmen, und einzeln studiren. Ich habe Ihnen den Plan des Homer, des Virgil, des Milton vorgelesen, und noch will ich mit Ihnen eine Stelle vornehmen, um Ihnen zu zeigen, wie man große Werke mit Geist lesen, erklären, und mit Nutzen und eben so vielem Vergnügen studiren soll. Hören Sie das Gedicht an Chronos von Schubart:

Wie schnell, o Chronos, rollet dein Wagen
Von stürmenden Winden getragen
Durch dein weites Gebiet!
Es rasseln und donnern die Räder
Durch den weichenden Aether,
Daß die Achse glüht.
Hoch stehst du mit herrschendem Blicke,
Das Sandglas in der Hand,
Ein Sturmwind treibt dein Gewand,
Und dein Haupthaar, wie Wolken zurücke.

Welches Gemälde, die Vorstellung einer grenzenlosen Höhe, eines unermeßlichen Gewölbes! Meine Seele erweitert sich, will ihn in sich fassen den unermeßlichen Raum, will die Höhe erreichen, reißt sich empor, und sieht — einen Wagen, der mit dem Getöse eines Donners, mit der Geschwindigkeit eines Blitzes fortrollt, und Flammen von den Rädern spritzt — sieht auf diesem Wagen den Chronos, ein Wesen, dessen Haupthaar der Sturmwind wie Wolken zurück treibt.

Bilder dieser Art dehnen den Geist, verkündigen die Annäherung ihrer Empfindung mit einem gewissen Stolze, und mit einem gewissen Trotze gegen alles, was nicht groß *ist*. Der Anblick des Polyphemus, der einen Baum in der Hand hält, und in die Tiefen des Meeres tritt, ohne bis zur Hälfte bedeckt zu werden, und seine starken Arme ausstreckt, und heult, daß die Gebirge und entfernte Wälder erschallen; — des bösen Engels im Milton,

> Jetzo richtet er sich mit dem mächtigen Körper vom Pfuhl auf,
> Und die Flammen krümmeten sich mit weichenden Spitzen
> Jetzund an beiden Seiten, und trennten in Wellen gerollet
> Sich in der Mitte, ein gräuliches Thal! —

Und, um unsere Idee zu erhöhen, die Vorstellung eines Wesens cuncta supercilio moventis, die Vorstellung Gottes in der Bibel, erhebt den Geist aus der gewöhnlichen Welt in eine höhere Sphäre, gewöhnt unsere Blicke zum Heroischen, schärft die Einbildungskraft, und stärket die Nerven der Gedanken und Handlungen.

> Königreiche fallen, wenn dein Scepter winkt,
> Und das Felsenhaus des Tyrannen sinkt.

Unter deinen Wagen wanken Wiegen,
Wo mit morgenröthlichen Zügen
Künftige Geschlechter liegen.
Aber auch der Berg des Todes ragt
Hoch empor — wo mit verwilderter Geberde
Auf hoch aufgeschäufelter Erde
Die Verwesung — ach! an Menschenknochen nagt.
Oft ersäuft der Nachwelt bessere Geschlechter
Der Zeiten aufgeschwollner Fluß
Und es heulen deine Töchter,
Grauer Archipelagus.

Welche Auftritte unten unter dem Wagen des Chronos, unten im Thale. Das Bild einer künftigen, aufkeimenden, verlöschenden Nation. Nichts rührt uns mehr, läßt uns mehr mit einem Blicke übersehen, als die Zeitgeschichte der Völker. —

Da trabten Menschen in Wäldern herum, wußten nicht, daß ihnen ihr Ort zu eng sey, lebten ungesehen, einsam. Jahrhunderte flo=ßen weg, ehe ein Sturm einen andern Men=schen dahin warf, der der erste diese Men=schen entdeckte, sie ansah, Wilde nannte, ver=achtete, und wieder Jahrhunderte, bis Man=gel und Zufall den Witz der Nation schärfte, und den größten derselben auf den Gedanken brachte, dem Lande des Sturmmenschen nach=zusegeln.

(Indessen veränderte sich mehr, als einmal, die Erdlage, gebildete Nationen verwilderten,

Felsengebirge wuchsen indessen, und Meere traten in's Land, und überließen den Schlamm ihrer Tiefen den Saaten des Landmannes.)

Die Nation stand auf, sah herum, hinaus, trat vor sich, trat andere Völker nieder, vergaß der Vorzeit, nannte sich fein, ward auch fein —

(Jeder Zwischenraum dauerte Jahrhunderte. Felsen wurden indessen mürbe, und Meere traten wieder zurück.)

— ward fein einen Augenblick, schwand ab, wirbelte hinab, verlor sich, verlor sich mit dem Andenken, daß sie da war, in ihrem eigenen Staub. Und die Verwesung sitzt am Staubhügel, und nagt an Menschenknochen, an Knochen ohne Namen. Wie schwindelt mir, wie verschwindet mir alles vor dem Bilde der Länge, der Macht der Zeit!

Dorten an der Felsenwand
Ringt ein Greis die welke Hand
Auf dem nahen Grabe:
Röchelnd seufzt er auf: Ich habe,
Chronos! deinen Werth verkannt,
Und der goldnen Stunden Gabe
Ach! entsetzlich angewandt.
Und ein Mädchen, ausgeweint und hager
Wälzt um Mitternacht sich noch auf ihrem Lager,
Jammernd, daß ein Böswicht sie betrog
Und ihr Schutzgeist, Unschuld, ihr entflog.

Der Weise, der in stiller Nacht,
Vom Mond bescheint, am Gitter wacht,
Hört, Chronos, deinen Wagen rollen;
Dann zählt er jeden Augenblick
Und eilt mit feuervollem Blick
Zur Tugend und zur Pflicht zurück.
Und du, du lispelst ihm den himmelvollen,
Den großen Trost in's Ohr:
Heil dem, der keinen Tag verlor!

Die Einbildungskraft schwimmt nicht lange in dem allgemeinen Ideenmeere; sie heftet, verweilet sich gerne an einem einzelnen anzüglichen Gegenstande, den ein besonderer Umstand auszeichnet. Sie werden dieß in den Werken aller Genies, aller großen Künstler beobachten. Der Greis, der die welke Hand am Grabe ringt; — das ausblutende Mädchen, der Weise am Gitter, welche besondere Bilder! und dann der Ort, die Zeit, die Farben der Scene! der Greis an der Felsenwand — das Mädchen um Mitternacht, der Weise beim Mondscheine, wie belebt dieses die Ideen, wie schmelzt es die Einbildungskraft!

Man muß an dieses alles nicht denken, wenn man selbst etwas schreibt. Ein Genie, vom Feuerstrome hingerissen, gräbt tiefe Züge, ohne sich von Anmerkungen lenken oder binden zu lassen. Aber man muß so lesen, um sich dieses alles zur Natur, um sich gefaßt zu

machen, auch diesen Weg betreten, auch so denken zu können.

Ich weiß nichts, das Ihnen mehr Nutzen, Ihrem Geiste mehr Nahrung, mehr Stärke und Selbstvertrauen geben könnte, als wenn sie alle Tage, wenn Sie Ihre Berufsgeschäfte verrichtet, eine Stelle aus irgend einem großen Dichter lesen, verdauen, und sich von Ihrem Buche, von diesem Ideale in die Welt, in Ihre Geschäfte hinausdenken, und so in Ihrem ganzen Leben fortfahren würden. Man muß sich stets etwas Großes vorstellen, sich große Empfindungen zur Natur machen, um selbst groß zu werden. So haben es die großen Helden, die großen Männer gemacht, haben sich unaufhörlich ein herzerhöhendes Bild, einen Ausdruck, der den Stolz der Seele herausruft, die Säfte ihrer Fähigkeiten nach dem Herzen zusammenjagt, vorgehalten, und in denselben Unterstützung und Geist gefunden. Wer von Jugend auf Löwen gesehen hätte, würde sich an ihren Anblick gewöhnen, und wer seine Seele alle Tage mit seelenvollen Bildern erfüllt, mit stärkenden Zügen befestiget, wird das unvermerkt in seine Sitten, in sein Betragen aufnehmen. Wenn Sie auf Alpen erzogen wären, gewöhnt wären, unter Wolken, und rauhen himmelhohen Felsen zu athmen, würden Ihnen nicht unsere

hiesigen höchsten Hügel klein, und, wenn Sie die Ueberschwemmungen des Nils sähen, würden Ihnen nicht die Aufbrausungen unserer Torrente verächtlich vorkommen? Das Bild grausamer Schmerzen macht, daß wir die kleinen häuslichen nicht sehr achten; das Bild grauenvoller Scenen würgender Schlachten macht, daß wir uns bei den häuslichen Gefahren, bei großen Vorfällen gegenwärtig bleiben, nicht zittern, nichts Neues, nichts Unerwartetes unter der Sonne erblicken.

Aber lesen Sie ja aus einer übelverstandenen Ruhmsucht, von sich sagen zu können, daß Sie alles gelesen haben, nicht zu viel, lesen Sie aufmerksam, mit Wärme, mit dem Herzen. Lesen Sie die Stelle, bei der Sie am meisten empfunden haben, oft und zehnmal. Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man mit Werken des Geistes durcheilen, leichtsinnig wegkommen kann. Wie man in den Zeiten, wo man am besten geschrieben hat, fast allemal am wenigsten schrieb, so liest der allemal am langsamsten, der, was er liest, versteht, der es fühlt, und die Züge des Buches in sich gräbt. Wie die stärksten Speisen am geschwindesten sättigen; so enthält jeder Ausdruck etwas, das die Seele aufhält, ernährt, und ohne weitere Beihülfe den Leser zufrieden stellt. Wenn Sie nachfühlen Ossians Welt:

„Wandern mit ihm über die Haide, umsaußt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstromes, halbverwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Weheklagen des zu Tode gejammerten Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten. Wenn Sie ihn dann finden, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und ach, ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da nah der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn Sie so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lesen, so den letzten verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehen, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wehenden Grase niedersinkt, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner

Schönheit und fragen, wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde; —

Wenn Sie das verstehen, fühlen, nachglühen: so sind Sie gewonnen, so werden Sie das Gepräge der wahren Empfindung, die keine Kunstlehre erklären kann, aufdecken, und Ausdrücke empfinden, die den Dichter beseelt haben. Und wenn Sie dann dieses Gefühl abziehen auf sich selbst, (und was sind die tiefsten Kenntnisse ohne Beziehung auf uns?) mitnehmen in die Welt, mitnehmen zu Ihren Geschäften; so werden Sie Handlungen rechtfertigen, werden Sie Vorschläge billig, möglich finden, die die meisten Male das Schicksal erfahren, von verstimmten engen Seelen als romantische Schwärmereien verworfen, und als schöne Träume aus den Staaten verbannt zu werden. Fürsten, Minister sollen sich in dieser Schule wider den Kleinmuth, wider die Menschenfurcht bewaffnen, und jeder von uns soll, wenn er was werth seyn, wenn er geachtet seyn will, den Stolz haben, sich den Geist eines Fürsten, die Denkungsart, die Herzensstärke des größten unter den Menschen zulegen, ihm gleich empfinden, gleich handeln zu wollen. Lassen Sie diese Stelle niemals aus Ihren Augen:

Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter Via
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum, fugiente penna.

---

§. 9.

Von der lyrischen Dichtkunst.

Wenn der Mensch von einem Gegenstande besonders hingerissen wird; wenn seine Ueberlegung gleichsam zurücktritt, und sein Herz ganz in Empfindung, ganz in Leidenschaft übergeht; so strömen seine Worte in einem ungewöhnlichen begeisterten Tone, und alle seine Bewegungen in rhythmischen Takten hin. Der erste Ausruf eines Menschen, welcher dieses Weltgebäude zum erstenmal sähe; die Worte und Bewegungen bei einer langen Abreise, oder unvermutheten Ankunft eines geliebten Freundes; unsere ersten Ausdrücke bei einer wichtigen Begebenheit, die uns besonders rührt, bei dem Anblicke der Natur, sind gleichsam unwillkührlich; sie fließen, ohne Nachdenken, aus dem Uebermaaße und der Völle des Herzens.

Die Alten begleiteten diese Ausdrücke mit den Tönen der Leier, an denen sie etwas Gleichstimmiges mit ihrer Empfindung bemerkten, und nannten sie ᾠδή oder einen Gesang. Sie sind keine Erfindung, sondern eine Entladung, eine Erleichterung der Natur, und man hat sie zu allen Zeiten, wie den Tanz, bei allen Völkern des Erdbodens angetroffen. Indessen ist doch ein Unterschied zwischen dem, was man Ode und Gesang nennt; jene ergießt sich im freien Fluge, dieser schließt sich in gleiche Rhythmen zum Gebrauche unsrer heutigen Musik ein.

Indem also die lyrische Poesie überhaupt der Ausdruck der Empfindung ist, so sind die *allgemeinen* Eigenschaften der Oden, deren Kenntniß, um selbe zu verstehen, wir nöthig haben, sehr leicht zu bestimmen. Muß das Herz, wenn es zum Ton, zum Gefühle der Ode übergehen will, von einem Gegenstande voll seyn, bis zur Begeisterung gerührt seyn: so kann es während dieser Augenblicke nur von einem Gegenstande zu einer Empfindung gestimmt werden. Man kann unmöglich zu gleicher Zeit auf verschiedene Dinge verfallen, ohne die Völle seiner Bewegung zu trennen, noch das, über was man anfangs mit Betrübniß erfüllt war, mit Fröhlichkeit enden. So bald das Feuer, in welchem wir uns befinden

sollen, in fremde Gedanken sich wegtheilt: so bald ist die Fassung, der Geist der Ode verschwunden.

Kein Gedicht verlangt eine größere Sorgfalt, mehr Zubereitung, als die Ode, wenn man sie mit dem Tone der Natur, wenn man mit Nutzen sie lesen will. Erst halte der Lehrer seinem Schüler den Inhalt vor, der die Ode veranlaßt, und male ihm denselben von der Seite, von der er den Dichter begeistert hat! er schüttle den Funken in dem Herzen des Jünglings, daß er zur Flamme wird, entzünde ihn, entzünde sich selbst, und stelle sich plötzlich mitten in die Sache, nämlich in den Eingang der Ode. Ist die Empfindung des Dichters die wahre, ist sie ebendieselbe, von der er jetzt selbst schon entzündet ist: so lasse er sich ja nicht mehr durch kalte Reflexionen von dieser Fassung zurück bringen; er verfolge den beflügelten Drang des Dichters, fühle die Ordnung, fühle das Aufsteigen, den geheimen Zusammenhang der Empfindungen, fühle die Sprünge, das Erhabene, das Naive der Ideen, und erhole bei dem Punkte sich, wo der Dichter geendet hat; — oder er merke im Gegentheile, daß die Empfindung im Eingange zu kalt, oder gar ungehörig, vielleicht freudig sey, wo sie betrübt seyn sollte; daß statt der Begeisterung tolle

Hitze, statt der lyrischen Unordnung zerrissene Gedanken, Lücken statt eines Sprunges vorhanden seyen; er merke — doch diese Lehrart, die einzige wahre, kann durch keine Worte gelehrt werden.

Wie der Eingang der Ode, die Länge derselben beschaffen seyn; was man von den Ausschweifungen, Sprüngen, von erhabenen und naiven Stellen, von Gleichnissen, Allegorien halten müsse, das läßt sich alles sagen; aber wie man sie empfinden müsse noch einmal, das läßt sich durch keinen Ausdruck erklären. Home fand in vielen Oden des Horaz, z. B. in der 7ten Ode des ersten Buches; in der 16ten des zweiten; in der 1ten, 2ten, 3ten, 4ten, 11ten ꝛc. Ode des dritten Buches Fehler wider die Ordnung und den Zusammenhang der Sachen und Empfindungen, die vielleicht einem andern, der näher mit der Geschichte des Inhaltes bekannt, oder vielleicht auch kälter ist, richtig und passend scheinen.

Wenn man den nämlichen Gegenstand von ebenderselben Seite vor sich hat, so muß, wie ich oben sagte, die Empfindung auch ebendieselbe und nur in Graden verschieden seyn. Die Seite, von der man eine Sache ansieht, die Wendung, die man ihr giebt, der Ton, den man annimmt, wird von den Umständen,

in denen wir uns befinden, geordnet. Wenn ich betrachte, mitfühle den Tod eines geliebten, auch fremden Freundes als Mensch; hinsehe, wenn er dahin ist, über dieß unwiederbringlich; er war mir einzig, war mir alles, machte mich höchst glücklich, um mich höchst unglücklich zu machen; wenn ich dann hingerissen werde an den ewigen Felsen, und mein Blick hinabschaudert in die Tiefen der Ewigkeit, in die Verwüstung alles dessen, was lebt, und ich denke den Gedanken: Ewig, Ewig! werde emporgehoben vom Drange des Gefühls, Ewig, Ewig — ewig dahin für mich, verdorrt, verwüstet: so scheint mir jede Entladung seicht, jedes Leiden, Ringen der Seele nur flammend, aber nicht glühend, nicht durchfressend jede Nerve, jede noch gesunde Fieber, nicht betäubend jeden Sinn, daß er ihn nicht mehr fühle den Gedanken: dahin für mich, ewig, ewig!

Aber wie sanft ist die Empfindung des Horaz, indem er den Virgil über den Tod des Quinktilius tröstet; sanft, wie ein Lüftchen, das zwischen Felsen weht, und nur durch ein gelindes melancholisches Säuseln, der Wehmuth ähnlich, gehört wird. Es ist die bleiche Geduld, die auf dem Grabmale sitzt, und der Betrübniß entgegen lächelt.

Wir wollen diese Ode, von der Julius Skaliger sagt, daß er lieber sie gemacht haben, als König in Arragonien seyn möchte, in einigen Zügen betrachten; die grammatikalischen und mythologischen Anmerkungen, welche, ehe man eine Ode liest, um sie ungehindert und im Feuer lesen zu können, allemal vorher gehen sollen, will ich hier nicht berühren.

Der Dichter Quinktilius, Virgils und Horazens Freund starb. Beide beklagten ihn, beide weinten über seine Urne Thränen, wie Männer sie weinen. Nehmen Sie hier die Anmerkungen zurück, welche ich oben über das Schöne machte. Stellen Sie sich den Ausdruck dieser Männer auf der Schaubühne, auf der Leinwand vor. Ihr Herz blutete nicht aus, versank nicht in den stummen Schmerz, der die Seele betäubet; es war aber auch nicht ungerührt, war nicht stoisch und unmenschlich kalt bei dem Verlurste des Freundes. Horaz empfand nicht nur diesen, er empfand auch den Kummer des Virgil, und nahm es auf sich, die Hälfte desselben ihm abzunehmen. Es ist, wenn man einen dahin bringen will, daß er zu klagen aufhöre, ein allgemeiner Grundsatz, der in unserer Selbstliebe sich gründet, daß man erst selbst anfange, mit ihm zu klagen. Man sollte meinen, daß

dadurch unser Leid vermehrt werden müsse; aber wir geben unser Recht, Schmerz zu empfinden, gleichsam auf, so bald man uns zugesteht, daß wir es haben. Aber nichts gleicht der unnachahmlichen Laune, mit der er ihn tröstet; er weiß ihm nichts zu sagen, als: du weinst mit Recht, denn du hast deinen Quinktil verloren — aber höre einmal auf, denn er ist doch auf immer verloren: (Ein erschrecklicher Trost! und doch wußte das ganze heidnische Alterthum keinen bessern) aber er sagt es mit einem so guten und wehmüthigen Tone, daß er sich ihm ergeben, und zum Troste bequemen muß. Es ist keine Ueberzeugung, sondern ein gewisses Wohlmeinen, eine gewisse Beklemmung in seinen Worten, die einem schönen Morgen gleicht, wo lichte Stellen des Himmels durch zerrissene Wolken herab blicken, und uns in der Ungewißheit lassen, ob sie dieselben öffnen, oder gänzlich verfinstern wollen. Es wandelt überhaupt ein stiller Geist süßer Schwermuth, ähnlich dem frohen Zwange bei den letzten Augenblicken eines zu seinem Glücke sich entfernenden Freundes, in vielen Oden des Horaz. Aber nun die Ode!

„Wer soll sich seiner Thränen um einen so geliebten Freund schämen, um denselben Gränzen setzen? Stimme du zum Trauerlied

den Ton an, Melpomene, der ihr Vater die schmerzende Stimme, der ihr Vater die Cither gab.

„Also hält den Quinktil ein ewiger Schlaf fest! Wann wird die Bescheidenheit, und des Rechts stete Begleiterinn die unbestochene Treue, wann wird die nakte Wahrheit einen Mann wieder, der ihm gleichet, finden!

„Er starb von vielen Redlichen beweint, von niemand mehr beweint, als von dir Virgil; du forderst (ach vergebens, er war dir nicht so gegönnt,) von den Göttern den Quinktil ab;

„Und sängest du rührender, als der thracische Orpheus sang; und beseeltest du Bäume, wie er, mit dem Zauber der Töne: das Leben fließt nicht mehr in den leeren Schatten zurück, wenn ihn nun einmal mit dem schrecklichen Staabe Merkur, taub bei allen Bitten den Acheron aufzuschließen, zu der Schaar der traurigen Schatten gewiesen hat. Das ist hart! Aber man trägt das leichter, was man nicht ändern kann, wenn man es geduldig trägt.“

So wie der Dichter zuweilen von dem Gegenstande niemals abweicht: so überläßt er sich zuweilen Betrachtungen, die demselben vorgehen, wie z. B. in Klopstocks Ode:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch

Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will,
In die Fernen hinaus sieht, der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz, Gott!
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
Jetzo lange Jahrhunderte.
Niemals sah dich mein Blick, Sokrates, Addison,
Niemals lehrte dein Mund mich selbst.
Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Gesellerinn.
Auch dich werd' ich nicht seh'n, der du in jener Zeit,
Wenn ich lange gestorben bin,
Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichste,
Nach mir einmal auch seufzen wirst,
Auch dich werd' ich nicht seh'n, wie du dein Leben lebst,
Werd' ich einst nicht dein Genius.
Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,
Tiefer hin ins Unendliche.
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, seh'n wir dann unser Glück,
Sehens mit Augen und glaubens kaum.
Dieses Glücke ward mir, als ich das erstemal
Bodmers Armen entgegen kam.

oder nachgehen, wie in der Ode über die Seereise des Virgil.

Es giebt so viele Arten von Oden, so viel es Arten von Empfindungen, oder vielmehr, so viele Gegenstände es giebt, welche verschie-

dene Empfindungen veranlassen. Und wie die Instrumente der Musik zu dem Gebrauche ihrer Ausdrücke verschieden sind, so wechselt auch das Sylbenmaaß nach dem Bedürfnisse des Inhaltes in verschiedenen Takten ab.

Wie man diese Austheilungen überhaupt wissen, und z. B. sich sagen lassen kann, daß es betrachtende, phantasiereiche, empfindungsvolle Oden giebt, ohne den Geist dieser Worte zu durchdringen: so wollen wir uns indessen begnügen lassen, die Oden überhaupt in die geistlichen, heroischen und gemeinen abgetheilt zu haben.

Unter den geistlichen Oden versteht man

a) die Hymnen, welches schon bei den Alten Lobgesänge auf ihre Götter waren, die sie, wie es der Gegenstand erfordert, meistens in einer beflügelten heroischen Versart abfaßten, bei ihren feyerlichen Opfern sangen, und mit Flöte oder Leyer unterstützten. Diesen Ton haben die Hymnen des Callimachus, welche Küttner übersetzt hat.

Die Fassung, die den Dichter bei der Hymne begeistern muß, ist, wie der Gegenstand, die höchste, welche das Herz eines Menschen bewegen kann. Stürmischer Ungestüm zum Lobausruf, und zu gleicher Zeit hohe Feierlichkeit zur Bewunderung, Anbetung zum Hinsinken in die Unendlichkeit sind die Em-

pfindungen der Hymne. Kleists Hymnen: Groß ist der Herr ꝛc. und: Nicht niedre Lust, und die, welche Karschin geschrieben hat, können dem Schüler einen Begriff von dem, was man sagen will, geben; aber die Hymnen Davids! Die höchste Begeisterung, die je in die Seele eines Menschen gekommen ist.

b) Die Kirchenlieder, welche Lob, Dank Gottes, moralische Wahrheiten oder Empfindungen über dieselben, enthalten. Sie bleiben meistens, wenn sie sich gleich auch manchmal zum Feuer der Hymne erheben, in dem feierlichen stillglühenden Tone des Gebetes. Die Psalmen enthalten die vollkommensten Muster, die den Schüler entzücken müssen, wenn ihm der Lehrer einige derselben erklären wird. Er vergesse nicht, der vortrefflichen Abhandlung des Lowths de sacra Poesi Hebraeorum, wie auch der Uebersetzungen eines Rousseau und Kramers Erwähnung zu thun.

Die Fassung eines einzigen guten Kirchenliedes, das aus der Völle eines christlichen Herzens floß, müßte, wenn sie sinnlich gesehen werden könnte, vermögend seyn, todte Herzen neu umzuschaffen. Gellerts, Klopstocks, Lavaters Lieder u. s. w. sollen dem Schüler bekannt seyn. Auch ist in der Abhandlung des ersten, und der Vorrede des zweiten alles, was man von Kirchenliedern vortreffliches sagen kann, enthalten.

Die heroische Ode besingt den Ruhm ganzer Länder, oder einzelner seltener Geister bei schweren Unternehmungen. Die alten Dichter nahmen aus ihrer Zeitgeschichte häufige Gelegenheit, edle Thaten zu besingen, und diejenigen, welche sie ausgeübt haben, und ihr eigenes Gefühl unvergeßlich zu machen. Pindars Oden, von denen Schönborn einige übersetzte, sind ewige Denkmäler der Kämpfer, die er herausgehoben. Sein Ton ist Feuer, Flug, Hinreissen, wie es der Geist seyn mußte, der seine Helden beseelt hatte. Die Kriegslieder des Tyrtäus sind vom Weiße zur ewigen Ehre Deutschlands mit einem bewunderungswürdigen Schwunge übersetzt. Die Italiäner, Franzosen haben, ausser dem Rousseau dieser letztern, wenig in diesem Fache aufzuweisen; unter den Engelländern raget Dryden, dessen Ode auf das Cäcilienfest Ramler übersetzt hat, vor andern hervor; aber unter den Deutschen lerne der Schüler die Oden eines Klopstocks, Ramlers, die Bardengesänge (unsere Erfindung) eines Denis, Gleim, Weiße kennen, er lerne in ihnen den deutschen Heldengeist kennen; der jede andere Nation in seiner Stärke zurück läßt. Was muß der Schüler schon bei einer Stelle, wie die folgende ist, empfinden, wie muß sein Herz emporringen, wenn sie der Lehrer mit dem hohen Herzen,

das aus Gleim strömte, liest, und mit ausfüllendem Tone und begeistertem feurigem Auge liest:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er, und theilt die Rollen aus
Des großen Trauerspiels. u. s. w.

Unter den gemeinen Oden verstehe ich alle Oden, welche einen andern Gegenstand in was immer für einer Fassung enthalten; so drücken

a) die anakreontischen Oden, vom Anakreon, ein hüpfendes oft muthwilliges Vergnügen aus. Sein Geist schwimmt darin, wie eine leichte Blüthe in der Frühlingsluft, in der wollüstigen Laune, und mit dem feinsten Witze dahin, und verwandelt alles, wo er durchathmet, in Scherz und Vergnügen. Seine ein und siebenzig Lieder sind in dreifüßigen Jamben abgefaßt. Sappho that ihms nach, und unzählige andere aus allen Nationen haben es nachher ihr nachgethan. Dank sey dem Manne, wie dem Harlekin, der die wahre Bürleske versteht, wenn er die Kunst weiß, durch eine tändelnde Kleinigkeit frohen Muth und Heiterkeit in gedrückte Herzen zu singen; aber wie viele suchten Anakreons Geist in Anakreons Schlüpfrigkeit?

b) Die moralischen oder philosophischen Oden enthalten Wahrheiten mit der Empfindung und dem Tone des Dichters besungen. Hallers Ode von der Ehre ist das schönste Muster, das man sich vorlegen kann.

c) Die Cantaten, kleine rührende Stücke zum Singen, welche, über was immer für eine Sache, Betrachtungen oder Empfindungen ausdrücken. Da man in denselben lehren, erzählen, betrachten oder empfinden kann, so entstehen daraus die Recitative, Arioso, Arietten und Arien. Diese Lieder können sehr angenehm seyn, wenn man nur die Kunst versteht, in einem anpassenden Sylbenmaaße den Ton seines Herzens und die Takte zur Musik zu treffen. Metastasio, Rameau, Pope, Ramler u. s. w. haben vortreffliche Muster geschrieben. Der Lehrer lese die Cantate des letztern über die Leiden des Heilandes.

d) Oratorien oder größere Cantaten, welche ein geistliches, lyrisches, kurzes Drama enthalten. Aber es finden hierin keine Dialogen, wie im gewöhnlichen Drama statt; sondern alles, Schilderungen, Erzählungen müssen vollkommen lyrisch seyn. Schön, und rührend ist der Anfang in Ramlers Oratorium vom Tode Jesu:

Ihr Palmen von Gethsemane,
Wen hört ihr so verlassen trauern?
Wer ist der ängstlich sterbende?
Ist das mein Jesus? u. s. w.

Die Oratorien sind, wie die Kirchenlieder, schwer zu machen, und eben so schwer, wie jene, in Musik zu setzen. Sie müssen mit dem kunstlosesten Style, majestätischem Geiste abgefaßt, und mit eben dem schmelzenden, unwiderstehlichen Tone in Musik versetzt werden. Grauns Muster sind bekannt.

e) Die Elegie drückt eine sanfte, zärtliche Empfindung eines betrübten oder freudigen Herzens aus. Sie war anfangs bei den Griechen ein Trauerlied; aber nachmals drückte sie auch die Fassung der gemässigten Freude aus:

Querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos.

Die Griechen faßten sie in dem Sylbenmaaße, welches am vorzüglichsten für die gemäßigte Fassung zu passen schien, in dem Hexameter und Pentameter (versibus impapariter junctis) ab; es sind uns von ihnen keine Muster übrig geblieben; ausser wenn man die Nänien über den Tod des Adonis hieher nehmen will; aber die Römer, welche eben dieses Sylbenmaaß wählten, haben es ihnen hierin gleich gethan. Ovids Klagen, auch seine Heroiden, welche aus einem leidenden sanften Herzen geflossen, und Tibulls, Properz und Catulls Elegien werden stets Muster verbleiben.

Man hat überhaupt wenige Elegien aufzuweisen, aber wenn es wäre, so würde sie Klopstock alle weit zurück lassen.

f) Romanzen sind kleine, naive, erzählende Lieder im lyrischen Tone abgefaßt. Zu dem Namen dieser Gedichte haben die provenzalischen Poeten, welche in der elenden romanschen Sprache schrieben, wenn sie gleich niemals selbst Romanzen verfertigten, Anlaß gegeben.

Wenn man aus dem, was sie gewesen sind, schließen will, was sie seyn sollen; so müssen sie in altväterischem, höchst einfältigem Tone abgefaßt, und in eine leichte Versart gekleidet seyn. Es kommt wohl, däucht mir, alles darauf an, was der Dichter für einen Endzweck hat, und wem er sie bestimmt. Weil die Romanze, sagt Rousseau, indem er von dem Gesange derselben redet, in einer einfachen rührenden Schreibart geschrieben, und von etwas altväterischem Geschmacke seyn muß, so muß auch der Gesang diesen Charakter haben; nichts von Zierrathen, nichts von Manieren, eine gefällige, natürliche, ländliche Melodie, die durch sich selbst, ohne die Kunst des Vortrages, ihre Wirkung thut. Der Gesang darf nicht hervorstechend seyn, wenn er nur naiv ist, die Worte nicht verdunkelt, sie sehr vernehmlich vorträgt, und keinen großen Umfang der Stimme erfordert u. s. w.

So geschrieben, in dieser simpeln, nicht spottenden, sondern aufrichtigen, drolligen Laune zum Singen geschrieben, könnten Romanzen die Denkmäler ruhmwürdiger Begebenheiten des Volkes seyn. Sie singen sich so leicht weg, und schleichen sich wegen ihrer Einfalt mit so einer Wehmuth in das Herz ein, die bis zu Thränen rührt. Beispiele findet der Lehrer in dem Buche: „Romanzen der Deutschen, mit einigen Anmerkungen über die Romanze ꝛc.“

Und das war überhaupt das Allgemeine, was ich jetzt glaubte, von der lyrischen Dichtkunst sagen zu sollen, und, was der Lehrer, wenn er seinen Vortrag mit Beispielen belegt, Gelegenheit hat, mit den Zusätzen, die ich hier, um kurz zu seyn, weg ließ, zu sagen. Er vergesse nie, (dieß muß ich stets wiederholen) den Schüler gleich auf den Endzweck dessen, was er ihn lehrt, zu führen, und ihm die nächsten Mittel, wie er's lernen soll, zu zeigen.

Es ist keine Dichtungsart, die man zu wichtigern Dingen, und allgemeiner nützen könnte, als die lyrische. Da der Mensch bei keinem Gegenstande, der ihn interessirt, gleichgültig seyn kann, nicht umhin kann, wenn er je nicht durch falsche Triebe gestört wird, denselben nach seinem Werthe und Umfange zu

empfinden; so ist die lyrische Poesie, die die Empfindung ausdrückt, eigentlich dazu gemacht, die Geschichte des menschlichen Herzens und seine Einrichtung zu zeigen. Wie mächtig ist der Gedanke, zu wissen, daß ich fähig sey, die Empfindung, welche ich habe, auch in fremde Herzen, ohne ihr Zuthun, zu gießen, und wie groß muß der Beruf des Gesanges seyn, da er gemacht ist, so allgemeine wirkende Empfindungen auszubreiten! Die Melodie eines Kirchenliedes hallt bis zum Himmel, reißt jede Seele zur Andacht, und jeden kranken Sinn zur Freude des Christen empor. Die Ueberzeugung, welche man jetzt wirklich empfindet, wie selig es sey, durchzuwandeln das Leben mit diesem Gefühle von Ruhe und hohem Vertrauen, das jetzt wirklich die Seele durchfließt, wirkt oft auf der Stelle, stärket oft das schlaffe Herz zur Harmonie des besseren Lebens hin.

Welchen edlen Gebrauch machten die Alten von dem Eindrucke der Heldenode! der Geist ihrer Maximen, der Geist des Patriotismus wurde durch seelenvolle Lieder in alle Gemüther geprägt; die Griechen und Barbaren sangen, wie heute noch die Amerikaner, bei ihren Schlachten und wichtigen Vorfällen. Der Gesang war die Belohnung ihrer Helden, ihr Ruf bei großen Unternehmungen, und ein ein-

ziger davon, der die wahren Saiten des Herzens traf, war vermögend, fliehende Armeen mit tödtenden Schrecken zu stellen, und todte Nationen, die ohne Gefühl, ohne Ehrliebe, ohne Thaten vermodert lagen, plötzlich empor zu richten. In Wahrheit, die Natur hat dafür gesorgt, daß die Mittel, welche große Wirkungen hervorbringen, große Maschinen bewegen sollen, allemal die simpelsten sind. Der Mann, der vom Tageslicht ausgeschlossen, in den Tiefen der Felsen gräbt, der Mann hinter dem Pfluge, der Handwerker in Werkstätten versingt sich seine Arbeit. Enthielte sein Gesang nicht bloß das Vergnügen seiner Melodie für ihn, enthielte er auch Vergnügen des Herzens, Stärkung seines Geistes für ihn, besänge er das Lob seines Vaterlandes, das Lob eines Mitbürgers von seinem Berufe, eines Erfinders einer gemeinnützigen Sache, oder einer entdeckten schönen Handlung; sänge er die wahre Fröhlichkeit in seine Seele; welche Gelegenheit würde wirkender seyn, den Stolz des Inlandes in alle Herzen zu singen, die Ehre des Vaterlandes in die entferntesten Länder zu tragen, Privattugenden aufzurufen, und nicht nur die Tugend am Throne, in der Rathsstube, und auf dem Katheder, sondern auch den stillen Helden in der Werkstatt, den vergessenen Erfinder in den Hütten zu belohnen!

Schon die Melodie des Gesanges und der Musik hat eine Gewalt über unsere Sinne, und über die Bildung unserer Empfindung, die man, weil man sie niemals im Ernste benutzt, vielleicht auch niemals im ganzen Umfange erkannt hat. Thiere empfinden die geheime Sympathie der Töne, und es wäre bei Kindern eine große Wichtigkeit, ihre weichen Seelen durch die Harmonie melodischer Lieder zu bilden. Die Deutschen haben in diesem Stücke seit einiger Zeit unendlich viel gethan. Weißens Lieder werden in seinem Lande allenthalben gesungen; Hillers Melodien; Grauns auserlesene Oden zum Singen beim Clavier; Bachs Oden mit Melodien; Kirchenbergers Lieder mit Melodien und vieler anderer haben unvergeßliche Vorzüge. Indessen fährt man in andern Provinzen noch eben so gedankenlos fort, seine Lieder in ausländischen Geist zu zwingen, den Gesang von öffentlichen Concerten auszuschließen, das Rauschen geistleerer Symphonien, und die unnatürlichen Trillerzüge, und diejenigen kunstreichen Züge ohne Ausdruck im Geigen und andern Instrumenten, welche der Kunst der Drathtänzer gleichen, zu bewundern, und als das Werk eines Genies zu belohnen.

Man lehre die Schüler, mit leichten Liedern, ungefähr so, wie die süßen Lieder für Kinder vom Weiße sind, anzufangen, und so ihren Geist, ihren Ausdruck zum Tone der Ode zu stärken. Selten zeige man ihnen Fehler, welche in den Werken großer Seelen die Zeit und der feinere Kunstrichter entdeckt haben. Dadurch wird der erste einzige Endzweck des Lehrers, bloße wahre Empfindung in die Herzen seiner Schüler zu legen, erstickt, und der Tadelgeist an seine Stelle gesetzt. Wenn der Lehrer mit der Empfindung liest, in welcher der Dichter, da er schrieb, sich befunden hat; wenn er diese Empfindung mit in den Ton bringt; so hat er bereits von dem Dichter die beste Erklärung gegeben. Das ist das einzige; aber das erfordert Zubereitung, Stille, Feierlichkeit des Geistes; denn eben dieselbe Nachtigall, die einen mit dem süßen Schaudern eines Freudenliedes erfüllet, stimmt oft für einen andern, dessen Herz sich in einer andern Lage befindet, den Ton der Klage an.

---

§. 10.

Von der Idylle.

Die Idylle (welches Wort ein kleines niedliches Bild (Εἰδύλλιον) bedeutet, nachmals aber unter den allgemeinen Begriff des Schäfergedichtes gezogen, auch unter dem Namen Eklogen (Ἐκλογή, eine Sammlung guter Gedichte) angenommen ward; die Idylle also ist überhaupt ein Gemälde des glücklichen Landlebens.

Diese Gemälde sind kein bloßes Ideal, sondern ausgehobene glückliche Begebenheiten, ein aus vielen einzelnen Zügen zusammengesetztes Ganzes eines simpeln, eines natürlichen und zufriedenen Lebens. Wie der Maler, um eine schöne Landschaft heraus zu bilden, vieles übergeht, und nur das, was wahrhaft schön ist, zu sich nimmt; so übergeht der Dichter das gemeine Leben der Menschen auf dem Lande, und bleibt nur bei denen stehen, wo er noch die erste edle Einfalt und die naive Natur in ihrer Unschuld entdeckt hat.

Diese Gemälde enthalten entweder eine Handlung (im epischen oder dramatischen Tone)

oder eine Erzählung, eine Empfindung der Natur, oder seiner eigenen Zufriedenheit.

Die physische Natur muß hier keine ausgedorrten Gegenden, keine entblätterten saftlosen Bäume vorstellen; denn redliche Hände bebauen das Feld, pflanzen die Reben am Hügel; aber auch keine Kunst hat hier Bäume und Blumen in gerade Gänge gepflanzt, und in schön geordnete Beeten gesammelt; man hat da keine künstlichen Quellen; Männer und Nymphen von Marmor gießen sie nicht in große marmorne Becken. Schöner ist der ungekünstelte schattige Hain mit seinen gekrümmten Gängen; schöner sind die Wiesen mit tausend Blumen geschmückt; Blumen sind um die Hütte gepflanzet, Majoran, und Lilien und Rosen, und, o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln, oder aus dem Gebüsche von Hügeln fallen, und dann durch blumige Wiesen sich schlängeln!

Eben so simpel und glückselig, wie die Natur, ist der Charakter dieser Menschen. Kein Neid, kein fremdes Glück störet ihre Ruhe, löset die festen Bande ihrer Zufriedenheit auf. Gesättiget mit dem, was jeder besitzt, fließt ihr Leben, still und unbewölkt, in seligen Tagen dahin, ohne mit List, mit Theillosigkeit nach mehr zu trachten. Ihre Bedürfnisse sind

wenig, und keine stürmische Leidenschaft, keine gesuchte, mißverstandene Verfeinerung erweckt in ihnen die Triebe der Unersättlichkeit. Was sie am meisten glücklich macht, ist ihr Antheil, ihre Freude, andere glücklich zu sehen. Ihr Wohlwollen, ihre Zuneigung breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von Geselligkeit und zärtlichem Gefühle pfleget er des Baumes, der ihm süße Früchte trägt, segnet er die Quelle, die seinen Durst löscht, und den Schatten, in dessen Kühlung er seine müden Glieder erquicket.

Ihr warmes Gefühl, und ihre unverfälschte Zuneigung bildet ihre Sprache, und die Gemälde, in welche dieselbe dahin schmelzt. Daher die Wiederholungen in ihren Ausdrücken, die Bilder und Gleichnisse, die sie allenthalben aus der Natur entlehnen, wo sie etwas Aehnliches empfunden haben. Was die Quelle dem Durstigen, und der müden Heerde der Schatten ist, das sind ihnen wechselweise ihre Lieder.

Lassen Sie uns diese Züge in folgender Idylle betrachten.

„Bei frühem Morgen kam der arme Amintas aus dem dichten Haine, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaune, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter."

(Der Umstand, daß er schon viele Mühe an die Stäbe verwendet, und sie zu dem Gebrauche seines Nutzens bestimmt hat, vermehrt die Schönheit seiner Handlung.)

„Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bache, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößet, und der Baum stand da, traurig, und drohte zu sinken."

(Wie simpel ist diese Beschreibung! Aber was mußte Amintas gemäß seinem Charakter empfinden, was mußte er wollen, sagen? Und wie? Der Lehrer vergesse ja nicht, sich bei diesen Fragen zu verweilen.)

„Schade, sprach er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, (wie zärtlich und empfindsam ist dieser kurze Zug!) und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; —"

(Hier hätte der Dichter enden können; aber er fängt gleichsam eine neue Idylle an, wo sich das gute Herz dieses Schäfers noch fühlbarer ausnimmt; die Dryaden beschützten die Eichen; sie entstanden und verschwanden mit ihnen.)

„— Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglassen? gütiger Hirt! Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest."

Im Vorbeigehen merke ich an, daß der Dichter die Dryas nicht persönlich erscheinen läßt. Diese Schilderung würde, wenn sie auch noch so meisterhaft wäre, weil sie zur Sache nichts beiträgt, ein Fehler gewesen seyn. Bei der Aufforderung der Dryas würde ich mich bemühen, meine Schüler in die Lage des Amintas zu setzen, und sie schreiben oder sagen lassen, was sie gefordert haben würden. So etwas muß der Lehrer niemals vorbeigehen lassen. Der Umstand, daß Amintas nur fünf Schafe hat, macht uns verlegener, eiliger, wenn wir nicht sind, wie er, um etwas anders zu bitten. Und wenn dann die Antwort kömmt:

O, wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe (so sprach der arme Hirt), mein Nachba

Palemon ist seit der Erndte schon krank; laß ihn gesund werden."

Ich habe diese Stelle niemals gelesen, ohne auf's innigste gerührt zu werden. Ich kann mich über so was nicht aussprechen. Um seinem Schüler die Simplicität des Ausdruckes in dieser Stelle, die Güte und Zärtlichkeit, die in jeder Wendung liegt, faßlich zu machen, lasse ihn der Lehrer dieselbe in jede andere Worte umändern. Er wird fühlen, daß jede andere Versetzung, Ausdehnung, verliert, und zu seinem Urbilde zurückeilen.

Der Dichter befriediget am Ende den Wunsch, den jedes feine Herz fühlen wird, auch den Amintas belohnt zu sehen.

„So bat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amintas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Da man keinen Gegenstand vorbeilassen soll, ohne ihn auf allen Seiten zu nützen, so würde ich bei dieser Gelegenheit meinen Schülern sagen, welcher Zeitpunkt in dieser Idylle der schicklichste wäre, einen Maler zu reizen. Ich würde nicht vergessen, demselben zu sagen, welche Züge in dem Punkte, wo er den Baum zum Erstenmale sieht, die Haupt-

züge seiner Mienen, wie seine Pantomime bestellt seyn müßte; aber wie ausnehmend schön müßte der Zug ausfallen:

„Jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin."

Die Idyllen des Theokrit, Moschus und Bion sind bekannt. Virgil ahmte dem Theokrit nach, und bedient sich oft eben derselben Materien, eben derselben Gedanken und Wendungen. Seine Eklogen sind von P. Schmid übersetzt worden.

Unter den französischen Idyllendichtern ist Segrais der beste; auch die Madame Deshoulieres fühlte diesen Ton; aber die Meisten von den übrigen haben ihn verfehlt.

Eben so selten sind die guten Idyllen der Engländer, und Pope, Spenser und Collins sind fast die einzigen, welche sich auszeichnen.

Die Schäferstücke der Italiener sind ebenfalls zu studirt, zu gesucht. Tasso, dessen Amint das beste Stück ist, Guarini, Marino ꝛc. haben hierin Versuche geschrieben.

Aber sanft und redlich, und der Natur getreu fühlt der Deutsche jede Feinheit der ungekünstelten zärtlichen Einfalt, von der er sich, wie es scheint, weniger, als andere Na-

tionen, entfernt hat. Die Empfindungen und Gemälde aus der heil. Schrift von Schmidt, die Idyllen des Gärtner, Kleist enthalten die naivsten Züge, und der Beifall, den wir ihnen ertheilen, beweiset, daß wir sie nachfühlen. Gellert ist in jedermanns Händen, und wer den Geßner las, dem darf ich nicht erst sagen, daß er Muster, vortrefflicher, als die der Griechen, gelesen hat. Ich will noch ein Beispiel, wo sich sehr viel zum Unterrichte sagen läßt, hersetzen:

Daphnis, Chloe.

„Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und fand Chloen, seine kleinere Schwester beschäftigt, aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen, und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Daph. Liebe Chloe, was sollen diese Kränze? Du weinest, ach!

Chloe. Weinest du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! sollten wir nicht weinen? Sahst du es, wie traurig unsere Mutter bei uns vorüber gieng; wie sie uns die Hände drückte, und schluchzte, und ihr thränenvolles Auge verbarg.

Daph. Ich sah es. Ach! unser Vater! Er muß wohl mehr krank seyn, als er gestern war.

Chloe. Ach! mein Bruder! mein Bruder! Wenn er stirbt! — Ach! wie er uns *lieb* hat; wie er uns küßt, wie er uns herzt, wenn wir thun, was er gerne hat, und was den Göttern gefällt.

Daph. Ach! liebe Schwester! Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoset mich mein kleines Schaf; fast, ach! fast vergeß ich's, ihm seine Speise zu geben. Umsonst flattert meine Taube auf meine Schulter, und schnäbelt mich um meine Lippen, und um mein Kinn; nichts, nichts macht mir Freude! Ach! unser Vater! Sollt' er sterben, ich stürbe auch.

Chloe. Ach, unser Vater! Weißt du noch? Fünf Tage sind's nun, seit er uns beide auf seinem Schooße hielt und weinte.

Daph. Ach, Chloe! wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da wankt er zu seinem Bette; seitdem ist er krank.

Chloe. Ach, immer kränker! Sieh, was ich vorhabe, Bruder. Früh gieng ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen, und diese Kränze zu machen; dann gehe ich zu der Bildsäule des Pan; denn immer sagen unser Vater, und unsere Mutter, die Götter sind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehen, und die Kränze ihm opfern;

und siehst du es hier im Kefig, das Liebste was ich habe, meine Vögelchen, will ich ihm opfern.

Daph. Ach, meine liebe Schwester! Ich will mitgehen; warte, nur zwei Augenblicke warte; ich will mein Körbchen voll der schönsten Früchte holen; und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief, und kam bald zurücke, und sie giengen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Jetzt knieten sie vor ihm hin, und so flehten sie zu dem Gotte:

Daph. Pan, du gütiger Schützer unserer Triften, höre, höre unser Flehen! wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehen!

Chloe. Höre, o höre unser Flehen, guter Pan! Nimm an, unser kleines Opfer, wie Kinder es geben können; diese Kränze leg' ich vor dir hin; möcht' ichs erreichen, um deine Schläfe, um deine Schultern würd' ich sie winden. Rette, o rette gütiger Pan unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder. —

Daph. Diese Früchte bring' ich dir, die süßesten, die ich habe, nimm, ach nimm sie gütig an; die beste Ziege würde ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker, als ich Kind

bin. Aber bin ich größer, dann opfere ich dir alle Jahre zwei, daß du unsern Vater uns schenktest. Laß unsern besten Vater gesund werden.

Chloe. Dieses Vögelchen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter allem, was ich habe, das Liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan.

Daph. Und diese Taube würg' ich dir. Sieh, sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie, guter Pan, daß du den Vater uns schenkest: Höre, o höre unser Flehen!

Die Kinder wollten jetzt würgen mit kleinen zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget euere Freude nicht, Kinderchen! euer Vater ist gesund.

Und er ward gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder, giengen sie denselben Tag noch alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel."

Es ist ungemein nützlich für den Schüler, und darin sollte manche Aufgabe bestehen, daß man ihn die Anmerkungen über solche Stücke selbst machen, und seine Empfindung niederschreiben läßt. Diese Idylle hat sehr

viel Schönes. Wie naiv ist der Chloe Beschreibung von ihrem Vögelchen, und des Daphnis von seiner Taube, und doch will sie, will er sie opfern. Der Augenblick, wo beide Kinder würgen wollen, müßte das schönste, naivste Gemälde geben, das jemals gesehen worden. Sollte nun der empfindsamere Schüler nicht angeben können, welche Bewegungen in ihren Mienen vorzüglich gesehen werden müßten?

---

§. 11.

Von der Fabel.

Die Fabel ist ein erzählendes Bild, welches die genaueste Aehnlichkeit mit gewissen Begriffen oder Wahrheiten enthält.

Als die Sprache der Menschen noch zu dürftig an Worten, und mithin genöthiget war, das geheime Verlangen derselben mit Aehnlichkeiten auszudrücken; auch damals, als die Tyrannei jeder Wahrheit das Ohr, und jedem Patrioten den Mund schloß, preßte der

innere Ungestüm dem Menschen die Fabel aus. Die äsopische Fabel ist keineswegs, eigentlich zu reden, ein Spiel für Kinder, wie Batteux meint; die Fliege und Anmeise lehrten Wahrheiten für Männer, und hatten die Kraft, Tyrannen, vor welchen der Erdkreis zitterte, in ihrem Innersten beben zu machen.

Die Haupteigenschaft der Fabel besteht darin, daß eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und der Wahrheit oder dem Begriffe, den man durch dasselbe ausdrückt, vorhanden sey. Alle Theile der Fabel müssen sich mithin auf diese Wahrheit beziehen, und so oft ich einen derselben, ohne daß ich dieser Abbruch thue, wegnehmen kann: so oft zeigt sich in der Fabel etwas Mangelhaftes; sie hält sich in diesem Stücke beinahe vollkommen nach den Gesetzen der dramatischen Dichtkunst, (nur mit dem Unterschiede, daß diese die Leidenschaften zum Endzwecke hat, welche für gewisse Wahrheiten erweckt werden können.)

Die Fabel soll eine einzige, eine simple und interessante Handlung seyn; sie soll einen Anfang, wo man die Handlung schürzt, eine Mitte, wo man sie aufzulösen bemüht ist, und ein Ende, oder eine wirkliche Auflösung, die aus der Sache selbst fließt, enthalten.

Es kommt nicht auf die Willkühr des Dichters an, den Thieren, welche er handeln läßt, einen Charakter, wie er gerne hätte, zu geben; er muß sie in demjenigen erscheinen lassen, ihnen diejenigen Leidenschaften geben, in denen sie aus den Handlungen, welche man von jeher an ihnen bemerkt hat, bekannt sind. Der Wolf muß allemal grausam, raubgierig, das Lamm allemal schuldlos, unschuldig, und der Fuchs allemal listig seyn. Und aus dieser Vermischung der verschiedenen Charaktere muß, wie im Drama, die Verwicklung und Auflösung herkommen.

Auch nach den Regeln einer guten Erzählung muß die Fabel sich richten, und mithin Einfalt, Deutlichkeit, Kürze und Naivität in ihrem Vortrage und Ausdrucke enthalten. Und wie jene nach dem Gegenstande, den sie vorträgt, sich richtet, und hoch und feierlich, oder wenn es jener erfordert, gemein, lustig und witzig wird; so nimmt auch die Fabel, je nachdem es die Sache und Charaktere erfordern, einen verschiedenen Ton, eine verschiedene Wendung der Sprache an.

Man pflegt einen Unterschied zwischen den Erzählungen und Fabeln zu machen, welcher eigentlich darin liegt, daß man in den ersten die Menschen oder auch Wesen, welche über Menschen erhaben sind, handeln läßt, oder daß

der Dichter eine wirkliche Begebenheit oder Wahrheit erzählt, da man indessen in der sinnbildlichen oder symbolischen Fabel Thiere, oder noch geringere Dinge redend einführt, oder abgezogene Dinge personificirt, die man noch niemals als Personen gekannt hat.

Ein Lehrer mit Gefühl findet allenthalben Gelegenheit, unzählige Anmerkungen über die Eigenschaften einer guten Erzählung, über gute Gemälde, Zeichnungen der Oerter, der Personen u. s. w. in Beispielen zu machen. Er kann zu diesem Endzwecke diejenigen Fabeln, welche von verschiedenen Dichtern bearbeitet worden, vergleichen, und die Züge, welche jener aushob, dieser weg ließ, bemerken. Auch Gellerts Kritiken über seine eigenen Fabeln, und seine vorausgeschickte Abhandlung kann ihm bei seinem Schüler treffliche Dienste thun.

Die Fabel trifft man, wie den Tanz, den Gesang, bei allen Völkern des Erdbodens an; indessen sind die Fabeln des phrygischen Philosophen Aesopus die ersten, die uns bekannt sind. Die Simplicität seines Vortrages ist bewunderungswürdig, und, wie in andern Dingen, seit der Zeit, als man mit vielen Anmerkungen und Regeln lehren wollte, wie man natürlich schreiben sollte, beinahe unnachahmlich.

Phädrus kleidete ihn in Putz und Witz ein; seine Worte und Gemälde, alles abgemessen und malend, umgaben die Wahrheit mit den Reizen der Kunst. Rollin, Batteux haben einige Fabeln zergliedert, und Anmerkungen, wie diese, können einem Schüler schon viel Licht geben. Folgende Fabel hat sehr viel, das sich auszeichnet.

Os devoratum fauce cum haereret lupi,
Magno dolore victus, coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculosam fecit medicinam lupo;
Pro quo cum pactum flagitaret praemium,
Ingrata es, inquit, ore quae nostro caput
Incolume abstuleris, et mercedem postulas.

Die Italiener haben keinen Fabeldichter, der uns zum Muster dienen könnte, und die Engländer haben nur ihren sanften Gay; unter den Franzosen haben sich de la Motte, und vorzüglich la Fontaine, in dessen Fabeln man immer mehr findet, je mehr man sie liest, unvergeßlich gemacht.

Desbillon hat den Geist der äsopischen Fabeln trefflich ausgedrückt; aber der Deutsche hat hierin alle andere Nationen übertroffen.

Nach dem Matthesius, dem ersten Fabeldichter, schrieb Burkard Waldis mit Aesops Geist und Simplicität.

Als die schwäbischen Dichter blühten, kamen eine Menge Fabeln heraus, und diejenigen, welche Bodmer aus den Zeiten der Minnesänger geliefert hat, zeigen, daß sie trefflich sind. In diesem Jahrhundert sind Hagedorn und Gellert mit einem Ruhme aufgetreten, den kein Zeitalter verkennen wird. Jener war der erste, der in der blühendsten Epoche der deutschen Dichtkunst, zwar viele Nachahmungen, aber mit dem Geiste der Neuheit schrieb; dieser, der einzige, der sich mit dem unverstelltesten Beifalle die Herzen der Deutschen gewonnen, unserer Sprache eine liebenswürdige Reinigkeit, der Bildung der Sitten die anmuthigste Lehre gegeben, und Deutschlands Ehre in die entferntesten Provinzen getragen hat. Diesen folgten viele andere, worunter Meyerns hundert Fabeln, Lessing, Moser, Michaelis, Lichtwer, Willamov rc. den Vorzug verdienen.

§. 12.

Von dem Lehrgedichte.

Eine Wahrheit, oder philosophische Untersuchung (nicht bloß in Verse bringen, wie Batteux definirt,) sondern mit dem Schwunge, mit der Empfindung, Einbildungskraft des Dichters vortragen, das versteht man eigentlich, wenn man das Lehrgedicht in das Gebiet der Dichtkunst mit aufnimmt. Man nennt diese Uebersetzungen der Wahrheit didaktische oder lehrende Gedichte, und jeder Gegenstand, er mag nun historisch seyn, wie Lucans Pharsalia; oder philosophisch, wie Hallers Gedichte; oder ökonomisch, wie Virgils Georgica, die Dusch so trefflich übersetzt hat; kurz, jeder Gegenstand kann die Form des Lehrgedichtes annehmen.

Es findet sich fast keine feuerige Prosa, in der nicht etwas von diesem Geiste dazu käme. Wenn man ganz von seiner Sache ergriffen, und vom Eifer für dieselbe hingerissen ist, so nähert man sich oft einem Ausdrucke, welcher der dichterischen Begeisterung ähnlich ist. Auch andere, deren Beruf bloß darin bestand, die nackte Wahrheit ohne Antheil ihres Herzens

vorzutragen, haben sich einer Freiheit dieser Art bedient, um ihrem Vortrage mehr Gegenwart zu geben. So sind oft die Charaktere, welche die Geschichtschreiber aus den Handlungen ihrer Personen abziehen, erdichtet; so legte Livius seinen Personen Reden in den Mund, welche sie, wenn man ihre Umstände, und was sie thaten, zusammen nimmt, gehalten haben könnten.

Die Alten, wie Plato und Cicero 2c. haben den schätzbaren Einfall gehabt, ernsthafte philosophische Wahrheiten in Dialogen vorzutragen, und den Personen, welche darin auftreten, Charaktere mitzugeben; eine Methode, nach welcher manche heutige Wahrheit, statt daß sie in einer steifen systematischen Abhandlung in ihrer Empfehlung unendlich viel für das Herz verliert, einkleiden sollte; allein das erfordert freilich eine unglaubliche Mühe, und die Launen, die Wendungen, welche man den Ausdrücken der Personen mitgäbe, verlangen ein großes poetisches Genie.

Die Ordnung, in welcher ein didaktischer Dichter seine Lehre vorträgt, ist ihm vollkommen willkührlich, und die Höhe und der Gang seines Ausdruckes, außer den allgemeinen Eigenschaften jeder Lehre, daß sie nämlich deutlich, kurz 2c. seyn soll, nach dem Ernste des Gegenstandes.

Beispiele können diese Begriffe am besten festsetzen. Linus, Orpheus, Musäus und Tamyris besangen philosophische Dinge; Theognis kleidete seine Sittensprüche, Hesiodus seine Arbeiten und Täge, Nikander und Oppian ihre Lehren vom Landbau, von der Fisch= und Jägerei in die didaktische Form ein.

Außer Virgils Georgica, welche einige höher schätzen, als seine Aeneide, hat Horaz eine Dichtkunst für Künstler und Dichter, und treffliche Lehrgedichte über verschiedene sittliche Gegenstände geschrieben. Diese und einige seiner Satyren sind es, was diesen Mann unvergeßlich macht. Lucrez schrieb ein Lehrgedicht über die Natur.

Unter den Italienern bewundert man die Dichtkunst und das Schachspiel des Vida, und die Sammlung aller philosophischen Systeme vom Pater Ceva.

Die Franzosen rühmen sich mit einem Boileau; seine Dichtkunst für alle Gattungen hat viele Vorzüge. Watelers Gedichte de la Peinture ist bekannt.

Die Engländer haben einen Pope, Addisson, Dodsley und viele andere aufzuweisen, welche in die Tiefen der Wahrheiten drangen.

Und wir Deutsche, nicht Nachahmer, sondern selbst Originalseelen, haben hierin alle

andere Nationen übertroffen. Gellerts Lehrgedichte, welche ganz aus dem frommen Herzen dieses Mannes geflossen, verdienen eine vorzügliche Stelle. Sie sind zwar nicht neu gedacht, aber mit einer so redlichen, antheilnehmenden Empfindung ausgedrückt, daß ich den verachten oder bedauern muß, der sie nicht mitempfindet. Und der liebe Cronegk! Auch dieser ist nicht neu; aber ich verspreche mir alles von dem Jünglinge, der dieses Dichters schmelzende, wehmüthige Schwermuth und melancholische Laune empfindet. Aber Opiz, einer der ersten didaktischen Dichter; Haller, Lichwer, Withof haben gezeiget, was der philosophische Geist, verbunden mit dem Geiste des Dichters, hervorbringen kann.

Es ist überaus nützlich, wichtige Wahrheiten mit der Empfindung des begeisterten Menschen unter das Volk zu bringen; ein Mann, der in die Geheimnisse der Dinge sieht, vorausdenkt, und da Stürme der Empfindung fühlt, wo alles schweigt, so ein Mann ist es, der den Beruf hat, für die Rechte der Vernunft, für die Ehre und das Wohlseyn seiner Nation zu sprechen.

Ein einziger Mann nur, des Lichtes einziger Sohn im finstern Alter, der allem Exempel, aller Verführung entgegen, und aller langen Gewohnheit und der übrigen M

die er beleidiget, zuwider, tugendhaft bleibt; er achtet nichts nach ihrem Gespötte, nichts nach ihrem Hohn, und ihrem schreienden Unrechte ꝛc.

---

§. 13.

Von den Sinngedichten.

Eine Ueberschrift, welche man an öffentliche Oerter, über die Denkmäler u. s. w. setzte, ward ehemals ein Epigramm, und wenn sie auf Gräbern stand, ein Epitaphium genannt. Sie waren äusserst simpel, kurz, voll und klar, wie wir aus der Sammlung der griechischen Anthologie sehen können, welche Maximus Planudes (eben derjenige, der im vierzehnten Jahrhunderte eine Sammlung von Fabeln unter dem Namen des Aesopus herausgab) zusammengetragen hat. Den Charakter dieser alten Inschriften drückt eine neuere aus, welche der König von Preußen auf ein Invalidenhaus setzen ließ: „Laeso et invicto militi."

Lessing, der die Theorie des Epigramms, welche der Lehrer nachholen kann, geschrieben hat, sagt, es sey ein Gedanke, kurz ausgedrückt und am Ende mit einem Stachel versehen. Jedes derselben hat zwei Theile, nämlich die Erzählung der Sache, welche den Gedanken hervorbringt, und dann den Gedanken selbst.

Katulls, und Martials Sinngedichte sind bekannt.

Sunt bona (sagt dieser letztere) sunt quaedam mediocria, sunt mala plura,
Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber.

Dergleichen Epigrammatisten haben alle Nationen, aber die ungeheuerste Anzahl derselben findet sich bei den Franzosen; die Deutschen zählen auch sehr viele, z. B. Canitz, Kästner, Hagedorn, Wernick u. s. w. Dieser letztere ist besonders gedrängt und überaus gedankenreich. Folgendes Epigramm ist von ihm:

Es rühmt ein reicher Abt sich einmal über Tisch,
Das Weinglas in der Hand, daß er mit manchem Fisch,
Mit Austern, Schmerlen, Stör, Karussen, Karpfen, Kressen,
Mit trocknem Lachs und Aal, und mehr dergleichen Essen,

Sich auf die Fastenzeit, die nun nicht weit mehr wär,
Geschicket, und die Küch im Kloster wohl gespicket.
Ich habe besser mich, sagt einer drauf, geschicket.
Womit? frägt ihn der Abt, mit nichts, antwortet er.

---

§. 14.

Von der Satyre.

Wenn man sich auf alle diejenigen Schriften bezieht, die sich Satyren nennen, so kann man sie überhaupt ein Gedicht oder Werk der Kunst nennen, worin man mit launischem Ernst oder Scherz die Thorheiten und Laster der Menschen angreift, um sie zu bessern. Ich nenne indessen eine Satyre die Schilderung des Belachenswürdigen an dem Menschen, und ich berufe mich auf diese Erklärung bei allen Arten der Satyren. Es ist uns äusserst daran gelegen, von dieser wohlthätigen Erfindung deutliche und bestimmte Begriffe zu besitzen.

Es ist ein Unterschied zwischen dem Lächerlichen und Belachenswürdigen. Jenes kann durch einen witzigen Einfall, durch eine unerwartete Zusammensetzung gewisser Dinge hervorgebracht werden; allein, das Wahrnehmen desselben zieht außer der Erschütterung, welche man Lachen nennt, keine andere Folge, kein weiteres Gefühl in Absicht auf das Sittliche nach sich. Es gehört viel Talent zu dieser Art von Einfällen, und der, welchem es gegeben ist, kann seinen Mitbürgern treffliche Dienste leisten. Man hat vielleicht die Gründe nicht erwogen, welche der Harlekin in jener vortrefflichen Abhandlung vorbringt, wenn man das Burleske ohne alle Ausnahme verwirft.

Aber das, was belachenswürdig ist, erregt in uns ein Gefühl von etwas Unanständigem, von etwas, das nicht zugegen seyn sollte, und das uns, so lange es zugegen ist, verächtlich bleibt. Eine jede Sache hat, wie wir bei der Erklärung der Schönheit sagten, nur eine Linie, bei der sie gerade das ist, was sie seyn soll, und außer der jede Abweichung in eine Lage führt, welche die Natur der Sache zerrüttet, und auflöst. Wie die Gesichtszüge, wenn sie vollkommen regelmäßig seyn sollen, nur in einer gewissen Uebereinstimmung aller einzelnen Theile zum Ganzen es werden, und sobald sie von dieser abweichen, ins Ungereimte

und weiter fort in's Abentheuerliche verfallen; so haben alle sittliche Regungen und Handlungen des Menschen eine gewisse Ordnung, ein gewisses, ewiges Gesetz, und sie arten, sobald sie sich von der Mittellinie entfernen, erst ins Belachenswürdige und dann ins Schreckliche aus.

Die Tugend hat nur eine Seite, von der man sie ansehen kann, aber das Laster zwei; man verlachet und verachtet es, insoweit man das Unschickliche und Unanständige an demselben bemerkt, und hasset und verabscheuet es, wenn man es in den schrecklichen Folgen, welche es mitführt, erblickt. Dieses letztere ist eigentlich der Gegenstand der Tragödie, oder anderer ernsthafter züchtigender Gedichte, die man vielleicht mit Unrecht unter die Satyren versetzte; und der Endzweck, die Empfindung des erstern aufzuwecken, dem Laster entgegen zu gehen, es zu verfolgen, ehe es ganz noch zugegen ist, ganz noch Laster ist, oder wenn es das schon geworden, und das Herz schon durchfressen ist, die Wunde mit der warnenden Hand des mitleidigen, gutmeinenden Freundes zu heilen, dieser edle Endzweck ist der Endzweck der Satyre. Der Lehrer erkläre Rabeners Vorbericht von dem Mißbrauche der Satyre.

Die Satyre hat mit dem Pasquille keine Gemeinschaft. Dieses richtet sich in einem beleidigenden, gallichten Tone auf eine gewisse Person, raffet Fehler und Laster, und Wahrheit und Verläumdung mit Unsinn zusammen, und schüttet auf dieselbe diese Niederträchtigkeit aus der Absicht aus, um sie verächtlich und unglücklich zu machen.

Wer also das feine Gefühl besitzt, zu beobachten, bei welchen Zügen eine Gesinnung oder Handlung von ihrer Ordnung sich wegverliere, wer die Gabe besitzt, diese Züge auszuheben, zu sammeln, und unter die Sinne zu bringen, der besitzt die unschätzbare Gabe, eine Satyre zu schreiben.

Es giebt unzählige Formen, die Satyre einzukleiden; das komische Heldengedicht, welches im hohen ernsthaften Tone, im Tone und mit den Freiheiten der Epopöe, Maschinen zu brauchen, belachenswürdige Dinge beschreibt; die Komödie, welche die belachenswürdigen Leidenschaften der Menschen in Handlungen zeigt; und endlich die erzählende oder gewöhnliche Satyre, welche in der Gestalt einer Abhandlung, eines Briefes, oder auch eines Romans u. s. w. einherkommt.

Die Satyre ist keineswegs eine Erfindung der Griechen oder der Römer. Der Hang zu derselben gründet sich in der Natur des Men-

schen, sobald er andere beobachtet, und einige Arten davon finden sich bei allen Völkern. Indessen war der Ausdruck der Satyre anfangs sehr roh, und die Gelegenheit, wo man sich derselben bediente, sehr unschicklich. Bei den Griechen bestand sie in muthwilligen Schimpfreden, welche bei gewissen Festen auf das Volk herabgesagt wurden; so sagt Lucian, daß die Schimpfreden einen Theil der Bachusfeste ausgemacht haben. Und nach der Erzählung des Herodotus, daß bei den Epidauriern an einem gewissen Opferfeste der Chor keine Mannspersonen, sondern bloß Frauen mit Schimpfwörtern habe anfallen dürfen, scheint es, daß der Chor bestellt gewesen, dieses Amt zu verrichten. In den Komödien der Römer schreibt Horaz dem Chor schon eine bessere Verrichtung vor; allein, auch bei diesen ward die Satyre öffentlich eingeführt, um den muthwilligen, und vor Freude ausgelassenen Pöbel zu belustigen. Gleichwohl haben sie dieselbe ihrer Bestimmung näher gebracht, und die Form und den Beruf derselben umgeändert. Horaz bestimmt den Charakter der Satyre, und der Lehrer kann ihn daraus erklären; sie war auch größtentheils durch ihn das, was sie seyn soll, geworden.

Eben diese Spuren der aufkeimenden Satyre, sind bei andern Völkern, und mitten

unter uns anzutreffen. Bei Gelegenheiten, wo sich viel Volk versammelt, finden sich auch gemeiniglich einige herumschweifende Truppen von Possenreissern und Spaßmachern ein, welche vielleicht mit dem Tespis, der sein Theater auf dem Karren mitführte, und das Gesicht mit Hefe beschmierte, gleichen Grund haben. Bei vielen Feierlichkeiten des Volkes macht noch wirklich ein Spaßmacher mit einer Narrenkappe und einer Pritsche in der Hand, eine wichtige Person aus, und der Harlekin in dem Possenspiele vertritt die Stelle des alten Chors.

Die Griechen haben den einzigen Lucian von Samosata; er spottete über alles, was ihm belachenswürdig vorkam, mit dem beissendsten Muthwillen; allein man muß Späße und Harlekinseinfälle wohl von satyrischen Zügen unterscheiden. Lächerlich läßt sich alles machen, allein man kann nicht gleich allemal etwas finden, das belachenswürdig wäre. Archilochus schrieb geradezu über einzelne Personen.

Im komischen Heldengedichte haben wir den Maus= oder Rattenkrieg (Batrachomyomachie) des Homer.

Unter den Römern sind Juvenal, Persius und Horaz bekannt. Juvenals Satyren sind ein ungestümer, gewaltsamer Ausbruch vom heißesten Unwillen über die Laster seiner Zeiten. Er gräbt nicht, löset nicht auf; er stürzt, zer=

reißt, wenn er etwas antrifft, das ihm im Wege steht. Welcher Unmuth liegt in dieser Stelle:

Aude aliquid brevibus Gyaris, et carcere dignum,
Si vis esse aliquis. Probitas laudatur et alget.
Criminibus debent hortos, Praetoria mensas,
Argentum vetus, et stantem extra pocula caprum etc.
Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas; eadem cupient facientque minores.
Omne in praecipiti vitium stetit. Utere Velis!
Totos pande sinus! —

Seine Freiheit, das alles ohne Menschenfurcht zu sagen, was er dachte, macht, wenn sie gleich übertrieben scheint, seinen Zeiten Ehre; sie hat aber keine Nachahmer gefunden.

Persius besaß eine gelindere Art, zu ahnden, was ihm mißfiel; gleichwohl ist er hitziger, als Horaz, den er nachahmte. Horaz endlich gab der Satyre den wahren, menschenfreundlichen Ton. Sein von Natur feines Herz, und seine gefällige Bescheidenheit, vielleicht auch sein Ernst, die Fehler nicht bloß zu rügen, sondern abzustellen, ließen ihn zu keinen Ausdrücken kommen, welche selbst für diejenigen, auf welche sie gerichtet waren, beleidigend seyn konnten. Der Numerus seiner Verse (denn auch diese Anmerkungen wird der Lehrer nicht außer Acht lassen, wenn er einmal die Hauptsache erklärt hat) ist bewunderungswürdig, und

wird selbst der Versification des Virgils (wenn man vorausnimmt, daß der Ton verschieden seyn mußte) an die Seite gesetzt.

Unter den Spaniern hat sich Michael Cervantes hervorgethan; ich will hier nur sein komisches Heldengedicht, nämlich die Reise auf den Parnaß anmerken. Die Uebersetzung, welche davon 1744 in Erlangen erschien, ist sehr gut. Lopez de Vega ist gleichfalls bekannt.

Unter den Engländern steht Swift oben an; Popens Satyren, vorzüglich seine Dunsiade; sein komisches Heldengedicht, der Lockenraub, wo er die Sylphiden erfunden, sind bekannt. Auch Youngs Satyren und Buttlers Hudribas haben ausnehmende Vorzüge.

Unter den Franzosen ahmte Boileau den Horaz sehr glücklich nach; seine Satyren sind lebhaft, und seine Versification ist ungemein fließend; auch sein komisches Heldengedicht, das Pult, hat viele Schönheiten.

Ariosts wüthender Roland, auch des Tassoni geraubter Wassereimer sind bei den Italienern Muster komischer Heldengedichte.

Die Deutschen haben es in der Satyre allen Nationen gleich gethan, zum Theil dieselben weit übertroffen. Im komischen Heldengedichte hat keine einen Zachariä. Auch des Duschs und Tümmels Heldengedichte sind rühmlich bekannt.

Das Narrenschiff des Sebastian Brand ist die erste bekannte Satyre unter den Deutschen. Die Satyren des Freiherrn von Caniz sind ausnehmend bescheiden, und die von Haller ganz philosophischen Geistes.

Liscovs Satyre ist die stärkste; aber ganz personell. Michaelis setzte die deutschen Gelehrten in die größte Erwartung, und starb.

Aber wer vielleicht am meisten in die Häuser gedrungen, ist Rabener, ein Mann, der den Beruf und den liebenswürdigen Ton gehabt hätte, Narren von allen Ständen zu bessern, wenn er sich den Muth genommen hätte, dieselben zu schildern. Seine Satyre tritt bescheiden, oft etwas schüchtern einher, und lächelt nur; aber er dringt tiefer, als wenn er hell auflachte.

Außer diesen haben viele Deutsche in einzelnen Zügen gezeigt, was sie schreiben könnten, wenn sie auch Muth hätten, schreiben zu wollen, allein es ist schwer, über Narrheiten oder Laster zu spotten, von deren drückender Last man selbst auch zu Boden liegt. Das Gefühl wird verstimmt, und dann wird es dem gepreßten Herzen eine größere Art von Erleichterung, über Thorheiten, die es kränken, zu weinen, als über dieselben zu lachen.

§. 15.

Von den Romanen.

Ein Roman ist in seinem wahren Verstande eine Geschichte des bürgerlichen Lebens mit aller Einbildungskraft und allem Geist des Dichters geschildert. Nicht die Epopöe, welche bloß große und erhabene Gegenstände behandelt, wenn er sie gleich zum Tone derselben erheben kann, nicht die Fabel, welche auch unwahrscheinliche Dinge mit aufnimmt, auch nicht die bloße Geschichte, welche die Facta, wie sie waren, hinlegt; aber diese bürgerliche Geschichte mit der Anordnung, dem Gefühle des Dichters, ist der Gegenstand des Romans. Er hat fast alle Gesetze, welche ein Drama beobachten muß, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem nur eine Handlung aus dem menschlichen Leben gehoben, daß nur ein Endzweck dieser bestimmten Handlung, und alle Personen und Umstände allein wegen derselben zugegen seyn, und alle Episoden, welche man wegnehmen kann, ohne der Handlung zu schaden, weggehoben seyn müssen; da man entgegen im Roman, wo man schildern, erzählen, handeln und thun kann, was man will, auch die kleinsten häuslichen Umstände benutzen, Din-

ge, welche sich aufs Theater nicht bringen lassen, schildern, und dem Leser, weil man da die Zeit in seiner Willkühr hat, vertrauter und *umständlicher*, als auf der Schaubühne, begegnen kann.

Der Roman, der die simpelste und natürlichste Verwicklung hat, der die Charaktere, den Lauf der Leidenschaften am besten schildert, kurz, der sich der Wahrheit unsers Lebens, unserer Empfindungen am ehesten nähert, hat, wie das Drama, die ersten Vorzüge.

Ich will sie mit keinen Regeln, welche die äußere Form der Romanen betreffen, *beladen*. Diese Fesseln der äußerlichen Einrichtung sind, wie der Pedantismus der drei Einheiten, Thorheiten für Genies. Bewege mich, reiß mich hin in deine Sache, setze die Herzen des Volkes in Flammen, und du hast gut geschrieben, wenn du auch keine der scholastischen Regeln beobachtet hast. Und lies, und wache auf, das ist die beste Erklärung der Regeln, die ich einem feuerigen Kopfe, wenn er mich recht verstehen soll, geben kann.

Es kommt hiebei vieles auf den Endzweck an, wegen dem man sich entschließt, einen Roman zu schreiben; denn über jeden Gegenstand, wo sich ein Drama machen läßt, kann man auch einen Roman verfertigen. So hat man politische Romane, welche den Endzweck hatten, in Handlungen zu zeigen, was man sich

von dieser oder jener Staatsmaxime versprechen, nach welchen Grundsätzen man überhaupt handeln soll, und welche Art von Einrichtungen man am besten befinde; so hat man auch philosophische Romane, und endlich Romane des gemeinnützigen bürgerlichen Lebens.

Ich weiß, nach dem Gesange und dem Drama, keine Art von Gedichten, welche gemeinnütziger werden könnte, als der Roman. Wenn ein Staat einen jährlichen Preis für den Roman, der seinen Bedürfnissen angemessen wäre, vorschlüge, so würde diese wohl eine der schönsten, der ruhmwürdigsten Ausgaben seyn. Der Bürger in Pallästen und der in Hütten freut sich doch, in einer guten Stunde so etwas zu lesen, und man wird nicht leicht ein Haus antreffen, wo nicht wenigstens etliche Blätter, die der Familie vorgelesen werden, vorhanden seyn sollen; und welches verfängliche Mittel wäre ein guter Roman, Tugend, Empfindung, den Geist der Industrie in die Häuser zu bringen, und die bürgerliche Erziehung zu befestigen! Er unterweiset, bildet den Menschen um, lehrt ihn die Kenntniß der Welt, giebt ihm Erfahrung, Klugheit, lachet oder weinet ihm seine Thorheiten weg, bringt ihn wider seine eigenen Laster auf, und durchreiniget jeden Theil des sittlichen und bürgerlichen Lebens

Jeder Stand, jedes Alter könnte seine Romane haben, wie jedes seine eigenen Geschichten haben sollte. Allein, da noch keine Seele daran dachte, wahre Geschichten der Kinder, oder aus der allgemeinen Geschichte passende Facta für Kinder auszuheben; wann werden wir einen guten Roman für Kinder hoffen dürfen?

Aber es ist schon der Name „Roman" noch manchem verdächtig, und es sind freilich so viele von schlechten Köpfen geschrieben, und dieselben so sehr aus dem wahren Endzwecke versetzt worden, daß sich wenige große Seelen an dieß Fach gewaget, bei dem man Gefahr lief, gar nicht bemerkt, oder verdrungen zu werden. Einer verführte den andern, und je größer die Menge war, welche bereits geschrieben, desto häufiger war die Anzahl derer, welche glaubten, schreiben zu können. Viele sind mit äußerst verderblichen Dingen, mit wollüstigen Gemälden, die den männlichen Geist abspannen, angefüllt. Jenes süße, freilich menschliche, billige Mitleiden, das man für Personen, welche eine wüthende Leidenschaft, die alle Menschenzügel zerriß, alle Vernunft unterdrückte, in Tiefen vom Elende warf, glühend mitempfand, setzte oft die Herzen junger feueriger Seelen, statt sie zu lenken, in schwärmerische Flammen, zerrüttete oft die

Ruhe glücklicher Familien, und verführte, wenn der Dichter seinen Roman glücklich endete, wenn er das Glück solcher Personen so schilderte, wie es im Leben niemals war, wenn er ein Leben voll Vergnügen dichtete, dem alle Erfahrung widerspricht, wenn er einzelne Glücksfälle, die tausend andern versagt werden, malerisch aushob, so manche zur Nachahmung. Die meisten Romane der Liebe sind bei dieser stehen geblieben, statt daß sie den Einfluß, welchen dieselbe auf die Geschäfte des fühlenden jungen Mannes, auf den Gang und die Umänderung seines Charakters behauptet, wie sie sein Herz erhöhet oder verenget, wie sie jeder Seelennerve eine neue Kraft, jeder Unternehmung einen neuen Reiz giebt, oder wie sie die Seele herabwürdiget, ihre Festigkeit theilet, und zerfließen macht, zeigen, und den wahren sittlichen und bürgerlichen Nutzen hätten befördern sollen. Je mehr in dem Romane, der diesen Endzweck nicht hat, Genie sich befindet, desto gefährlicher kann er dem jungen, erfahrungslosen Herzen seyn. Indessen haben noch einige große Seelen den Roman gerettet, und ein einziger Richardson hat Millionen romantischer Seelenflocken zerstäubet.

Die Griechen schrieben schon Romane, aber außer dem Longus, einem neuern Griechen, sind uns keine Beispiele übrig. In der latei=

nischen Sprache ist allein die Argenis des Barclai geschrieben.

Die Meistersänger, welche um das zehnte Jahrhundert, an den Höfen der Großen Mährchen und Fabeln sangen, gaben zu den abentheuerlichen Romanen z. B. einem wüthenden Roland, den Rittern von der runden Tafel Anlaß.

Die Spanier setzten in diesen Ungeheuern fort, und spornten ihr Pferd hinaus in

Den Ocean, ohne Grenzen und Grund, wo Breite, wo Länge,
Höh', und Zeit und Ort sich unter einander verlieren;
Wo die älteste Nacht, und das Chaos, noch ältere Wesen,
Als die Natur, im wilden Getümmel von endlosen Kriegen
Ihr anarchisches Reich durch ew'ge Verwirrung behaupten.

Don Velasquez zählt in seiner Geschichte der spanischen Dichtkunst mehr als tausend Romane, welche geschrieben worden, ehe Cervantes kam, und über die Schaar ohne Namen hinwegtrat. Sein Don Quixote allein verdient, wie die Kunst- und Herzenskenner sprechen, daß man spanisch lerne.

Die Romanenhelden der Franzosen waren die meisten Male Ohnmachtsfeßler, Liebäugler, und grausame Selbstmörder ohne Gefahr ihres Lebens; aber ihr uralter Roman Amadis in vierundzwanzig Bänden hat treffliche Züge;

und ihre neuern Romane z. B. ihr Telemach, ein Staatsroman, den einige unter die Epopäen zählen, ihr Belisar, auch die kleinen Romane des Le Sage, und viele andere, z. B. die neue Heloise, welche der Lehrer nach seinen Umständen nennen kann, vielleicht aus Vorsorge mit Hinlegung seines guten Herzens nennen soll; — auch die Feenmährchen; die orientalischen Mährchen, z. B. „Tausend und eine Nacht" u. s. w. haben viele ungemeine Züge.

Aber weit oben an stehen die Engländer.

Der Grandison, welchen Kästner, die Clarissa, welche Haller, und die Pamela, welche Michaelis übersetzte, werden das Andenken des Richardson in alle Weltalter segnend dahin tragen. Er wußte die gleichgültigsten Umstände im häuslichen Leben zu beseelen, und die Pantomimen, welche er allenthalben hinzuschrieb, dringen in die Tiefen des Herzens. Seine Helden sollen übertrieben seyn, und es gehet ganz natürlich zu, daß tausend Leser in seinen tugendhaften Personen etwas ihnen Fremdes finden, und daß sie wünschen, dieselben möchten etwas herunter kommen. Was die Lasterhaften betrifft, so giebt es ja Bosheiten, Intriguen und lieblose Herzen in der großen Welt, in großen Städten, die für die Schaubühne und jeden Roman zu unglaublich seyn würden; und was die Guten betrifft, so möchte ich

wohl, daß man mir den einzelnen Fall zeigte, wo es einem Manne, welcher Ehrgefühl, gute Grundsätze, bei denen er seiner Sache gewiß ist, und wenigstens den Muth wider das Laster, der erfordert wird, vor dem Feinde zu stehen, besitzt, unmöglich seyn sollte, so zu handeln.

Tristram Shandi von Lorenz Sterne unter dem Namen Yorick; Thomas Jones, von Filding, sind ewige Muster guter Romane. Von jenem ist eine Uebersetzung bei Bode in Hamburg, und von diesem eine eben so vortreffliche von Dusch herausgekommen.

Humphry Klinkers Reisen von Smollet sind gleichfalls das Produkt eines Mannes, der in die Herzen der Menschen, und in die Sitten seiner Landsleute sah.

Der Landpriester von Wakefield, Roderich Random und Peregrine Pikel sind sehr launig, und wären vortreffliche Originalien, wenn sie für Italiener in Welschland geschrieben wären, welche beinahe nichts aufzuweisen haben, als ein paar Schäferromane von Marino. Bei den Dänen sind Klimms unterirdische Reisen von Hollberg bekannt.

In Deutschland war außer der asiatischen Banise von Ziegler, dem Arminius von Lohenstein ꝛc. Gellerts schwedische Gräfinn einer der vorzüglichsten, der Anfangs Aufsehen machte. Seine Begebenheiten sind freilich nicht

die natürlichsten; indessen floß aus seinem Herzen so etwas Anmuthiges in seinen Styl, daß man ihn immer, wenn man ihn gleich weglegt, mit Rührung zurücknimmt.

Der goldene Spiegel, von Wieland, hat große Vorzüge. Dieser Mann ist die meiste Male bloßer Nachahmer, er sagt immer einerlei, und am Ende ist man gemeiniglich da, wo man im Anfange gewesen.

Sebaldus Nothanker, ein trefflicher Roman voll Nationalsitten und deutschen Gefühls.

Das Fräulein von Sternheim von la Roche ist gut ausgefallen, gut dem Richardson nachgeahmt. Indessen sind die Anmerkungen, die darin vorkommen, oft zu gelehrt, und der Ton zu gesucht.

Hermes hat den deutschen Roman in Besitz genommen. Die Begebenheiten des Grafen von R*, die Miß Fanny Wilkes, und endlich Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen, sind Meisterstücke von Menschen- und Weltkenntniß, welchen nichts fehlt, als die Befriedigung jedes Lesers, der Antheil nimmt, und seines Wunsches, daß sie ein Ende haben möchten.

Indessen sollen Sie so, wie dieser Mann es that, sammeln, um einst so wie er (o daß ich dieß von einem aus Ihnen erlebte!) schreiben zu können. Ein Roman für Bayern,

für unsere Sitten, müßte ganz was neues seyn. Ich bin schon gewohnt, so zu Ihnen zu reden, als wenn das einst wirklich geschehe, was ich wünsche, daß es geschehen soll. Was ich Sie gleich im Anfange bat, alles aufzuzeichnen, was Sie in einem Buche besonders rührt, das bitte ich Sie auch hier. Wenn Sie an einem Menschen, in einer Gesellschaft ein fremder Zug, ein ungewöhnlicher Vorfall erschüttert, so versäumen Sie doch nicht, denselben, da Sie noch davon erhitzt sind, zu zeichnen. Wenn das, was Sie schreiben, auch niemals gedruckt wird, so haben Sie doch den Vortheil, daß Sie sich ausschreiben, und der Sprache bemächtigen. Nicht Erdichtungen, nicht fremde Sitten, unsere hiesigen Begebenheiten, unsere hiesigen Sitten müßten für uns die besten seyn. Und wer ein Gefühl hat, dem sey oft (auch das wiederhole ich nochmal), dem sey seine Muse

— Am einsamen Fels, an der stillen Cypresse willkommen,
Wo sich die Schwermuth in Leiden ergießt;
An der sanft dahin gleitenden Quell, wo der Edle sich ausweint,
Wo der Gedrückte das Unrecht beklagt,
An dem mit Moose begrabenen Denkmal, wo fei'rliche Stille
Helden der Vorwelt mit Schauder bedeckt;
Bei dem langsam ausblutenden Schmerz, wo der schweigende Kummer

In dem auslöschenden Auge sich zeigt,
Und (gleich dem Wurme, der still die zarte Knospe durchnaget,)
Das Mark des leidenden Geistes verzehrt;
Bei dem sinkenden Baum (er stand, einst die Zierde der Gegend,
Stand, und erquickte Jahrhunderte durch)
An dem Abend des Tags, wo sein letztes Blättchen ihm abwelkt,
Sey ihm sein Herz, seine Freude geweiht.

Von der Tragödie *).

Eine Vorlesung.

Alle Gattungen der Poesie und der schönen Künste haben den Endzweck, gewisse, sympathetische Gefühle des menschlichen Herzens zu erwecken und zu reinigen. Wenn man nun die Art der Gefühle, deren die Tragödie vor

*) Folgende zwei Abhandlungen sind ein sehr schöner Nachtrag zu der Einleitung in die schönen Wissenschaften, und ein neuer Beweis, wie schnell Westenrieder zu seiner Zeit alles Große und Schöne mit hellem starkem Geiste auffaßte.
Anmerk. d. Herausgeber.

andern Gattungen fähig ist, untersucht, wenn man überdieß dem Geiste der besten Tragödien nachspüret, um daraus eine allgemeine Erklärung abzuziehen; so ergiebt sich, daß die Tragödie eine Handlung sey, welche die Empfindung des Mitleidens, und alle daraus abfließenden Gefühle, besonders das Mitleid der Furcht, aus der Absicht, dieselben zu reinigen, erreget.

Für alles, was gut ist, was in diesem Zustande glücklich seyn, sich selbst ähnlich seyn soll, und elend ist, empfinden wir unwillkührliche Regungen von Wehmuth, die mit dem Wunsche verbunden sind, das Aufblühen des Wesens, das gekränkt wird, wieder herstellen zu können. Unbewölkt und wohlwollend, wie an einem Frühlingstage das Balsamblaue des Himmels, gehen wir, wenn wir eines empfindsamen Herzens sind, über die Lustgefilde der Erde, und athmen Freude, gießen Wohlwollen über alles, worüber wir gehen. So wallen wir hin in der Fülle, und sehen zur Rechten und zur Linken Gegenstände, und fühlen, daß wir nicht ganz glücklich seyn würden, wenn nicht alles, was wir sehen, es seyn sollte. Wir erblicken einen blühenden Baum am Ufer eines reissenden Stromes, der die Erde ihm wegspühlt, und mit einer Art von Kränkung sehen wir ihn wanken und

fallen. Es komme diesen Augenblick ein verwundetes Thier zum Strome; es seufze laut hinab, und Tropfen sollen ihm aus seinen Augen entfallen; es werde unserer Gegenwart gewahr, und fliehe mit dem Reste seiner Kräfte weil es den Schatten des Menschen sieht. In diesem Falle empfinden wir bereits das Gefühl eines nähern Antheils, und jenen Schmerz des Mitleidens, den der Anblick physikalischer Uebel, deren wir fähig sind, allemal in uns erreget. Wenn nun endlich das Geschöpf, welches leidet, ein Mensch ist, wenn dieser kein Ungeheuer, sondern ein Mensch ist, wie wir, und wenn er in unsern Augen mehr, als er verschuldet hat, leidet, dann leiden wir mit; dann erwachen in uns alle menschlichen Mitgefühle, und begleiten den Gegenstand, von dem sie aufgeweckt werden, in alle Schicksale seines Lebens, und bis in den Tod.

Das Mitleid ist eine Wirkung der Liebe, wenn es gleich keine nothwendige Eigenschaft derselben ist, weil es im Falle, daß der geliebte Gegenstand glücklich ist, eine Liebe ohne Mitleiden giebt; aber wo Liebe ist, da ist lebendiger Antheil, da ist schmerzhafte Unlust, wenn das Geliebte gekränkt wird. Diese Unlust oder dieser Schmerz heißt Furcht, wenn das Uebel bevorstehend ist; Betrübniß, wenn es gegenwärtig; Gram, wenn es vergangen

und endlich Schrecken, wenn es unvermuthet, plötzlich, und überlegungslos ist. Diese letztere Empfindung ist von jenem schauderhaften Entsetzen, das uns bei dem Anblicke gräulicher, vorsetzlicher, unbegreiflicher Missethaten, gleichsam erstarren macht, wohl zu unterscheiden. Sie war niemals, und soll und kann niemals der Endzweck der Tragödie seyn, und mithin nur selten einen erträglichen Platz darin finden; aber alle Empfindungen, welche aus dem Mitleid entstehen können, sind für dieselbe schicklich. Die allgemeinste dieser Empfindungen ist die Furcht, welche niemals von dem Mitleiden getrennt werden, und also für einen wesentlichen Theil der Tragödie angesehen werden kann. Wir dürfen nur bedenken, für welche Gegenstände wir ein Mitleid empfinden, nämlich, daß wir es nur für diejenigen Uebel empfinden, deren wir selbst unserer Natur nach fähig zu seyn glauben; daß wir uns dieses niemals vorhalten können, ohne für uns besorgt zu werden, und daß endlich diese Sorge, wenn auch das Mitleid vorüber ist, vorhanden bleibt; wir dürfen, sage ich, nur diese Wahrheiten bedenken, um uns von den wesentlichen Empfindungen der Tragödie, und den engen Begriffen derjenigen, welche das Mitleid und den Schrecken zum Endzweck derselben angaben, zu überzeugen.

Je näher also ein Mensch mit seinem Charakter, und seiner Weise zu denken und zu handeln, der unsrigen beitritt; und je wahrscheinlicher es ist, daß eben dasjenige Unglück, das ihn niederschlug, auch uns treffen könne; und, je fähiger wir endlich sind, dieses zu empfinden, desto wärmer ist unser Antheil, desto größer ist unser Mitleid, und desto dauerhafter die Furcht, in einen ähnlichen Zustand versetzt zu werden. Tiefe, blutende Betrübniß, und hohes Leiden weint im folgenden Gemälde.

„Gerührt von seinem Gesang, wallten die dünnen Schatten, und die lichtberaubten Gestalten aus den innersten Höllengrüften hervor, wie die Vögel in unzählbaren Schaaren unter die dickbelaubten Aeste sich drängen, wenn entweder der sinkende Tag, oder ein stürmischer Regen sie von den Bergen herabtreibt; Mütter und Väter, entseelte Leichen großmüthiger Helden, Knaben und Mädchen, und Jünglinge, die man vor den Augen der Aeltern auf den Holzstoß gelegt hat, welche alle rund umher ein schwarzer Schlund, und das grauenvolle Schilfgestade des Cocyts, und ein trauriger See mit faulendem Wasser einschließt, und der Styx mit neunfachen Strömen umschlingt. Selbst die tiefsten Höllenabgründe und dunkelsten Regionen des Todes wurden er-

weicht. Die Eumeniden, und die in ihre Haare verwickelten farbigen Schlangen staunten in aufmerksamer Bewunderung auf; Cerberus hielt seinen dreifachen Schlund entzückentrinkend ihm zu; Ixion lehnte sich bei entgegenwehendem Winde auf sein Rad, und horchte zum Liede hin.

„Schon gieng er, indem er bereits alle Gefahren überwunden hatte, zurück, und die zurückgegebene Eurydice betrat bereits das obere Tageslicht, und folgte — denn die Proserpina machte dieß zur Bedingniß — mit nahen Schritten ihrem Orpheus nach; als plötzlich ein betäubender Ungestüm den unbehutsamen Liebenden ergriff; (zwar verdiente er mitleidige Nachsicht; aber Höllenbewohner sind dieses Mitleids nicht fähig) er stand still, und, ach! sah, seiner vergessend, und vor Liebe nicht mächtig, noch selbst an der Schwelle des Lichtes um Eurydice sich um; da entrann sogleich alle Bemühung, die Bündnisse der grausamen Höllenmacht waren zerrissen, und dreimal ward ein dumpfes Gebrüll gehört an den schrecklichen Küsten Avernens. Eurydice rief: Wer hat mich Unglückliche, wer hat dich, Orpheus, verwüstet? Woher diese wüthende Gewalt? Mich ziehen wieder, sieh, mich ziehen wieder grausame Schicksale zurück, und ein ewiger Schlaf schließt die schwimmenden Augen mi-

Leb ewig wohl! Es hebt mich weg, umgiebt mich mit der unermeßlichen Nacht. Ich strecke vergebens meine leblosen Hände nach dir aus; ach! nicht mehr die Deinige! Als sie dieß sagte, verschwand sie plötzlich aus seinen Augen, und zerfloß, wie ein dünner Rauch in die Lüfte sich ausgießt. Er streckte vergebens seine Hände nach ihr aus, rief ihrem Geiste vergebens nach; ach! für ihn nunmehr auf ewig, ewig, ewig verloren. Sie sah ihn nicht mehr, noch gestattete der Schiffer der Hölle ihm, die See, welche sie trennte, noch einmal zurückzukehren. Was sollte er thun? An wen sollte er, da sie ihm das zweitemal entrissen ward, sich wenden? Mit welchen Thränen sollte er die Schattengestalten, mit welchen Thränen die höllischen Wesen bewegen? Sie rann, ein bleicher Schatten, schon ferne auf dem Nachen des Charons hin. Sieben volle Monate, erzählt man, habe er gelehnt an einem herüberhangenden himmelhohen Felsen, an dem Ufer des verlaßnen einsamen Strymons geweinet, und seinen Verlust den kalten Sternen in einem Liede geklagt, das die Tieger bezähmet, und Eichen bewegt hat. Wie Philomele unter dem Schatten eines Pappelbaumes um ihre verlornen Jungen sich ausklagt, welche ein harter Ackersmann beobachtet, und noch unbefiedert geraubt hat.

Sie klaget unaufhörlich die Nacht durch, weint immer von neuem, indem sie traurig auf einem Ast sitzet, ihr klägliches Lied an, und erfüllet die Gegend weit umher mit ihren jammernden Tönen. Keine neue Freude, keine neue Liebe gaben seinem Herzen Erleichterung; er durchirrte einsam die schrecklichen Eisgebirge Rhodopens, irrte jammernd an den Schneeküsten des Tanais, und in Riphäus Wüsteneien, wo ewige Stürme wüthen, herum, und klagte um seine entrissene Eurydice, klagte die vergeblichen Geschenke der Hölle an, wo die tragischen Bachantinnen, deren Heirath er ausschlug, unter einem Opfer und nächtlichen Bachusfeste den Klagenden zerrissen, und seine Glieder in den weiten Feldern zerstreuten. Als sein Haupt, vom marmornen Nacken getrennt, der oeagrische Hebrus mitten in seinen Fluthen dahinwälzte, rief seine erstarrte Zunge noch Eurydice, und als ihm die Seele entflog, rief er: Ach Eurydice! und die Gestade, und Felsen, und Wälder wiedertönten: Eurydice."

Die Hauptsorge des tragischen Dichters muß also dahin gehen, eine Fabel zu wählen, deren Handlung derjenigen Begebenheiten vorzüglich fähig ist, welche auf eine höhere Art das Mitleid, und vermög diesem die Furcht hervorbringen. Nicht alle Leiden erwecken in

uns jene Lust, welche wir über ihren Anblick empfinden, in dem Grade, daß sie Mitleid genannt werden könnte. Der Gegenstand muß liebenswürdig, muß etwas von uns seyn, wenn er unserer aufrichtigen Theilnehmung fähig seyn soll. Der verdiente Tod eines Missethäters, oder das Unglück eines Tyrannen erschüttern uns, weil sie ein Geschöpf unserer Gattung betreffen; aber sie können uns nicht in dem Grade rühren, in welchem uns das Elend eines bessern Menschen zu Herzen geht. Unsere Herzensgefühle haben mit jenen zu wenig Aehnliches, daß sie sich nahe an ihre Stelle setzen, und ihren ganzen Zustand ausgleichen, und mitfühlen könnten. Aber noch weniger nehmen wir an dem Wohlseyn böser Gegenstände den freudigen Antheil, mit welchem wir den glücklichen Zustand der guten betrachten. Man muß daher, sagt Aristoteles, keinen Bösewicht aus unglücklichen in glückliche Umstände gelangen lassen; denn das ist das untragischste, das nur seyn kann; es hat nichts von allem, was es haben sollte; es erweckt weder ein allgemeines Gefühl der Menschlichkeit, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Bösewicht seyn, der aus glücklichen Umständen in unglückliche verfällt! denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar ein allgemeines Menschengefühl, aber weder Mitleid, noch Furcht erwecken.

Die Handlung muß also weder unter unwürdigen Menschen, noch unter Feinden vorgehen: sondern sich unter Freunden, und zwar auf eine solche Art ereignen, daß die Leiden so schmerzlich, als möglich, die Ursachen aber niemals ganz lasterhaft seyen. Da nun die Mißhandlung, womit sich die Personen ihre Leiden zuziehen, mit oder ohne Vorwissen derselben angelegt, und entweder vollbracht, oder durch einen neuen Vorfall verhindert werden kann: so entstehen daher vier Gattungen tragischer Handlungen; die erste, wenn die That wissentlich unternommen, aber nicht vollzogen wird; die zweite, wenn die That wissentlich unternommen und vollzogen wird; die dritte, wenn die That unwissend, ohne Kenntniß des Gegenstandes unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Person, an der er sie vollzogen, zu spät kennen lernet; die vierte, wenn die unwissend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Personen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von diesen vier Gattungen ist diejenige die vollkommenste, welche der möglichsten Leiden fähig ist.

Die Theile oder Begebenheiten der tragischen Handlungen brachte Aristoteles unter drei Hauptstücke, nämlich des Glückwechsels, der Erkennung, und des Leidens. Dieser letz-

tere ist der einzige wesentliche Theil der Tragödie, so daß die übrigen, wenn nämlich die Fabel ganz einfach ist, gänzlich wegbleiben, und allemal nur aus dem Endzwecke zugegen seyn können, jenen hervorzubringen und zu unterstützen. Euripides ließ auf die glückliche Erkennung meistens einen unglücklichen Glückswechsel folgen, wo man das Leiden, das man ehe litt, weil man sich nicht kannte, nunmehr doppelt leiden mußte, weil man sich, nachdem man sich kennen gelernt, nicht helfen konnte. Er scheint das wahre Geheimniß des tragischen Geistes besessen zu haben, und erwarb sich den Namen des tragischsten aller tragischen Dichter. Er sorgte sich wenig, wie er seine Empfindungen einkleiden, verschönern könnte, er besitzt nicht die Festigkeit und Größe des Aeschylus, noch die Einfalt und Regelmäßigkeit des Sophokles; er macht seine Personen oft zu Maschinen, und läßt sie herausreden, was ihm eben heiß und dringend auf dem Herzen lag, und was sie gemäß ihren Situationen vielleicht nicht reden konnten, und dennoch zieht er inniger an sich, gefällt er mehr, und öfter, als Aeschylus und Sophokles. Er gieng seinen eigenen einsamen Weg, schuf nicht, thürmte nicht den Menschen seine Bühne auf schaudervollen Höhen, sondern stellte meistens die

Geschichte und das Ausleiden eines zur stummen Wehmuth geneigten Herzens dahin. Schrecken und gewaltsames Hinreissen kannte er nicht; er wühlte seinen Unglücklichen nicht in's Herz, ließ sie nicht Ströme des Blutes vergießen, noch in einer Betäubung von Qualen dahinsinken; sondern er ließ sie langsam sich auszehren, schleichen den schweigenden Wurm in ihren Adern, und abnagen, ausschlürfen von Nerve zu Nerve die Kraft des Lebens.

Ich will sogleich ein Stück von diesem Dichter zur gegenwärtigen Vorlesung wählen, theils, weil ich stets wahrnehme, daß man die Alten mehr mit Bewunderung und Ehrfurcht, als mit Liebe und Theilnahme lese, da doch die meisten aus den Neuern nur die Dollmetscher sind, welche uns die Alten erklären, theils, weil sich die gemeinschaftlichen Regeln, welche die Tragödie mit jedem Drama gemein hat, und diejenigen, welche ihr besonders eigen sind, am besten, am faßlichsten von daher lernen lassen, woher sie gekommen sind, nämlich von der Ausübung, welche allen Regeln und Anmerkungen über eine jede Kunstsache vorausgieng. In einem einzigen Stücke läßt sich unendlich viel, und beinahe alles finden, was ein Talent zum Kunstblick in die Natur nöthig hat, wenn man anders so viel Kopf besitzt, sich von dem, was vorhanden

liegt, auf ähnliche Gedanken bringen, und so viel Herz, sich von vielem rühren zu lassen.

Ich wähle die Iphigenie in *Aulis*, und ich werde mit Ihnen dieß Meisterstück auf die Art lesen, wie ich wünsche, daß Sie, die Sie keine Dichter und Schauspieler von Profession werden, sondern bürgerliche Vortheile zum bürgerlichen Leben erhalten wollen, jedes andere Schauspiel wählen und lesen möchten. Wie ich mich, wenn ich mit Ihnen vor ein gutes Gemälde hinstünde, dem ersten warmen Eindruck völlig überlassen, mich aus mir selbst herausziehen, und Ihnen dann im Strome meines Herzens alles, wie mir ist, sagen würde: so will ich nun auch reden, und am Ende vergnügt seyn, wenn der Geist mich fortreißt, öfter sagen: das ist schön, als mit kaltem Bewußtseyn anmerken zu können, das hätte der Dichter doch weglassen, umändern, und auf diese und jene Art schön machen sollen. — Aber auch dieses werde ich Ihnen nicht verschweigen.

Die Geschichte dieses Trauerspiels erzählt Agamemnon im ersten Akte seinem alten treuen Diener. „Leda, sagt er, brachte drei Töchter zur Welt, die Phöbe, die Clytemnestra, welche ich zur Ehe nahm, und dann die Helene. Um diese letztere bewarben sich viele Freyer, die ansehnlichsten jungen Griechen. Daraus

entstanden wechselweise tödtliche Bedrohungen; und es schien, als würde es nicht ohne Blutvergießen derjenigen, denen man die Braut versagen würde, ablaufen. Tyndareus, ihr Vater, stand also lange bei sich an, wem er die Tochter geben, und wem er sie verweigern sollte; er hatte nämlich insgeheim die Absicht, sie demjenigen zu geben, bei dem sich die größten Vortheile zeigen würden. Indeß gerieth er auf den Einfall, den Freyern den Vorschlag zu thun, sie möchten sich einmal alle versammeln, sich einander friedlich die Hände geben, und, nachdem sie zur Beilegung dieser Sache die Götter um Schutz angerufen, mit einem Eide, vermög welchem alles Unglück auf den Uebertreter kommen sollte, sich verpflichten, daß sie demjenigen, wer es nachher immer seyn würde, dem die Braut zu Theil werden sollte, wider jeden andern, der sie ihm mit Gewalt zu rauben wagte, mit vereinigter Hülfe beistehen, den Räuber aus seinem Besitze vertreiben, ihn mit Krieg anfallen, und sein Gebieth, gleich einem pelasgischen und feindlichen Lande, von Grund aus zerstören wollten. Nachdem sie sich nun zu diesem Bund durch einen Eidschwur verpflichtet, wozu sie der Alte, den der Wunsch seines Herzens sinnreich machte, durch künstliche Vorstellungen und dringendes Zureden über-

redet hatte, überließ er seiner Tochter die freie Wahl, sich aus allen Freyern denjenigen, welchen ihr Herz wünschte, herauszuwählen. Sie nannte den Menelaus, und, o daß sie ihn niemals erhalten hätte! Bald hernach kam jener Schiedrichter der drei Göttinnen, wie man erzählt, von Ilium nach Lacedämon; er war ein blühender Jüngling von schöner Gestalt; ein glänzendes leichtes Kleid, mit Gold durchschimmernd, umfloß seinen Nacken, so, wie er nämlich den Stolz und die Pracht seines Auslandes, in welchem er geboren war, zeigen wollte. Er liebte sie; und indem sie ihn wieder liebte: so floh er bald, und entführte die Helene zu seinen Heerden am Ida. Menelaus wüthete zuerst allein vom Todschmerz ergriffen, er berief sich auf das alte Bündniß seines Schwiegervaters, und betheuerte, daß es Billigkeit und Recht erfordern, dem, der durch Unrecht verletzt worden, zu Hülfe zu eilen. Das Volk der Danaer, vom Kriegsgotte erhitzt, ergreift die Waffen, versammelt sich hier in dem engen Meerbusen Aulis, mit Schiffen und Mordgewehr, und mit Pferden und Wagen in unzähliger Menge ausgerüstet. Sie wählten mich zu ihrem Anführer, weil ich der Bruder des Menelaus bin; ich wünschte, daß sie einem andern, statt mir, diese Ehre angetragen hätten. Aber nun, nachdem

die Kriegsvölker von allen Orten hieher versammelt sind, sitzen wir hier müßig und unnütz in Aulis; denn kein Wind befördert uns die Schifffahrt. Und Chalkas, unser Oberpriester, der schon lange insgeheim mit diesem Gedanken umgieng, that den Ausspruch, man müsse meine Tochter Iphigenia dem Schutzgotte dieses Ortes schlachten, dann würden die Griechen sogleich absegeln können, und Troja würde verheert werdem. Außer diesem würden die Winde unbeweglich still liegen. Allein ich ließ, sobald ich dieß vernahm, öffentlich kund thun, Talthybius sollte nur gleich die ganze Armee auseinandergehen lassen, denn mein Herz würde niemals in die Grausamkeit willigen, meine eigene Tochter zu schlachten; aber zu gleicher Zeit bot mein Bruder allen seinen Kunstgriffen auf, drang mit allen möglichen Vorstellungen, die m in Herz betäuben konnten, auf mich ein; er faßte mich endlich einmal, daß ich in das unmenschliche Vorhaben willigte; ich schrieb an meine Gemahlinn, befahl ihr, mit meiner Tochter hieher zu kommen; ich gab vor, sie wäre dem Achilles zur Braut bestimmt; ich erhob die Würde dieses Mannes, und setzte hinzu, er würde nimmermehr mit der Flotte abgehen, ehe er unsere Tochter zur Braut erhalten hätte." —

Dieses ist der Inhalt dieser Geschichte, in dieser Lage ergriff sie der Dichter zum Drama. Und nun wollen wir die *allgemeinen* Grundsätze, welche jedem guten Drama zum Grunde gelegt werden müssen, zurücknehmen, und in den Standort des Dichters uns setzen; in den ersten dringendsten Zeitpunkt, der uns sogleich mitten in die Sache hinzieht, und diese so sehr in Gährung setzt, daß sie nicht mehr still stehen kann, bis sie gänzlich vollendet, und auf allen Seiten befriediget ist.

Der Dichter stellt, wie Sie wissen, *seine* Personen mit ihren verschiedenen Charaktern, Ständen, Absichten hin, und wirft denselben den Gegenstand, um den sie sich sämmtlich interessiren, vor, er zündet in ihren Herzen das Flämmlein an; so bald dieses brennt, und seine Geschöpfe in Bewegung sind: so hat er gleichsam nichts weiter mit ihnen zu thun; er entfernt sich, und überläßt es der Natur seiner Wesen, wie sie ihre Handlung verwickeln, fortführen, ausführen wollen; das ist, er läßt sie, nicht, was er wünscht, sondern, was seine Personen, denen er diese bestimmte Natur mitgab, wollen, müssen, reden und handeln, so daß jeder Zuseher am Ende beruhigt still stehen, und empfinden und sagen könne: Diese Handlung hat nicht der Dichter, nicht jener aus Bedürfniß hergenöthigte Vor-

fall, sondern die Natur hat sie so hergeführt, so verwickelt und so geendet. Indeß steht es noch allemal in seiner Freiheit, die Gelegenheiten, wo die Handlung in dem hellesten Lichte erscheinen, wo jeder Charakter in die höchste, gegenwärtigste Anstrengung, und in die Nothwendigkeit, jede Herzensfalte aufzureissen, versetzt wird, anzubiethen, und solche Situationen, solche Gemälde, die an sich selbst schon schrecklich, erschütternd sind, auszuwählen. Wie fürchterlich anziehend ist die Entwicklungsscene, und die Zubereitung zu derselben, in der Zayre. Es ist Mitternacht. Der Sultan tritt heraus im stummen zerrütteten Löwengrimme mit dem Dolche in der Hand, die Zayre zu erwarten. Er stellt sich hinterlistig, und lauernd an dem verborgensten Blutorte, und erwartet, daß sie kommen soll. Noch ist alles stille, alles schrecklich stumm, und Tod ahnend um uns her! Unser Geist schließt sich in sich, zieht Nerven und Athem in sich. Jedes leise Regen, jeder fremde Athemzug fährt durch unser Innerstes, wie der Blitz, der Felsen zermalt. Und jetzt ein furchtsames Annähern von weitem im Finstern, und jetzt ein leises zitterndes Rufen der Zayre: Komm Fatime! Zu gleicher Zeit die erwartenden Bewegungen des Sultans — Sie kömmt, und wir wenden vor Schrecken und Mitleid

das Gesicht weg. — Gleichwohl ist die Wirkung dieses Grauens, das man im Herankommen der Zayre empfindet, eine bloße Erfindung des Kunsttalents, und diese schreckliche Situation allein ist noch nicht, was schon vollenden, verzehren soll; sie ist noch eine bloße Annäherung, eine bange stille Erwartung der Natur bei dem fernen Murmeln des Donners, der plötzlich alles in Feuer setzen, öffnen, ausholen, und zusammenschlagen wird. Also, nicht die Situation allein, welche oft eine Erfindung des Intriquengeistes seyn kann; sondern der wahre Gebrauch derselben wird es seyn, was uns rühren, was uns Luft und Athem abschneiden, und hinziehen wird in die blutenden Mordleiden des tragischen Menschen.

Es ist ein Unterschied zwischen den Personen der Komödie, und denen der Tragödie. Jene ersten handeln in gemeinen gewöhnlichen Hausvorfällen als gemeine Menschen mit dem Eignen ihrer Privatfarben, mit allem dem, was einem jedem aus ihnen in's besondere, gemäß seines Alters, Temperaments, gemäß seiner Grundsätze, Neigungen und Absichten zukömmt; sie handeln mit ihrem Charakter nicht als Menschen, wie sie aus der Natur gekommen, sondern, wie sie sich, gemäß ihrer besondern Lage oder des Looses, das jedem

zukam, von uns herausgesondert und unterschieden haben.

Aber der tragische Mensch, im dringenden aufziehenden Kampfe harter Schicksale, legt alles ab, was nicht sein ist, was bloß in diesem Klima, in dieser Situation zufälliger Weise sein geworden. Er empfindet jede Sache auf eine allen Menschen verständliche Art; er wird Mensch, aufgefodert mit allen seinen Kräften zum Kampfe der Leiden.

Man darf also nur die Lage der tragischen Person, und die Stimmung ihres Herzens wissen, um von dem, was sie empfinden, was sie am wahrscheinlichsten sagen, zu was sie sich entschließen soll, unterrichtet zu seyn.

Die handelnden Personen unsrer Tragödie sind:

Agamemnon; er ist erster Heerführer der Griechen; — Vater der Iphigenia. Die Angelegenheiten seines Herzens, die Triebe seiner Handlungen sind: Ehrliebe und Kindesliebe; die zwei höchsten Leidenschaften, welche in das Herz eines Sterblichen kommen können, hier im schrecklichsten Kampfe gegeneinander, bemüht, einander aufzuheben, und losstürmend, wie gewaltsame Orkane, auf ein Herz.

Menelaos, Bruder des Agamemnon; im vollen Gefühle des verwüstenden Thiergrimmes wegen beleidigter Liebe vom Ausländer; sein

Herz, wund vom Vorsatze, den Beleidiger auszurotten, empfindet nichts mehr von dem Anziehenden der Verwandtschaft, achtet nicht mehr den entsetzlichen Jammer seines blutenden Bruders; ist ungestümen anhaltenden Jähzorns, der alle Empfindungen verschlingt.

Clytemnestra, Gemahlinn des Agamemnon, und Mutter; schmeichelnd und sanft eingleitend in's Herz des Vaters, aber, sobald sie nicht Eingang findet, auffahrend mit verwüstendem Ausbruche, ergreifend alle Wesen des Himmels und der Erde, und hinschleudernd auf das Herz des Königs.

Iphigenia, begabt von Natur mit dem Gefühle der zerfließenden Trunkenheit der Liebe, die sie zum erstenmale fühlt, und nun, da sie ihre Hände der Freude entgegen streckt, festgehalten vom gegenwärtigen Tode.

Achilles, Held und Mensch; zubereitet zur Liebe durch den ersten gewöhnlichen sanften Eingang des Mitleids, und angefaßt von derselben, durch die Sympathie des großmüthigsten Charakters der Iphigenia, dessen Züge die seinigen ausgleichen. Und dann stark, wie der Tod, unerschüttert und trotzend, wie eine Armee in Schlachtordnung, die Liebe!

Ein alter Hausbedienter, ein Bothe, und die Chöre.

Ich will Ihnen den Plan des Ganzen so vorlegen, daß Sie ihn, daß Sie die Kette, die Ordnung, und den innern Zusammenhang desselben mit Einem Blicke übersehen, und dann stückweise studiren können.

Erste Handlung.

1) Agamemnon, herumgetrieben von der schmerzlichsten Reue über sein Versprechen, übergiebt seinem alten treuen Bedienten einen Brief an seine Gemahlinn, worinn er ihr befiehlt, zu Hause zu bleiben.

Chor. Die Frauen von Aulis wandelten durch den opferreichen Hain der Diana, mit jungfräulicher Röthe auf ihren Wangen, den Wall der achäischen Schilde, das eiserne Lager, und die krieggewohnten Rosse zu schauen; sie besingen eine Flotte von tausend Schiffen, und zwanzig bewaffneten Königen, und liefern von den einzelnen Helden so lebende, schöne Gemälde, daß man den Wunsch nicht zurückhalten kann, eine so überwiegende Macht bald in Bewegung zu sehen. — Aber Iphigenia soll das Opfer seyn!

Zweite Handlung.

2) Menelaus, dem alles verdächtig vorkam, hält den Bedienten an, und nimmt ihm den Brief gewaltthätig ab.

3) Agamemnon überfällt ihn, und will ihm über dieses Verfahren die gerechtesten Vorwürfe machen; aber Menelaus hält ihm sein gegebenes Wort, und die Schande seiner Feigherzigkeit vor; indessen sie so zanken,

4) meldet ein Gesandter die Ankunft von Agamemnons Gemahlinn und Tochter.

5) Agamemnon wird vom grausamsten Schmerzen ergriffen, und Menelaus, der nun seiner Sache gewiß zu seyn glaubt, verfällt auf die List, aus Mitleid sich anzustellen, als wenn er seine Ansprüche wollte fahren lassen; aber Agamemnon sieht wohl, daß dieß unmöglich sey; er entschließt sich also, der Nothwendigkeit, sobald als möglich, genug zu thun.

Chor. Die Frauen besingen erst in sanftrührenden Ausdrücken das wahre Vergnügen der Liebe, die von ruhigen stillen Freuden unterhalten, und von bescheidenen Gracien begleitet wird;

dann die Stärke der Tugend, und endlich die Geschichte des Paris.

Dritte Handlung.

6) Der Chor meldet die Ankunft der Iphigenia und Clytemnestra, welche sogleich in einem Wagen mit dem kleinen Orestes ankommen, und von den Frauen des Chors bedient werden. Und als Agamemnon zu gleicher Zeit sie bewillkommt;

7) überlassen sie sich, zumal, da sie glauben, aus keiner andern Ursache berufen zu seyn, als den liebenswürdigsten Bräutigam zu empfangen, bei diesem Wiedersehen dem überströmendsten Ausbruche der Freude; indessen Agamemnon in seinem Innern zerrissen wird. Er erzählt ihnen von einem ungewöhnlichen Opfer, welchem Iphigenia beizuwohnen hätte,

8) und erklärt der Clytemnestra, daß die Feierlichkeit dieser Heirath ohne ihr Zuthun vorbeigehen soll, und dringt eifrig darauf, daß sie sich sogleich aus dem Lager entfernen, und nach Argos zu den übrigen Töchtern zurückkehren soll.

Der Chor besingt die zukünftige Belagerung Trojens.

Vierte Handlung.

9) Achilles sucht den Agamemnon auf, um sich bei ihm über den langwierigen Verzug zu

beschweren. Clytemnestra hatte kaum seine Gegenwart vernommen, als sie herauseilt, sich über die Gegenwart ihres vermeinten künftigen Sohnes zu freuen; sie theilen sich einander mit Erstaunen ihren Irrthum mit, und Achilles will eben fort, dem Agamemnon hierüber Vorwürfe zu machen;

10) Als der alte Bediente ankömmt, das schreckliche Geheimniß entdeckt, und sie beschwört, schleunige Hülfe zu leisten, indem das Opfer bald vor sich gehen soll.

11) Clytemnestra beschwört den Achilles, ihr beizustehen, und die Tochter zu retten; und Achilles verspricht ihr, der rettende Gott zu seyn. Doch, ehe ich Gewalt brauche, setzt er hinzu, sollst du nochmal versuchen, ihn mit gütigen Vorstellungen zu bewegen.

Der Chor besingt die Hochzeit des Peleus, und schließt mit einem Uebergang zu Iphigeniens Schicksal.

Fünfte Handlung.

12) Clytemnestra erwartet ihren Gemahl, den Agamemnon, der noch nicht weiß, daß ihr das Geheimniß bereits entdeckt sey; er kömmt, und fordert von ihr die Iphigenia zum Opfer ab.

13) Iphigenia, welche durch die Mutter bereits von ihrem Schicksale belehrt ward, erscheint, den kleinen Orest an der Hand. Jetzt entdeckt ihm seine Gemahlinn alles, was sie weiß, und Agamemnon steht wie versteinert da; die Worte starren ihm im Munde, und er glaubt zu versinken. In diesem Augenblicke umfassen Mutter, Tochter, und der kleine Sohn Agamemnons Knie, und sagen ihm alles, was Frauenliebe, Kindesliebe, und Liebe des Lebens sagen können. Des Königs Gefühl war Betäubung und Verzweiflung. Er empfand nicht mehr, daß er retten soll, nachdem er keine Hoffnung zu sehen glaubte, retten zu können. Er sagt dieß mit wenigen Worten, kalt und entschlossen, und geht voran zum Opfer.

14) Mutter und Tochter überlassen sich dem ersten Ausbruche ihres Schmerzens; indessen erblickt Iphigenia plötzlich ein Gedräng wüthender Soldaten auf sie zukommen, an deren Spitze Achilles sich ausnahm.

15) Achilles kömmt an; und als er die Gefahr, in welcher er bereits war, erzählt, und auf's neue betheuert, daß er bereit sey, die Iphigenia wider die ganze Armee zu vertheidigen, entscheidet sie auf einmal, und erklärt in dem feierlichsten Heldentone, daß, ehe sie zulassen wollte, daß ihrer wegen so viele

Griechen in Gefahr kommen sollten, sie freiwillig lieber den Tod wählen, und für ihr Vaterland sich hinopfern wollte. Hier liebt sie Achilles; und nachdem er sich vergebens bemühet, sie zu bereden, daß sie in seinen Schutz sich begebe, verspricht er ihr zuletzt, um den Opferaltar Vertraute hinzustellen, die sie alsobald retten würden, wenn sie sich, wie er hofft, in dem letzten Augenblicke um Hülfe umsehen sollte.

16) Iphigenia macht ihrer Mutter *alle* möglichen Vorstellungen, um sie zu *trösten*; und sobald sie dieselbe etwas gefaßt zu sehen glaubt, geht sie zum Tode ab;

Der Chor besingt Dianens Lob; aber indessen das Opfer verrichtet werden soll,

17) kömmt ein Bote an, ruft die Clytemnestra heraus, und erzählt ihr, daß Iphigënia nicht geopfert, sondern daß sie in dem Augenblicke, wo es hätte geschehen sollen, von einer unsichtbaren Kraft weggehoben, und statt derselben eine Hündinn gefunden worden sey.

18) Agamemnon eilet, (denn schon schwellen die Segel) von seiner Gemahlinn Abschied zu nehmen, und begiebt sich zur Armee. Der Chor begleitet ihn mit seinen Wünschen.

Dieses ist nun das Skelet dieser Tragödie, und ich habe es als ein solches hergelegt, damit Sie es von Scene zu Scene betrach-

ten, und mit Einemmale in den Theilen und im Ganzen übersehen können. Es wird Ihnen allen einen unendlichen Vortheil verschaffen, wenn Sie sich oft und eifrig die Mühe geben wollen, von Stücken, die es werth sind, daß man sie studire, den Plan auf diese Art herauszuziehen, und den Zusammenhang des Ganzen, die Reihe jeder Theile so lange sich vorzuhalten, so oft zu wiederholen, bis Sie die Ordnung derselben, und ihren Zusammenfluß ganz vor sich liegen haben. Sie sollen sich, wenn Sie einen Plan aufnehmen, so in denselben hineindenken, so sich in die Handlung versetzen, wie sich der Dichter, da er den Plan hinschrieb, in derselben befunden hat. Wenn die Auftritte in der Sache angegeben, wenn sie von sich selbst herbeigeführt, und natürlich sind, so wissen, empfinden Sie zur Zeit, wo sie an der Hand des Dichters die Grundlinien ausweben, auch zugleich allemal, wie Sie dieselben bekleiden und ausführen würden. In dieser Fassung sollen Sie oft einzelne Auftritte, welche Sie besonders gerührt haben, versuchen, und dann bei dem Dichter sie nachsehen.

Geben Sie Acht, was zu jeder Scene Anlaß gegeben, ob sie die Natur, oder der Zufall herbeigerufen, oder das Bedürfniß des Dichters erfunden hat. Zu viele, zu künst-

liche Verwicklungen sind ein Beweis, daß der Dichter oft zu sich selbst gekommen, oft aus dem Kreise seiner Personen getreten, und genöthiget gewesen, seine Zuflucht zum spielenden Witz, oder zum Gott der Maschine zu nehmen.

Jede Scene muß der vorhergehenden eine andere Gestalt geben, und in der Stille zur folgenden vorbereiten. Die Personen müssen zugegen seyn, nicht, um ihre Empfindung zu fühlen, und müßig zu deklamiren, sondern mit Empfindung zu handeln. Die Leidenschaften müssen vor unsern Augen nicht plötzlich erscheinen und schlagen, sondern hervorgehen, sich zusammenziehen, wie entstehende Ungewitter, und nicht sinken, sondern abnehmen, wie nach dem Sturme die Wogen des Meeres. Wie es nicht natürlich ist, auf einmal in die höchste Wuth zu gerathen, so ist es der Natur nach unmöglich, mit Einemmale zu einer gegenseitigen Empfindung, zu einem entgegengesetzten Charakter überzugehen. Bei jeder Rede läßt sich fragen, ob diese Personen gerade jetzt reden, ob sie so reden sollen, und ob denn die andern so antworten, ob sie diesen Entschluß fassen, so zur Kälte oder zur Wärme übergehen, und der Sache diese Wendung haben geben können.

Doch wir wollen das Stück sogleich näher betrachten. Die Geschichte ist einheimisch, auf Maximen der Religion und des Staates gegründet, so, daß die Nation, für welche sie gemacht war, ihre eigene Sache, die Philosophie ihrer eigenen Lebensgrundsätze, und die Logik ihrer eigenen Empfindung in jeder Person gegenwärtig erkannte, und in sich selbst fühlte. Das war bei den Alten, welche die Künste aus den Häusern in's Publikum und wieder zurückführten, welche eine Sache nur insofern, als sie mit dem Bürgernutzen verbunden war, aufnahmen, als ein Vertrag mit der Schaubühne vorausgesetzt. Wie sie in Statuen die großen Seelen ihrer Zeit, die Bürger ihres Landes verherrlichten, so brachten sie Begebenheiten, Vorfälle, die ihr Leben angiengen, auf die Bühne, behandelten dieselben mit dem vaterländischen Ausdrucke ihrer Sitten, giengen leise nach einem gewissen Ziele und Zwecke, und gewöhnten das Publikum, ihre Ideen zugleich mit Handlungen zu genießen, und nicht Seligkeit im zerfließenden, leeren schönen Gefühle, sondern Freude, Stolz und Seligkeit in schönen Thaten zu suchen.

Iphigenia ist vielleicht das rührendste Subjekt, das je zur Tragödie gewählt werden konnte. Eine würdige Person, der wir alles Gute wollen, eine so junge, wonnige Fami-

lie, verwüstet durch Grundsätze des Aberglaubens! Aber diese Völle des Mitleides empfinden nur diejenigen, welche diesen Irrthum bereits erkennen. Die Begriffe, welche die Griechen von der Nothwendigkeit dieses Opfers hatten, mußten ihrer Empfindung eine andere Spannung, und eine gewisse gottesdienstliche Erhöhung geben, welche eigentlich den Grundsatz, daß man dem Wohle des Staates alles hinopfern müsse, zum Grunde hatte. Aber wir sehen die Sache, wie sie ist, und in dieser Lage muß sie jedes empfindsame Herz mit wahrem Mitleid erfüllen.

Und nun lassen Sie uns einzelne Scenen, mit unserm Antheile an diesem Schicksale, betrachten. Agamemnon hatte zwei Hauptleidenschaften; er war Heerführer und Vater; jene trieb ihn, durch den Ruf der Ehre, alles für das Wohl des Staates aufzuopfern; diese erweichte sein Herz zur Empfindung der Vaterliebe, die so mächtig ist, wie der Tod, älter als aller Staat, und so alt, wie die Natur. Die Hitze, welche ihn in der Versammlung der Griechen zu seinen unbesonnenen Versprechen hinriß, verlosch, sobald er aus dem Lärmen derselben in die Einsamkeit trat, und Zeit fand, sich den Empfindungen, welche mit ganzer Macht auf sein Herz fielen, zu überlassen. Da vergaß er den König, vergaß er den Heer-

führer, und ward Vater, und fühlte die Feuerlast von Reue auf seinem Gewissen; er hatte die Kraft nicht mehr, nur noch das zu denken, was er ehemals im Eifer sogleich würde ausgeführt haben; er kann sich's selbst kaum glauben, wie es ihm möglich gewesen, diese unmenschlichen Versprechen zu geben; er glaubt unsinnig zu werden; denn er fühlt nirgends Ruhe noch Rast; sein Versprechen drückt auf seinem Nacken, treibt ihn herum, wie ein Gespenst.

Es ist tiefe Mitternacht. Er kann nicht schlafen. Alles, was er ansieht, ist ihm verhaßt, jeder Ort ist ihm verdächtig, weil er glaubt, Himmel und Erde seyen mit seinem Elende verstanden. Die Stille der Nacht däucht ihm eine grausame Einsamkeit und eine feierliche Vorbereitung zum Tode. Jede Minute ist ihm wie eine lange Nacht, und jeder Vogel heult ihm ein schwertönendes Todtenlied.

Er wankt herum mit gesenktem Haupte, übereinander geschlungenen Armen; ein tödtender Kampf gräbt in seinen trüben starrenden Augen, und der Kummer und Gram scheint zusehends an seinen einfallenden ableichenden Wangen zu nagen. Er setzt sich, und sieht so hin, und steht plötzlich wieder auf, und seufzt, und kann keine ruhende Stätte fin=

den. — Er nimmt seine Tafel hervor, und gräbt die ersten Buchstaben an seine Gemahlinn! Wie oft er aufsieht! Wie kläglich er sich herumwindet, heraufseufzt! Wie so manche heiße Thräne ihm auf die Tafel fällt! Er hält oft ein, streicht oft aus; er kann zu keinem Anfang kommen, der ihn tröstete; er setzt sich wieder hin, und strengt sich an, als wenn er keinen Ausdruck finden könnte, um ihr recht bald und nachdrücklich zu sagen, was mit zweien den nächsten den besten Worten gesagt werden kann, daß sie zu Hause bleiben soll.

Mitten im Schreiben ruft er seinem alten treuen Bedienten, als wenn er schon gethan hätte, was er erst thun wollte; und als wenn ihm dann leichter seyn würde, wenn er die Person nur erst sähe, die ihm den Brief überbringen würde; er ruft:

„Alter, kommt heraus, kommt hieher!

Der Alte. Ich komme, komme schon. — Nun, was willst du dann, mein König Agamemnon, wieder Neues ausführen? (Der König schreibt indessen noch immer fort.)

Agam. Das sollst du gleich hören.

Der Alte. Ich eile. Mich fliehet der Schlaf, und ich bin bei meinem Alter noch sehr kräftig; sogar meine Augen sind noch voll, und scharfsehend.

(Dieß ist ein schöner Zug eines alten, redlichen Hausbedienten. Der König ist indessen aufgestanden, und indem er wehmüthig und ängstlich nach dem Himmel sieht, fragt er gleichsam im prüfenden Tone, als ob er sehen wollte', ob es wahr wäre, was ihm der Diener versichert hat.)

Agam. Welches Gestirn wandelt denn dort?

Der Alte. Es ist der brennende Sirius, Herr, der den siebenfachen Plejaden nahe ist. Noch lauft er hoch durch die Weiten des Himmels.

Agam. (mit dem Tone der wonnigen Melancholie.) Wie doch hier ringsumher alles so still ist! Kein Laut eines Vogels bewegt die Lüfte; kein sanftes Säuseln weht von der See; ein todtes Schweigen liegt auf dem Euripus.

Der Alte. Aber warum verläßt mein König seine Wohnung? Noch liegt ganz Aulis in tiefer Ruhe; auch stehen die Nachtwachen noch auf den Mauern. Wollen wir hineingehen?

Agam. Du bist wohl sehr glücklich, alter Mann. O, und so glücklich ist jeder Mensch, dem es das Schicksal gegönnet hat, sein Leben in ruhigen Tagen, ungesehen, unberühmt durchzuleben. Das ist denjenigen nicht beschie-

den, welche ihre Bestimmung auf Ehrenstellen erhoben hat u. s. w.

Eben so rührend ist des Königs Sorgfalt und Kummer am Ende.

Agam. Ach, ich wußte nicht, ich Unglücklicher, ich wußte nicht, was ich that. O ich sehe schauderige Abgründe des Jammers vor mir, und ich werde mit hinabgestürzt! — Aber nun mach dich auf! Hier! (er giebt ihm den Brief) eile hin, eile stärker, als dein Alter dich eilen läßt.

Der Alte. Das will ich gewiß, mein Herr.

(Er will fort, aber Agamemnon hält ihn zurück.)

Agamem. Und wenn du zu einer Quelle kömmst, die mit schattigen Bäumen bepflanzt ist, so verweile dich doch nicht daselbst; leg' dich nicht in ihre Schatten, damit sich deiner der sanfte Schlaf nicht bemeistere.

Der Alte. Mein König, hoffe nur alles Gute von mir.

Agam. Und wenn du zu einem Scheidewege kömmst, so sieh dich fein wohl, und auf allen Seiten herum, daß du ja den Wagen nicht verfehlst, und indessen meine Gemahlinn unbemerkt von dir, mit beflügelter Eile vorbeifahre, meine Tochter hieher zur Flotte zu bringen.

Der Alte. Das will ich beobachten.

Agam. Nun, so geh einmal fort! (indem er ihn wieder aufhält). Und wenn sie dir auf der Straße begegnet, so lenke du sogleich ihre Zügel um, und führe sie nach den Mauern der Cyclopen. (Argos oder Mycene) u. s. w.

Nun folgt der Chor. Es kann uns nicht gleichgültig seyn, von diesem wichtigen Theile der alten Tragödien richtige Begriffe zu erhalten, und diese Gewohnheit ihrer Bühnen mit den unserigen zu vergleichen.

Daß in der theatralischen Handlung, wenn es auch nur Eine Handlung ist, Pausen gemacht werden müssen, daß man also die drei oder fünf Akte, wenn es gleich möglich ist, niemal in ein ununterbrochenes Stück zusammenschmelzen könne, das, däucht mir, ganz klar zu seyn; denn, außerdem, daß viele Dinge z. B. in Rücksicht auf die Austheilung der Zeit, welche nun dem Dichter zu statten kommen, wegbleiben müßten; so ist es, zumal wenn das Stück gut ist, nicht möglich, die angestrengte, und gleichsam lyrische Empfindung so lange in einer Ordnung auszuhalten, als dann eine ganze Handlung es fordern würde. Wenn nun aber Pausen seyn müssen, so ist es wieder eben so nothwendig, dafür zu sorgen, daß die Aufmerksamkeit des Zu-

sehers niemals erkalte, sondern daß sie durch irgend eine Erfindung zwischen den Akten, stets belebt, fortgeführt, und, je weiter die Handlung fortrückt, immer tiefer und tiefer in dieselbe gezogen werde.

Der Chor war anfangs, wie wir wissen, die Hauptsache; er bestand ursprünglich aus Hymnen, welche man bei den feierlichen Versammlungen des Volkes an den Festen des Bachus zum Lobe desselben herabsang. Einige dieser Chöre, welche dithyrambische hießen, behandelten in einem hohen Tone erhabene Dinge, andere hatten einen lustigen muthwilligen Inhalt; aus diesen, welche die phallischen genannt wurden, sollen, nach Aristoteles Bericht, die Lustspiele, aus jenen die Tragödien entstanden seyn.

Tespis war der erste, der, vielleicht um dem Feste mehr Mannigfaltigkeit zu geben, oder die Sänger ausruhen zu lassen, auf den Einfall kam, zwischen gewissen Pausen einen Schauspieler auftreten zu lassen, dessen Verrichtung meistens darin bestand, den Inhalt der Hymne historisch zu erklären. Aeschylus fügte noch einen, oder, wenn es der Umstand erfoderte, noch mehrere Schauspieler hinzu, schuf also den Dialog, und mit diesem das Drama, gefiel, und machte den Chor, ehemals die Hauptsache, zum Nebending.

Gleichwohl war der Chor, wenn man ihn gleich so behandelte, daß man ihn wegheben konnte, ohne dem Drama zu schaden, anfangs noch als ein wesentliches Stück beibehalten. Der erste Auftritt oder Prolog enthielt eine genaue Geschichte des Stücks; so erzählt Euripides in der ersten Scene unserer Tragödie den ganzen Hergang derselben. Plautus und Terenz haben den Prolog, wiewohl er oft, so wie heut zu Tage noch bei den Engländern, häusliche und Privatabsichten hatte, ihren Stücken vorangesetzt.

Im zweiten Auftritte, wo die Handlung eigentlich anhub, erschien sogleich der Chor, welcher zuweilen aus dem Volke, oder den Vornehmsten desselben, oder wohl auch aus zufälligen Personen, die unvermuthet hieher kamen, bestand. Ein solcher Chor sind in unserm Stücke die Frauen, welche ganz ungerufen und aus Neugierde das Lager der Griechen besahen. Der ganze Chor hatte allemal einen Coryphäus, oder Vorsteher, der im Namen desselben zuweilen fragte, oder antwortete.

Sobald der Chor einmal zugegen war, trat er gemeiniglich nicht mehr ab. Doch nahm sich schon Sophokles in seinem Ajax die Freiheit, denselben zu entfernen. Er hörte also die geheimsten Anschläge aller Personen,

der Freunde und Feinde. Da dieses sehr unschicklich gewesen seyn würde, zumal, wenn sich der Chor hätte einfallen lassen, Geheimnisse zu verrathen, und Wickeleien zu machen, so mußte man ihm einen besondern Charakter beilegen. Er stellte nämlich das vor, was der edlere Theil der Wohldenkenden unter dem Volke ist. Er mischte sich zwar zuweilen in die Handlung, aber niemals zum Nachtheile der Personen; er sah bloß zu, hörte zu, ohne davon Gebrauch zu machen. Er billigte oder verabscheute die Gesinnungen der Personen, welche gegenwärtig waren, ohne der Abwesenden zu erwähnen; er weinte über das Unrecht, freute sich über das Wohlergehen würdiger Menschen, versöhnte Feinde, theilte gute Rathschläge aus, und nahm der Hülflosen und Unterdrückten sich an.

Die Chöre zwischen den Akten besangen entweder moralische Sätze oder Empfindungen über die vorgehende oder nachfolgende Handlung; diese Oden und Lieder, welche so, wie die Oden des Pindars in Strophen und Antistrophen eingetheilt waren, und aus kurzen Versen bestanden, machen für uns einen wichtigen Theil der alten lyrischen Poesie aus.

Die Dichter hatten ohne Zweifel die Absicht, den Inhalt derselben zum Gesang der Nation zu machen, wie man auch wirklich

diese kleinen Stücke auswendig gelernt, und, wie man aus dem Plutarch abnehmen kann, die sanft schmelzenden Lieder des Euripides mit gutem Erfolge gesungen hat. Plutarch erzählt im Leben des Nicias, daß viele von den unglücklichen Atheniensern, welche nach der Niederlage, so Nicias in Sicilien erlitt, zu Sklaven gemacht worden, ihre Freiheit dadurch erhalten haben, daß sie die Lieder des Euripides absangen. Sie lernten, sagt er, die kleinen Stücke aus seinen Tragödien, welche von Fremden dahin kamen, auswendig, und wenn sie daran Vergnügen und Geschmack fanden, machten sie dieselben auch andern bekannt. Viele von denen, die wieder in ihr Vaterland zurückgekommen sind, sollen den Euripides auf das zärtlichste umarmt, und ihm erzählt haben, wie sie einige seiner Lieder ihren Herren vorgesungen, und dadurch ihre Freiheit wieder erhalten; andere, welche nach der Schlacht herumirrten, sobald sie seine Lieder sangen, mit dem nöthigen Unterhalte versehen worden. Wenn man also den Zwang, welchen der Chor dem Dichter verursacht, wegnimmt, so war es das thätigste Mittel, eine feine richtige Denkungsart, ein zärtliches leises Moralgefühl, und die Harmonie der Sitten unter das Volk zu verbreiten.

Was die alten Chöre, wenn sie mit ihrem Stücke einen Zusammenhang hatten (denn oft hatten sie auch keinen, wie viele Chöre des Euripides), ehemals waren, das ist für uns zwischen den Akten die Musik.

„Wir können uns, sagt Home, einen abgesonderten Chor vorstellen, der eben so in die Pause der Vorstellung einfällt, als der griechische Chor in die Pause der Haupthandlung. Was kann man z. B. wider eine Musik von Instrumenten und Singstimmen, zwischen den Akten, einwenden, die dem Subjekt genau angemessen wäre? Ein solcher abgesonderter Chor würde die Freiheit, die wir in Ansehung der Zeit und des Ortes haben, nicht einschränken, und würde mehr als eine glückliche Wirkung haben; er würde die Seele des Zuschauers erfrischen, und würde zugleich, wo nicht den Strom, doch den Ton der Leidenschaft erhalten. Der Anfang der Musik müßte in den Ton der nächstvorhergehenden Leidenschaft stimmen, und allmählig müßte sie verändert werden, bis sie in den Ton der Leidenschaft fiele, die der folgende Akt erregen soll; die Musik und die Vorstellung würden beide in dieser Vereinigung gewinnen. Eine Musik, welche mit dem gegenwärtigen Tone der Seele übereinstimmt, wird eben durch diesen Umstand doppelt angenehm. — Es scheint

mir, setzt er hinzu, außer Zweifel zu seyn, daß durch irgend eine solche Einrichtung das neuere Drama zu der Vollkommenheit gebracht werden könnte, daß es alle die Vortheile des Chors der Alten, ohne die daher entstehende sklavische Einschränkung der Zeit und des Ortes, besäße. Und, was die Musik besonders betrifft, so kann ich mir nichts denken, das mehr fähig wäre, zu ihrer Verbesserung beizutragen. Die Componisten, wenigstens diejenigen, die für das Theater componirten, würden in die glückliche Nothwendigkeit versetzt seyn, die Natur zu studiren und nachzuahmen, statt der heutigen Mode in wilden, phantastischen, und unnatürlichen Einfällen, nachzuhängen."

Die dritte Scene enthält den berühmten Streit zwischen Agamemnon und seinem Bruder Menelaus. Ehe wir sie studiren, müssen wir uns der Charaktere, welche beiden eigen sind, wohl erinnern, und dann den Vorfall, in welchen sie nun versetzt sind, uns denken; denn nur in dieser Fassung, und mit dieser Zubereitung werden wir im Stande seyn, den Anzug, das Feuer der Leidenschaften, und die Fortschreitung, die Erhöhung und Abänderung derselben zu vernehmen.

Den Brief, welchen Menelaus dem Diener abnahm, hatte Agamemnon in der pein-

lichsten Lage, da sein Herz von Reue und Liebe äusserst angegriffen, und alle Zurufe von Worttreue und Soldatenwohl ausgelöscht und verschlungen waren, geschrieben. Er war nicht mehr der Mann, der, da er mit hoch erhobenem Haupte die unbezwingliche Flotte überschaute, und im Kreise seiner Generale stand, die Stimme der Natur nicht vernahm, und mit eisernem Herzen den Tod seiner Tochter für billig und leicht hielt; er war der gebeugte, entwaffnete, zerrissene Vater und Ankläger seiner selbst; und wie er früher an nichts, als an den Kriegsruhm dachte, so schienen ihm nun alle Vorstellungen desselben eitler Tand und grausames Unrecht zu seyn. Seine Tochter erhält in diesem Augenblicke den höchsten Werth, ist des höchsten Preises, der unumschränktesten Liebe würdig; das ist Agamemnons Herz im ersten Theile dieser Scene, und gerade aus diesem Herzen müssen diese Antworten, diese Vorstellungen und Entschließungen hervorkommen.

Also stellen Sie sich vor, Sie hörten das Schreien des alten Dieners, von welchem Agamemnon glaubt, daß er schon lange auf dem Wege sey. Stellen Sie sich die tiefe stumme Bitterkeit des Menelaus, und die heimliche Schadenfreude vor, und den zurückgehaltenen grimmigen Vorsatz im Gesichte und

seiner ganzen unsteten Pantomime, seinen Bruder nur recht bald beschauen, und sich an ihm rächen zu können.

Agam. Warum zankst und lärmest du doch mit diesem alten Manne so heftig, Bruder? Was bedeutet dieses gewaltsame Herumschleppen?

Menel. (indem er hart an ihn tritt, ihn bei der Hand faßt, und mit durchbohrendem Blicke unter die Augen sieht; nach einer Pause) Sieh mich an, Agamemnon! Dieß soll der Eingang meiner Unterredung mit dir seyn.

Agam. Sollt' ich wohl zittern, dich anzusehen, Sohn des Atreus?

Menel. Kennst du diesen Brief hier, dieses Werkzeug der niederträchtigsten Verrätherei?

Agam. Ich kenne ihn wohl. Und gieb ihn mir nur gleich heraus!

Menel. Ja, sobald ich ihn der ganzen Armee werde vorgelesen haben.

Agam. Wie! du erbrichst, liest einen Brief, wozu du kein Recht hast?

Menel. Ich las ihn, ja, zu deiner Beschämung, las deine Winkelränke, die dich mit Schande überhäufen sollen.

Agam. Aber wie bekamst du ihn in deine Hände? Himmel! Welche unverschämte Verwegenheit!

Menel. Ich wollte eben deine Tochter erwarten, und sehen, wie sie hieher kommen würde.

Agam. Wer giebt dir denn aber ein Recht, meine Handlungen zu beobachten? Ist das nicht die Handlung eines unverschämten Bösewichts? Rede!

Menel. Das war so mein eigener Wille. Du hast mir nichts vorzuschreiben, was ich thun soll.

Agam. Beim Himmel! ist das nicht eine unerträgliche Beschimpfung? Sollst du mir's wehren, in meinen eigenen Hausangelegenheiten nach meinem Willen zu handeln?

Menel. Wie du dir doch selbst so wenig gleich bist! Jetzt willst du dieß, dann jenes, dann wieder was anderes.

Agam. Sehr arglistig! Welch eine Pest liegt in den Verdrehungen einer arglistigen Zunge!

Menel. Und in einem wankelmüthigen Sinne. Ein heimtückischer Betrüger selbst gegen Freunde! Und das bist du, ich will dir's beweisen. Aber laß dich vom Zorne nicht hindern, die Wahrheit zu sehen; denn loben werde ich dich eben nicht viel. Denkst du wohl noch an die Zeit, wo du um die erste Feldherrnstelle wider Ilium geworben, und dich im Aeußern und dem Scheine nach so angestellt

hast, als wünschest du die Ehre gar nicht, nach welcher dein Herz eifert? Wie ließest du dich da gegen jedermann herab, drücktest jedermann die Hand, öffnetest jedem Bürger dein Haus. Wie giengst du auf jedermann zu, und sprachst ihn freundlich an, wenn er auch nicht Lust dazu hatte! Das thatest du alles, um dir die Stimmen zu dieser Ehrenstelle vom Volke herauszuschmeicheln. Kaum hast du erlangt, was du gewünscht hast, so änderst du dein ganzes Betragen; bist nicht mehr der offene freundliche Mann selbst gegen diejenigen, die dir vorhin ihre Freundschaft bewiesen; sondern aufgeblasen von Selbstdünkel und Hochmuth, entfernest du sie, und verschließest dich feindselig in dein Zimmer. Aber ein gutdenkender Mann ändert, wenn er auch noch so hoch steigt, seine Sitten niemals; je größer seine Macht wird, andere glücklich zu machen, desto inniger glüht seine Freundschaft. — Und das nimm nun hin als meinen ersten Vorwurf, weil es auch deine erste Niederträchtigkeit war. —

Er stellte ihm dann vor, wie freudig er sein Versprechen, daß er die Tochter opfern wolle, gegeben habe, und schließt mit diesem Ausdrucke voll Bitterkeit und Verachtung:

„Hier, der Himmel über uns ist Zeuge; er hat alles gehört, hat alles mit angesehen.

Aber so geht's die meisten Male. Ehe sie ein Amt erhalten, da beeifern sie sich, als wenn sie Gebirge wegheben wollten; und besitzen sie es einmal, so entziehen sie sich auf die schändlichste Art. Aber das ist auch recht, und so soll es geschehen. Es war ja die Wahl eines sinnlosen dummen Haufens. Und wo fand sich dann der fähige Mann, der im Stande war, einen Staat zu regieren? Mich dauert nur das unglückliche Griechenland. Nachdem es große Zurüstungen machte, an nichtswürdigen Barbaren eine herrliche, ehrenvolle Rache zu nehmen, so muß es (Ha! wie wird man über diesen Feldzug lachen!) thatenlos nach Hause ziehen. Und das alles und einzig, weil du es bist, und weil jene deine Tochter ist. Nein, wegen hoher Geburt, wegen Reichthum oder Privatneigung machte ich niemand zum Landesverwalter oder ersten General. Der Mann muß Verstand im Kopfe haben, der sich der Landesvertheidigung annimmt; und wer der erste im Lande seyn will, der soll auch der erste an Einsichten seyn."

Hier mischt sich nun der Chor in die Sache, und in diesem kleinen Aufrufe liegt ein deutlicher Zug seines Charakters.

Der Chor. Wie unnatürlich ist es doch, wenn man miteinander zankt, und wenn Brüder in Streit und Uneinigkeit gerathen!

Agamemnon, der seines Vorsatzes gewiß, und entschlossen war, antwortet ihm, wie man in dieser Fassung antwortet, kalt, still höhnend, und kurz.

Agamemnon. Nun ist also die Reihe an mir, diese Vorwürfe mit andern, für die das Recht spricht, zurückzugeben. Doch ich will's mit Wenigem thun, damit man mir nicht das Gefühl von Ehre und Bescheidenheit abspreche; gewiß, ich will mit dir gelassen reden, denn du bist mein Bruder; und mir däucht der Mann, der nicht erröthen kann, sey ein Schurke. — Aber sage mir nur: Warum wüthest du so grimmig? Warum siehst du mich so todtfeindlich an? Wer will dir denn schaden? Oder was ist dir widerfahren? Du möchtest nämlich deine Gemahlinn wieder; aber einmal, die kann ich dir nicht herschaffen. Du hast wohl selbst die Schuld, daß sie dir entkommen, und ich soll nun einen fremden Fehler büßen?

Mit einem Worte: Ich will der Henker meiner Kinder nicht seyn. Du siehst nun deinen Vortheil, und so muß dir freilich die ausschweifendste Rache billig scheinen, denn sie soll um deiner Gemahlinn willen vorgenommen werden; aber mich würde diese ungerechte und verruchte That, meine eigenen Kinder zu würgen, Tag und Nacht peinigen, und das Herz

abquälen. Du weißt nun schon meine Gesinnung; sie ist leicht und faßlich. Wenn sie dich nicht befriediget, so werde ich meine Rechte zu behaupten wissen.

Der Chor. Diese Erklärung ist von der vorigen sehr verschieden; doch es ist auch billig, daß man seiner Kinder schone.

Menel. Wehe mir! So habe ich also keinen Freund mehr! Wie unglücklich bin ich!

Agam. Du hast Freunde; aber zu Grunde richten mußt du sie nicht.

Menel. Womit zeigst du, daß du *mein* Bruder bist?

Agam. Ich will mit dir vernünftig handeln, Bruder, nicht rasen.

Menel. Wahre Freunde nehmen allemal an ihrem Schmerzen Antheil.

Agam. Sag, womit ich dir dienen kann. Aber beleidigen mußt du mich nicht.

Menel. Verdient Griechenland keine Hülfe von dir?

Agam. Griechenland raset, wie du. Ein wüthendes Verhängniß verfolgt euch u. s. w.

Indessen kömmt ein Bothe an, und meldet der Gemahlinn und der Tochter Ankunft. Agamemnon glaubt, zu versinken. Sein Schmerz ist unaussprechlich und untröstbar. Menelaus sieht ihn eine Weile so an, und scheint von diesem Jammer gerührt. Und hier ändern

sich ihre Gesinnungen. Menelaus giebt seine Forderungen auf, aber Agamemnon beharrt nun darauf, daß seine Tochter sterben müsse. Es ist nicht Trieb der Ehre, was ihn dazu bewegt, sondern Verzweiflung, Betäubung über die vermeinte Unmöglichkeit, die Tochter nunmehr zu retten, und ohnmächtige Hinlässigkeit der Seele, sich keiner Sache zu widersetzen, es erfolge auch daraus, was da wolle.

Die Handlung wälzt sich, wie wir sehen, eilfertig fort, kündiget uns immer schrecklichere Auftritte, als die vorhergehenden waren, an. Wem schaudert nicht, die erste Zusammenkunft der Iphigenia mit ihrem Vater zu sehen? Je mehr und herzlicher wir wünschen, daß sie glücklich seyn möge, desto mehr fürchten wir uns, das Wort zu hören, das ihr Unglück und ihr Verhängniß ihr ankündigen soll.

Man sieht sie im Anfange des dritten Akts im königlichen Wagen, und unter der Begleitung der Königinn, ihrer Mutter Clytemnestra. Der Charakter dieser letztern, als Gemahlinn, als Mutter, als Königinn, ist so schön, so vollendet, daß man für sie, und für die ganze Familie, sobald man sie hört, auch eingenommen wird. Der Chor, der, wie wir wissen, aus Frauen besteht, sang, wünschte ihr Glück entgegen, und als der Wagen nä-

her kam, beeiferten sie sich in die Wette, ihr zu dienen.

Clytemnestra. Ich nehme diese Wünsche, meine Frauen, und diese liebreiche Aufnahme mit vielem Vergnügen an; ich hoffe, mit dieser Braut zu einer glücklichen Vermählung angekommen zu seyn. Ihr nehmt indessen die Hochzeitgeschenke vom Wagen herunter, und traget sie sorgfältig in den Pallast. — Nun, meine Tochter, verlaß den Wagen, und hebe den zarten und schwächlichen Fuß heraus; und ihr empfangt sie in die kraftvollen Arme, und helft ihr vom Wagen. Auch mir reiche jemand seine unterstützende Hand, damit ich gemächlich vom hohen Sitze herunterkomme. — Ihr steht vorne an das Joch vor die Pferde hin, (ihr Auge ist schrecklich und wild) und nehmt da den Sohn Agamemnons, den kleinen Orest. Ach mein Kind, du schläfst, eingewiegt vom Wanken des Wagens. Erwache froh zur Vermählung der Schwester. Wenn du gleich durch deine Geburt schon erhoben bist, so wirst du es doch noch mehr durch diese Verbindung mit einem Helden, mit dem Sohne der Thetis, werden. Du, meine Tochter gehe nicht von mir weg, sondern bleib bei mir, und an meiner Seite! Zeige diesen Frauen, welche glückliche Mutter ich sey.

Ein großer Kunstrichter nennt dieß eine unbedeutende Kleinigkeit; aber mir scheint es einnehmende, häusliche Geschäftigkeit, zärtliche Mutterliebe zu seyn.

Es peiniget den Zuschauer, wenn er sieht, daß alles so gut, so wonnig ist, und daß nun alles dieß zerstört werden, hinabgerollt werden soll in's namenlose Weh.

Es ist für uns sehr wichtig, die Charaktere kennen zu lernen, welche von dem Dichter der Mutter und der Tochter beigelegt worden. In eben dem Grade, in welchem sie sich jetzt bei ihrer Ankunft freuen, müssen sie nachher bei Vernehmung ihres Unglücks betrübt werden. Dieß däucht mir bei einer und ebenderselben Sache überall seine Richtigkeit zu haben. Ich sage, bei einer und ebenderselben Sache; denn daraus, daß man für einen gewissen Gegenstand hitzig oder gleichgültig ist, folgt keineswegs, daß man es auch für andere seyn müsse. Ein starker Charakter ist nicht allemal allenthalben stark. Mancher erträgt Hunger und Durst, und Hitze und Kälte, und alles Ungemach, und zittert nicht in Gefahren, und wird indessen klein, verlassen von sich selbst, sobald er krank wird. Mancher achtet der Liebe nicht, indessen ihn die Ehrsucht zerrüttet. So lange es also die nämliche Sache betrifft, und das Herz im freien Laufe bleibt,

sind sich die Linien der entgegengesetzten Bewegungen einander gleich. So groß bei einem Geizigen die Begierde ist, Geld zu bekommen, oder die Freude, es zu besitzen, so groß muß im Gegentheile sein Schmerz, es nicht erhalten, und seine Verzweiflung seyn, es verloren zu haben.

Die Freude der Clytemnestra ist groß, voll, und ruhig, wie es die Freude einer Frau seyn mußte, die in ihrem Leben viele Glückstage erlebt, und sich bereits dem Ziele genaht hat, wo die Wünsche des Herzens ausgereift sind, und, wo man anfängt, in den Vorstellungen der vorigen Zeit, und in den Bemühungen, auch fremde Glückseligkeit zu befördern, das volle Maaß des Lebensgenusses zu suchen. Es ist das Bild der zeitigen Frucht an einem hellen Sommermittage, wo die Natur in ihrem Glanze und schwüligen Ueberflusse zu ruhen scheint. Ihr Gesicht ist mäßig, bescheiden, in der Fülle der ehelichen versicherten Zärtlichkeit, und Mutterfreude, und mithin das Bild gegenwärtiger Grazien.

Iphigeniens Zustand scheint mehr zu seyn, scheint das zu seyn, was die Alten laetitiam exultantem et gestientem nannten, etwas von dem losreissenden, hüpfenden Jubel, von dem peinlichen Zustande in einer aufwühlenden, erstickenden Freude. Ihre Seele

will nicht fassen, will sich verlieren, versinken. Sie lebt bloß lebend und schwebend in ihrem Glücke, hängt an der Seele ihres Vaters, ihres Bräutigams, und ihrer ganzen Familie; sie findet alles in ihnen, all ihr Glück und ihre Wonne; sie weiß nichts, fühlt nichts, hört nichts, als sie; sie hat keine Sinne, und ist ganz Sinn.

Ihre Gesichtsbildung ist in diesem ersten Augenblicke nicht Schönheit, noch weniger Grazie; sie ist nicht eine schöne entzückende Landschaft an einem Frühlingsmorgen, noch eine aufblühende Rose an der Morgensonne, die noch Stille und Würde, und mithin Grazie enthält; es ist, däucht mir, ein Zug, dem man es ansieht, daß es die höchste Mühe erfordert, ihn noch zu mäßigen; es ist etwas von Wildheit und Tumult in allen ihren Adern, in allen Muskeln, die sich ausdehnen, und Raum suchen wollen.

In diesem Zustande will sich die Seele ganz ausströmen, ganz hineinlegen in des andern Wonne, sich ganz mit jedermann ausgleichen, und daher entgeht ihr kein Zug in eines andern Miene, der nicht vollkommen Vergnügen athmet, keine, auch die feinste Linie vom geheimen Zurückhalten bleibt ihr verborgen. Iphigenie merkt bald den Wurm in des Vaters Innersten, den blutgrabenden Peiniger in Agamemnons Herz! —

sind sich die Linien der entgegengesetzten Bewegungen einander gleich. So groß bei einem Geizigen die Begierde ist, Geld zu bekommen, oder die Freude, es zu besitzen, so groß muß im Gegentheile sein Schmerz, es nicht erhalten, und seine Verzweiflung seyn, es verloren zu haben.

Die Freude der Clytemnestra ist groß, voll, und ruhig, wie es die Freude einer Frau seyn mußte, die in ihrem Leben viele Glückstage erlebt, und sich bereits dem Ziele genaht hat, wo die Wünsche des Herzens ausgereift sind, und, wo man anfängt, in den Vorstellungen der vorigen Zeit, und in den Bemühungen, auch fremde Glückseligkeit zu befördern, das volle Maaß des Lebensgenusses zu suchen. Es ist das Bild der zeitigen Frucht an einem hellen Sommermittage, wo die Natur in ihrem Glanze und schwüligen Ueberflusse zu ruhen scheint. Ihr Gesicht ist mäßig, bescheiden, in der Fülle der ehelichen versicherten Zärtlichkeit, und Mutterfreude, und mithin das Bild gegenwärtiger Grazien.

Iphigeniens Zustand scheint mehr zu seyn, scheint das zu seyn, was die Alten laetitiam exultantem et gestientem nannten, etwas von dem losreissenden, hüpfenden Jubel, von dem peinlichen Zustande in einer aufwühlenden, erstickenden Freude. Ihre Seele

will nicht fassen, will sich verlieren, versinken. Sie lebt bloß lebend und schwebend in ihrem Glücke, hängt an der Seele ihres Vaters, ihres Bräutigams, und ihrer ganzen Familie; sie findet alles in ihnen, all ihr Glück und ihre Wonne; sie weiß nichts, fühlt nichts, hört nichts, als sie; sie hat keine Sinne, und ist ganz Sinn.

Ihre Gesichtsbildung ist in diesem ersten Augenblicke nicht Schönheit, noch weniger Grazie; sie ist nicht eine schöne entzückende Landschaft an einem Frühlingsmorgen, noch eine aufblühende Rose an der Morgensonne, die noch Stille und Würde, und mithin Grazie enthält; es ist, däucht mir, ein Zug, dem man es ansieht, daß es die höchste Mühe erfordert, ihn noch zu mäßigen; es ist etwas von Wildheit und Tumult in allen ihren Adern, in allen Muskeln, die sich ausdehnen, und Raum suchen wollen.

In diesem Zustande will sich die Seele ganz ausströmen, ganz hineinlegen in des andern Wonne, sich ganz mit jedermann ausgleichen, und daher entgeht ihr kein Zug in eines andern Miene, der nicht vollkommen Vergnügen athmet, keine, auch die feinste Linie vom geheimen Zurückhalten bleibt ihr verborgen. Iphigenie merkt bald den Wurm in des Vaters Innersten, den blutgrabenden Peiniger in Agamemnons Herz! —

Der sich anfangs freuen will, sich vergessen will; aber er erwacht plötzlich, und es ist das Erwachen eines zum Tod Verurtheilten, der jetzt von einem kurzen Schlummer zu sich kömmt, aufsieht, und sogleich die ganze Qual seines Zustandes mit doppelten Schlägen fühlt; sein Blick ist Zerrüttung, das letzte ohnmächtige Bemühen eines Sterbenden zum heitern Lächeln im Anzuge des Brandlaufes an das Herz.

Schön ist Iphigeniens Bitte an ihre Mutter, daß sie ihr den Ausbruch ihres Ungestüms, die Verletzung des Wohlstandes, nicht verübeln möge:

„Zürne doch nicht, wenn ich zu ungestüm eile, meinen Vater zu umarmen."

Gleichwohl redet ihn die Königinn zuerst an, und wie bang wird uns bei allem, was sie sagt!

Clytemnestra. König, dem niemand eine so tiefe Hochachtung schuldig ist, als ich, sieh, hier bin ich, ich habe gethan, was du befohlen hast.

Iphigen. Aber ich, o mein Vater, nach so langer Entfernung, wie entzückt es mich, in deine Arme zu sinken! Mein Herz will mir entfliehen, zerfließen von Wonne, dich wieder zu sehen. Gönne mir doch, diese Freude ganz zu genießen!

Agam. Genieße diese Freude, mein Kind. Du bist wieder in meinen Armen, und du warst stets vor allen andern die Tochter meines Herzens.

Iphig. Wie mir vor Freude das Herz schlägt! Wie ich mich an Dir gar nicht satt sehen kann! Es ist schon so lange, daß ich Dich nicht gesehen habe, mein Vater!

Agam. Und so lange auch, daß ich dich nicht gesehen habe, meine Tochter! Unser Entzücken ist gleich groß, und unsere Seelen verlieren sich billig in wechselseitigen Freuden.

Iphig. O so sey mir willkommen, mein Vater! Und daß Du mich hieher rufen ließest, wie liebe ich Dich darum! Ganz gewiß hattest Du die Absicht, allen meinen Wünschen zuvorzukommen.

Agam. Deinen Wünschen sagst du, mein Kind! Darauf kann ich dir nicht antworten.

Iphig. Ach, wie meinst Du das? Du freust Dich, sagst Du, mich zu sehen, und siehst mich so betrübt an, so betrübt, als wenn ich Dich jammerte.

Agam. Einen König, liebe Tochter, und einen Feldherrn nagen tausend heimliche Sorgen.

Iphig. Aber nun sollst Du diese Sorgen vergessen, da ich bei Dir bin, sollst Du Dich ganz mir überlassen.

Agam. Ich denke auch diesen Augenblick an niemand, als an dich, mein Kind. Gewiß, mein ganzes Herz beschäftiget sich *mit dir*.

Iphigen. Nun, so laß diese trübe Miene hier weg; öffne Dein Angesicht der Freude! Freue Dich doch um Deiner Tochter willen, mein Vater!

Agam. Ich freue mich schon, sieh mich nur jetzt an, ich freue mich, dich zu sehen, und werde mich freuen, so lange ich dich sehen kann.

Iphig. Warum siehst Du mich denn aber so ängstlich an? Sage mir doch, was Dich innerlich kränkt, ich bitte Dich, sage mir's. Ach, nun weinest Du wohl gar. Die Thränen fließen so traurig über Deine Wangen herab.

Agam. Wir müssen wieder Abschied nehmen, meine Tochter, auf sehr lange Abschied nehmen, meine Tochter, und das heute noch.

Iphig. Ich verstehe nicht, wie Du das meinst, mein liebster Vater, ich verstehe Dich nicht.

Agam. Je vernünftiger du redest, mein Kind, desto tiefer verwundest du mich.

Iphigen. Nun, so will ich Thorheiten und närrische Dinge reden, wenn Dich das nur aufmuntern, erfreuen kann u. s. w.

So sanft empfindend war die Tochter, welcher ihr Vater den Dolch sollte in's Herz stoßen sehen. Ich dachte, diese Züge ihres naiven, liebetrunkenen Charakters uns bekannt machen zu müssen, um uns von der Qual, welche Agamemnon in dem Augenblicke, wo diese Mutter, diese Tochter mit dem kleinen Sohne sich ihm zu Füßen warfen, und um ihr Leben flehten, einige Begriffe zu machen.

Im Vorbeigehen sollen wir auf die Art aufmerksam seyn, welcher sich der Dichter bedient hat, das schreckliche Geheimniß der Mutter und der Tochter zu entdecken. Agamemnon, der nicht mehr daran dachte, dem grausamen Schicksale entgehen zu können, macht alle Anstalten zum Opfer; wie natürlich ist es also, daß der alte Diener, der dieß Unglück nicht über sein Herz bringen konnte, herzuläuft, und zu retten sucht, was er gerettet wünscht.

Die unglückliche Mutter erfährt alles, ohne daß Agamemnon weiß, daß sie es erfahren hat. Dieser kömmt (in dem fünften Akt, 12te Scene) mit dem eisernen Vorsatze, die Mutter und Tochter zu hintergehen, und diese letztere zu ermorden. Ich sehe ihn kommen, sich herschleppen, (denn aufrecht zu gehen, gebricht ihm die Kraft) und herausziehen einen Fuß nach dem andern aus Blut in Blut.

Er hat keine Fassung; er will standhaft seyn, will sich wider sich selbst auftrotzen; aber seine Züge im Angesichte zerrinnen im Entstehen, und hier steht er im lebendigen Tode, und hier vor ihm liegen und umfassen seine Kniee Mutter, Tochter und Sohn, und mir däucht, ich sehe das Himmelgewölbe bersten, und die Elemente über ihn zusammenfallen.

Clytemnestra. Stelle dir dieß einmal vor: Wenn du nun fort seyn wirst, fort von mir im Kriege, wenn du mir lange entrissen seyn wirst, und ich sitze verlassen, verlassen im öden Pallaste; fühlst du's nicht, wie mir dann zu Muthe seyn wird? Wie dieß alles auf mein Herz zusammenfallen wird — meinen Jammerblick ringsherum an die leeren Wände, meinen blutenden Schmerzausruf um dieß mein Kind? Und dann kein Mensch überall, der mich hört, keine gleichfühlende Freundinn im ganzen Pallaste. Ich werde allein in dieser Einsamkeit sitzen, ich werde unaufhörlich weinen, und mich abzehren, und mein Herz ausbluten um die Getödtete. Dein Vater, so will ich rufen, meine Tochter, er, der dich getödtet, dein Vater war's; keine fremde Hand, die dich würgte, die Hand deines Vaters war's. u. s. w

Iphigen. Besäß ich jetzt die durchdringende Kraft des Orpheus, Steine mit meinen Tönen zu erweichen, und könnte ich mit be-

zaubernder Stimme Felsen schmelzen, daß sie willig mir nachfolgten, und könnte ich die Herzen, wohin ich wollte, nach mir ziehen; o wie wollte ich diese Stimme benutzen, diese Töne nun anstimmen: Aber ich habe keine Kraft, keine andere Zuflucht, als meine Thränen; ich kann nichts, als weinen, und weinen will ich hier zu deinen Füßen. Sieh doch, deine Tochter (ich bin deine Tochter) umfasset deine Kniee! O tödte mich nicht, tödte mich nicht in der Blüthe meines Lebens! Ach! süß ist der Anblick des Lichts, stürze du mich nicht mit vaterloser Hand in die Tiefen des Abgrundes. Es war mein erstes Wort, das ich aussprach, Vater. Ich habe dich Vater, du hast mich Tochter genannt; ich habe auf deinem Schooße gespielt, und dich zärtlich mit meinen kleinen Händen gestreichelt und geliebkoset, und du, du liebkosetest mich auch. Wie zerfloßen wir beide in die zärtlichste Wonne! Damals sagtest du oft: Mein Kind! werde ich dich wohl einst im Hause eines glücklichen Mannes so blühend sehen, als deine Geburt es verlangt? Und da sagte ich gleich, indem ich sanft an deine Wangen mich schmiegte, welche ich nun mit meinen flehenden Händen berühre: ach! sagte ich, soll ich noch als einen Greisen dich sehen? Soll ich so glücklich seyn, in mein Haus dich aufzunehmen? O wie

will ich dich pflegen! Wie will ich für diese Erziehung dir danken; danken, daß auch du meiner gepflegt hast! Ach, dessen erinnere ich mich noch alles wohl; aber du, sieh, du hast es schon vergessen, und willst mich jetzt tödten? Tödte mich nicht!

Ich gestehe, daß ich keine Prüfung des Lebens weiß, worin sich ein Mann von Gefühl und Ehre, weniger, als in dieser, zu seyn wünschen würde. Wer, wenn er sich je in die Stelle des Agamemnons zu setzen weiß, empfindet nicht insgeheim, daß er gerne nachgeben, wer wünscht nicht, daß es überhaupt keinen Fall geben möchte, wo man wider sein eignes Herz einen so schweren Kampf kämpfen, und sich selbst niederdrücken muß, um die Pflichten seines Charakters und Amtes aufrecht zu erhalten. Auch der Chor wünscht das:

Laß dich doch bewegen! Die Sorge für das Leben der Kinder ist eine Pflicht, Herr, ist die allgemeine Stimme der Natur.

Welche Wohlthat, und welches Verdienst wahrer Dichter um die Menschheit würde es seyn, wenn sie uns solche Beispiele aus dem bürgerlichen und Privatleben lieferten, uns den ehrlichen Mann in den mannigfaltigen möglichen harten Fällen, die einem jeden aus uns in seinem Amte, in seiner Hausfamilie

begegnen können, darstellten, und uns zugleich diejenige Fassung, mit der ein weiser Mann dieselbe ertragen soll, lehrten! Besitzt man einmal gute Grundsätze; dann ist dieß die Philosophie des Lebens, den Wechsel menschlicher Zufälle vor sich aufgedeckt zu sehen, nichts zu bewundern, wenn es sich ereignet, und von vielen ungeschehenen Dingen, daß sie sich ereignen können, zu glauben. Wer glücklich ist, sagt der liebe Alte, der soll dann am meisten denken, wie er das Unglück ertragen könne.

Noch wichtiger ist es, das Maaß des menschlichen Gefühles, und den gehörigen Seelenzustand des wahren Weisen im Unglücke zu schildern. Man scheint darüber wenig nachzudenken, und man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter und Künstler durch ganze Zeitalter oft nur zufälliger Weise etwas Gutes, und manchmal mehr Böses, als Gutes gestiftet haben. Man kann hundert Gemälde, hundert Gedichte durchgehen, bis sich nur ein einziges findet, dem man es ansieht, daß der Verfasser den Endzweck seiner Kunst unter Menschen gewußt, und aus der Absicht gearbeitet habe, denselben ihre guten Tage zu verschönern, und die bösen zu erleichtern. Sie thaten freilich, was sie thun mußten; sie schilderten die Natur, aber sie verfehlten

die Wendung, die Gestalt, welche sie ihr hätten geben sollen, und verwüsteten die Empfindung. Es hat freilich zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche durch eine außerordentliche Fähigkeit bei ihren Leidenschaften, denen sie nachhiengen, betäubende Schmerzen zu empfinden, und sich auf die grausamste Art darin abzuzehren, merkwürdig geworden; aber so gewiß es eine Pflicht des Dichters ist, wenn er sie vorstellt, in ihrer Naturvölle sie vorzustellen: so gewiß ist es, daß das Gemälde dieses Gefühles unmöglich des Dichters Endzweck, unmöglich das, wozu ihm sein Zeitalter zu führen erlaubet, sondern allemal nur eine Erscheinung von menschlicher Seelenkrankheit seyn könne, die der Dichter reinigen, die er ausheilen soll. Des Dichters Pflicht ist, jenen Menschen, wenn er auch niemals im Ganzen gewesen seyn sollte, noch jemals seyn wird, zu suchen, der das zuverläßigste Maaß zwischen Schwärmerei und Kälte, und den möglichsten Grad sittlicher Ordnung beobachtet, der mit einer edeln Erhabenheit und Stärke des Gemüthes ausgerüstet, im Glücke und Unglücke gleich groß, und immer größer ist, als alle Zufälle, immer auf sich selbst vertraut, und frei von aller schwachen, auflösenden Empfindung im stillen, ungestörten, gegenwärtigen Bewußtseyn den übermenschlichen

Zustand dieses Wohlbehagens und dieses allein gesunden Seelenzustandes fühlt, welcher durch die Festigkeit starker Gesinnungen und tiefer Gefühle innerhalb dem Ufer hervorgebracht wird. Jene abentheuerlichen, abgeschmackten unmännlichen Gefühle einer fieberischen Einbildungskraft, wodurch die Tugend verscheuchet, die häusliche Ordnung verwüstet, und allen Ausschweifungen der Weg gebahnt wird, sollen allemal mit solchen Farben, daß sich unser Herz, unser Stolz gegen dieselben empöret, geschildert, allemal mit solchen Zügen, worin sie die Majestät und Heiligkeit der menschlichen Würde schänden, und also nothwendig Abscheu erwecken, aufgedeckt werden.

Indeß ist es ein schweres Unternehmen, den Kampf des Weisen im Unglücke zu bestimmen, und gerade jene Fassung, welche unser Muster seyn soll, anzugeben. Wenn unsere Theaterhelden einem Tyrannen, der ihnen den Tod ankündigt, zur Antwort geben: Das achte ich nicht; so sagen sie etwas, das wir nicht kennen, und auch auf ihre Versicherung nicht geneigt sind, zu glauben. Wenn aber ein Held im Unglücke zu sehr jammert, zu ohnmächtig wird; so sind wir ihm eben so gram, und sehen ihn als ein Geschöpf, das die Menschheit verräth, mit voller Verachtung an.

Die große Schwierigkeit liegt also darin, die Mittellinien des Schönen zu treffen, und den großen Mann, den man zum Muster aufstellt, gerade das sagen zu lassen, was eine Seele mit Muth und Gefühl, was die beßten und edelsten Menschen unsers Zeitalters sagen würden. Diese Zeichnung ist so unendlich schwer und mannigfaltig, und bei verschiedenen Völkern, die sich an Sitten und Grundsätzen entgegengesetzt sind, so abwechselnd im Aeußern, daß die wahre, unverfälschte Menschenempfindung selten gehört wird. Es ist meistentheils ein Gemisch, einerseits von der Wärme des wahren Gefühls und der Schwärmerei, oder andererseits von eingeschobnen Grundsätzen und Kälte des Phlegma; es ist die meiste Zeit bedungene, zugeschnittene Modenatur, welche jedem andern Menschen, der derselben nicht gewohnt ist, fremd und widersprechend scheinen muß.

Wo die Empfindung eines großen Herzens bis zur Leidenschaft, oder bis zum einzigen Triebe der Handlungen geht, und wo dieser allein, und ohne alle Einschränkung herrscht, da ist es ausgemacht, daß die Weisheit nicht wohne; denn die Leidenschaft an sich selbst ist unersättlich; und so wenig sich ein Unglücklicher, der von einem hohen Thurme stürzt, festhalten und retten kann; so wenig kann

sich derjenige, der bloß vom Gefühle der Freude oder des Schmerzens hingerissen wird, zur wahren Würde des Heroismus erheben. Aber zum Glücke des Menschen wird die gesetzlose Empfindung überall durch gewisse Grundsätze, Gewohnheiten und Beispiele in einen bestimmten Charakter eingeschränkt, der bei allen Vorfällen die Oberhand behält. Man kann, vermöge der Eindrücke, welche durch wiederholte Vorstellungen auf die Seele gemacht werden, derselben eine Wendung geben, welche man will, und ihren Eifer und Muth für eine jede Sache, wie man es nöthig findet, erhöhen und abspannen. Wie es z. B. Völker und Länder giebt, wo man an den Tod mit einer Höllenangst denkt; so brachten es die Römer, indem sie den Tod zum Schauspiele des Vergnügens machten, dahin, demselben alle Schrecken zu benehmen. Ihre Fechter starben nicht nur mit kaltem Blute, sondern sie strengten noch die letzten Kräfte an, sich, während daß das Leben ablief, in einer schönen malerischen Stellung zu zeigen, und dadurch den Beifall ihrer Zuseher zu erhalten. Die Grundsätze der stoischen Sekte, nach denen die Weisesten handelten, wirkten auf die Seele die nämliche Härte und Unbiegsamkeit, und es war gar nicht ungewöhnlich, daß sich ein Mensch, der stets beflissen war, sich selbst zu verläugnen

und abzudrucken, eine Gewohnheitsnatur sich ertrotzt hat, mit wahrem Ernste und unverstellter Kälte sagen zu können:

Bach. Penteus, Herr von Theben, was wirst du mir denn Uebels thun können, nachdem ich nichts verschuldet habe?

Pent. Deine Güter will ich dir nehmen.

Bach. Du meinst mein Vieh, Geld, Betten, Silber. Nimms!

Pent. Ich will dich mit Banden und Ketten belegen, und in einen engen Kerker verschließen lassen.

Bach. Daraus wird mich ein Gott befreien, sobald ich will.

Pent. (Ich glaube, er will damit sagen: Ich kann sterben. Nun freilich, der Tod ist das Ende aller Dinge).

Eben so unüberwindlich machen die christlichen Grundsätze den Christen, der bei seinem Leiden den Himmel offen sieht; und sein Charakter würde die Welt in Erstaunen setzen, wenn er jemals auf der Bühne in der ganzen Kraft und Wirkung erscheinen sollte. Gelassene, freudige Ergebenheit, Duldung und Liebe gegen die Peiniger, erwartende, sichere Gewißheit, und eine schaudervolle Ruhe in Mienen und Geberden! Es ist bei dem Christen nicht Härte, wie bei dem Stoikus, was ihn den Tod verachten macht, sondern Stärke, und

wirkliches, gegenwärtiges Gefühl. Er schläft über der Last nicht ein, sondern er leidet unter dem Drucke derselben, und trägt sie. Seine Vollkommenheit besteht nicht in dem Bestreben, die Empfindung zu verläugnen, sondern auszuharren im Kampfe, und auszubluten, ohne seinen festen Sinn und die Wahrheiten, welche ihn denselben lehren, zu verlassen.

Allein, dieß ist nicht die menschliche, sondern die durch höhere Grundsätze und höhern Beistand über das Gewöhnliche der Menschen erhabene Natur, wovon man auf dem Theater nur selten Gebrauch machen kann; denn wenn sie gleich für denjenigen, der dieselben besitzt, etwas Wirkliches ist, so wird sie doch der bloße Naturmensch, welcher sich der christlichen Wahrheiten niemals durch That und Leben bemächtiget hat, nicht begreifen, und mehr bewundern, als nachempfinden.

Gleichwohl ist der Weise nicht unbestimmt; er muß bei allen Völkern auf gleiche Art vorhanden seyn; aber eine körperliche Gestalt hat er nicht, und mit leiblichen Augen kann er nicht gesehen werden. In der Stunde des eindringenden Unglücks, wo ihm seine natürliche Wahrheit wie ein leichter Nebel, nur noch aus der Ferne vor Augen schwebt, wo alle Ueberlegung weicht, wo sich der Verstand ängstlich windet, und zwischen Tugend und

Laster einen dritten Ort sucht; in dieser grausamen Verlegenheit reget sich in jedes Menschen Herzen ein Gefühl von Uebermacht, und von der Schande, zu unterliegen. Die Natur ruft laut, wenn sie gleich nicht allemal helfen kann, es sey ihr gemäßer, in Widerwärtigkeiten Stolz und Unbiegsamkeit, als Kleinmuth zu zeigen. Man soll den wahren Bürger niemals trostlos machen, den rüstigen Mann niemals abschwinden, und den, der bei gesunden Tagen ein Herkules war, in den widrigen niemals unterliegen lassen.

„Siehst du wohl, sagt Cicero, indem er sich über den Charakter, worin Sophokles und Aeschylus einige ihrer Helden erscheinen ließen, beklagt, wie viel Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie lassen ihre größten Seelen auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch, indem sie so sehr gefallen, daß man sie nicht nur liest, sondern auswendig lernt, unsern Gemüthern alle männliche Festigkeit. Kommen zu unserer häuslichen Erziehung, zu unserm Schatten- und Puppenleben vollends noch solche Dichter hinzu; so spannen sie alle Nerven unternehmender Tugenden ab. Daher schließt sie Plato mit allem Recht aus seinem idealischen Staate aus, in welchem er die vollkommensten Sitten, und den möglichsten besten Zustand einführen wollte.“ —

Die Stelle, welche Cicero aus dem Sophokles anführt, ist vom Herkules, da ihm bereits das Gift, das ihm seine Gemahlinn mit einem Kleide zuschickte, in das Eingeweide drang. Herkules wälzt sich auf der Erde, die er vor Wuth und Schmerz aufscharrt; er dreht glühende Augen im Kopf herum, und kann sich nicht enthalten, vor dem zu mächtigen Gefühle seiner Marter aufzubrüllen. Die Stelle ist indessen sehr natürlich, stark, und mit einem bewundernswürdigen Ausdrucke niedergeschrieben. Er erinnert sich noch immer an seine ehemaligen Heldenthaten, besieht oft seine Hände, und heult dann einen doppelten Schrei, so oft er denkt, daß er von einem Weibe getödtet werde, dessen Name Schwachheit ist.

„O wer könnte die unzähligen Thaten beschreiben, sie mir nachthun, die ich mit diesem Körper unternommen, mit diesem Geiste vollendet habe! So grausam hat mich weder die unversöhnliche Juno, noch der grimmige Eurystheus angefallen, wie mich diese einzige Nichtswürdige, Oeneas Tochter, verfolgt hat. Diese hat mich Verdachtlosen mit dem Wuthkleide umstricket, das in meine Seite hineinglüht, und mit einem Feuerdrange mein Eingeweide zerreißt. Es gräbt wüthend hinein, und zehrt die Säfte meiner Lenden heraus

Schon hat es alles mein lebloses Blut herausgeschlürft, und mein Leib ist verzehrt, von Höllenverwüstung niedergeschwunden. Ich bin überall umwunden, werde überall vom Giftgewebe zermalen. Diese Todesstreiche hat mir keine Gewalt der Griechen, kein wüthendes Eindringen der Barbaren, noch irgend ein wildes Volk, das von den äußersten Weltgrenzen heranstürmte, versetzt; ich habe sie alle durchwandert, habe sie allenthalben aus der Wildheit gerissen, und nun von der Hand eines Weibes, von eines Weibes Hand, werde ich Mann hingeschlachtet. — O mein Sohn, handle doch nach den Pflichten eines Sohnes für deinen Vater, und laß dich nicht, da er hinsinkt, von der Liebe zur Mutter überwältigen! Ergreife sie, reisse sie hieher mit vaterliebenden Händen. Ich will sehen, ob ich oder sie dir theurer im Herzen liege. Unternimm, mein Sohn, nimm dir den Muth! Weine über die Zerstörung deines Vaters! habe Mitleid mit ihm. Völker werden über mein Unglück weinen. Wehe mir, ich breche in Klagen aus, wie ein Weib, ich, den noch kein Mensch über ein Unglück klagen gehört. Alle meine entnervte Kraft, sobald sie erschüttert ward, unterlag. Komm näher, mein Sohn, verlaß mich nicht. Sieh her auf diesen bejammernswürdigen Körper, auf diese verwüsteten

Eingeweide deines zerrissenen Vaters. Und ihr Wesen alle, und du Vater der Götter, sieh herab, schleudere, ich beschwöre dich, schleudere herab auf mich eine verzehrende Flamme. Jetzt graben sie, graben sie wieder, die Schlangenwirbel, hinein den Höllenschmerz; jetzt siedet der Feuerstrudel ꝛc."

Ich zweifle nicht, daß in unsern Zeiten diese Stelle auf manchen Bühnen sehr gefallen würde; denn sich selbst sieht man immer gerne in andern; aber wenn es auch möglich seyn könnte, daß diese Art, den Schmerz zu ertragen, dem Menschen natürlicher wäre, als die Stärke, bei demselben standhaft zu bleiben; so soll man doch, nachdem es keinem, der es wagte, mißlungen hat, aus Liebe zu den Menschen sich beeifern, denselben zu erheben. Unter allen wirklichen und eingebildeten Uebeln dieses Lebens ist die Muthlosigkeit gewiß ein neues, und das höchste Uebel aller Uebel. Verläugnen läßt sich die Natur nicht, sie läßt sich nicht fühllos machen. Dieß soll man auch nicht, wenn man es auch wirklich thun könnte; aber erhöhen, abhärten läßt sie sich durch Gewohnheit und Beispiele zum Aushalten in dem schwersten Leiden. Möchte kein Dichter vergessen, wenn er schreibt, daß er Menschen bilde, und daß jedem von uns daran liegt, sie so zu bilden, daß sie alle und

jede das werden, was wir wünschen, daß unsere nächsten Freunde, die Gefährten unsers Lebens seyn möchten, standhafte, unbeugsame Seelen mit guten Herzen und großen Gesinnungen. Möchte man sich doch stets beeifern, alles, was schwach, was nervlos und unmännlich ist, unsern Augen überall zu entrücken, denselben überall eine weiter strebende Gewalt, eine kräftige Neigung, himmelan zu steigen, vorzuhalten, und denjenigen, welchem seine Weisheit nichts giebt, durch das mächtige Gefühl für Heldenehre aufrecht zu halten.

Das Bild des Weisen als Menschen, liegt für alle Zeitalter in den Schriften und Meisterstücken der Alten, welche ihren höchsten Stolz in dem feinsten Geschmacke für das hohe Sittliche fühlen, und von der lautersten Ehrerbietung für die Würde der menschlichen Natur durchdrungen waren. Der Ausdruck ihrer Dichter zeigt von ihrer Denkungsart, und der Adel in den festen ruhigen Stellungen und Gebärden ihrer Gemälde und Statuen ist ein Beweis von dem gesunden und starken Charakter ihrer Künstler, die sich stets angelegen seyn ließen, sich nicht nur mit ihren Kunsttheilen, sondern mit nährenden erhabenen Gedanken, womit man über Welt und Glück sieget, zu beschäftigen.

Der Grieche, der das Opfer der Iphigenie malte, verhüllte ihrem unglücklichen Vater, dem Agamemnon, das Haupt nicht, weil er an dem Ausdrucke dieses Schmerzens verzweifelte, sondern weil er glaubte, es sey der Würde eines Mannes entgegen, ihn den grausamsten Schmerz ausdrücken zu lassen.

Aeneas, welchem die unglückliche Dido alles sagte, was das Herz eines Mannes zerreißt, hielt seine Augen unverwandt vor sich nieder, und unterdrückte, wider sich selbst kämpfend, den Kummer der Seele.

Diesem Endzweck, nämlich unsern Geist auf den wahren Mittelweg zwischen der gefühllosen und zaghaften Fassung zu führen, eilet die Tragödie zu, dieses verspricht sie, wenn sie sich für fähig erklärt, die Leidenschaften zu reinigen. Man hat vielleicht diesen Ausdruck zu weitläufig genommen, indem man ihn auf alle Leidenschaften ausdehnte, und es kann uns daher nicht undienlich seyn, ihn auf die wahren, bestimmten Begriffe zurückzuführen.

Die Tragödie, sagen diejenigen, welchen ohne Zweifel das, was sie leisten kann, zu wenig war, und ihr mithin mehr, als ihr angehört, zuschrieben; die Tragödie weckt unser Gefühl, flößt uns Abscheu gegen das Laster, Liebe für die Tugend, und gute Charaktere ein, giebt uns Behutsamkeit und Muth

den härtesten Zufällen des Lebens. Wenn wir mit einem Unglücklichen Mitleid haben, meinten sie, so empfinden wir zugleich *eine* Furcht, eben so unglücklich zu werden; diese Furcht erweckt in uns einen Eifer, dem Unglücke auszuweichen, und dieser Eifer verursacht in uns das Bestreben, die Sache, wegen der sich die Person, welche wir bemitleiden, ihr Unglück zugezogen hat, von uns zu entfernen. Und wer wird, wenn er die schrecklichen Zufälle tragischer Leiden oft *ansieht*, und betrachtet, und empfindet, gegen *ähnliche* Begegnisse nicht gleichsam abgehärtet, oder, wenn er sieht, daß die seinigen weit geringer sind, darin nicht gestärkt werden. Ich erinnere mich, diese Lehre von einem weisen Manne gehört zu haben, sagt Theseus bei dem Euripides, und ich überdachte daher stets ein Unglück, das mir bevorstände, einen Todfall, der mir sehr schmerzlich fallen könnte, oder an die unglückliche Entfernung im Elende, oder sonst an ein großes Uebel, damit, wenn mich plötzlich ein solches Unglück überfiele, es mich nicht unbereitet antreffe, und vor Kummer muthlos mache.

Dieses ist alles sehr gut gemeint; aber in Absicht auf die Tragödie zu viel versprochen. Wenn ein Dichter edle, auf Rechtschaffenheit und Tugend abzielende Charaktere, große Ge-

sinnungen, und hinreissende Gemälde schildert, wenn er gegen verruchte Laster Haß und Abneigung erweckt, so hat er allerdings ein gutes Stück gemacht; allein, wie die beste Komödie, wenn sie auch die heilsamsten Empfindungen einflößt, sobald ihr Gegenstand nicht belachenswürdig ist, kein satyrisches Lustspiel ist: so ist ein Drama darum noch keine Tragödie, weil es große Sitten enthält, oder heroische Gesinnungen erweckt. Wenn gleich die Tragödie weder sie selbst, noch ihre guten Wirkungen ausschließt; so kann sie doch, an sich selbst betrachtet, keine andern Leidenschaften reinigen, als bloß diejenigen, welche sie erwecken will; sie will aber keine andern, als das Mitleid, und vermöge diesem die Furcht erwecken. Diese Empfindungen, nämlich das Mitleid und die Furcht, müssen also theils durch sich selbst, theils durch wechselweise Hülfe dasjenige, was man ihre Reinigung nennt, aber nur in Beziehung auf sich selbst, wirken, müssen dem, der eines zu harten Herzens ist, Gefühl einflößen, und dem, der ganz Gefühl ist, es mäßigen, dem, der sich zu wenig, und der sich zu viel fürchtet, geben und wegnehmen; mit einem Worte, den Mann herbilden, dem seine Tugenden angehören, dem seine Leidenschaften tugendhafte Fertigkeiten sind, der von der Schwachheit des fassungslosen Ent-

zückens und des betäubenden Schmerzens gleich weit entfernt, nicht zu träg, Leiden zu empfinden, aber zu stolz, denselben zu *unterliegen*, seinen eigenen, großen Mittelsinn, und die Kraft behält, ohne den Verdacht einer Muthlosigkeit, männlich zu klagen, und selbst durch das Ungemach sich zu stärken.

Von der Epopöe.

Wir wissen, daß die Poesie der Künste in ihre verschiedenen Arten nach den verschiedenen Empfindungen und Leidenschaften eingetheilt wird, und daß uns die Dichter aus der Absicht, dieselben in uns zu erwecken und zu bilden, ihre Natur in wahren, anziehenden Gegenständen vorgelegt haben. Diesem zu Folge ist ein jeder Gegenstand, dessen wahrer Ausdruck vermögend ist, große und erhabene Leidenschaften, und die Empfindung der heroischen Natur in uns zu wirken, ein Gegenstand derjenigen Art von Poesie, die man mit dem Namen der Epopöe, oder des Heldengedichtes belegt hat. Der Anblick eines majestätischen Tempels, des Rumpfes des Herkules vom

Apollonius, des jüngsten Gerichtes zu Düsseldorf von Rubens; die Töne einer ausdrückenden Kriegs- oder Kirchenmusik, lassen uns mit der nämlichen Stärke die Kraft einer erhöhten Natur fühlen, wie uns eine Iliade oder Messiade sie fühlen läßt.

Wir wollen sogleich von der Epopöe der Sprachdichter den Anfang machen; diese ist, wenn wir anders aus dem, was sie bei den vornehmsten epischen Dichtern war, schließen, was sie überhaupt seyn soll: „die poetische Beschreibung einer heroischen Handlung, deren sämmtliche Theile fähig sind, große und erhabene Empfindungen hervorzubringen.“ Wenn wir aus dieser Beschreibung einige nähere Regeln von den Gegenständen, und der äußern Einrichtung der Epopöe festsetzen, so werden wir bald im Stande seyn, uns von dem ganzen Umfange derselben deutliche Begriffe zu machen.

Die Epopöe ist eines derjenigen Gedichte, welche, wenn sie auch nicht wirklich vorhanden wären, dennoch allemal, und bei allen Nationen entstehen würden. Es gehört zur Freude des Menschen, ja, es ist in glücklichen und traurigen Schicksalen eine seiner einzigen natürlichen Freuden und Ermunterungen, sich großer, rührender Handlungen, ungewöhnlicher Begebenheiten und Gegenstände

zu erinnern, und in dieser Erinnerung das zu suchen, zu genießen, was man allemal fühlt, so oft man durch solche Gegenstände gerührt wird. Wir fühlen nämlich, wenn wir durch solche Gemälde erhitzt werden, jene Macht von Vergnügen, bei der wir uns über alles Gewöhnliche dieses Lebens erheben, wir fühlen uns gegen alle gemeine Dinge stolzer und größer, als wir gewöhnlich sind, und wir sehnen uns, und ruhen daher in dem Gefühle dieses gesunden Seelenzustandes, dieser starken Fülle, wo wir auf uns selbst trauen. Je simpler ein Volk ist, je mehr es also gemeiniglich die Sättigung des Lebens mehr in Handlungen, als in Worten und Anschauungen sucht, desto häufiger äussert sich dieses dem Menschen so natürliche Verlangen. So wie heut zu Tage die rohesten Völker in Amerika durch heroische Lieder sich anfeuern; so treffen wir in dem tiefsten Alterthume überall Spuren an, daß man bei festlichen und freudigen Versammlungen die merkwürdigen Begebenheiten, und die Thaten großer Seelen besungen habe. Wir finden in den ältesten Urkunden, sagt Cicero (Tusc. Quaest. L. I.) von den Römern, daß bei den Gastmahlen die Anwesenden von den Heldenthaten berühmter Männer mit Begleitung einer Flöte zu singen pflegten. Eben dieses thaten die Bar-

den bei den öffentlichen Versammlungen, und alle Urvölker lange vor Homers Zeiten. Dieser letztere dachte ohne Zweifel über den Ursprung und Endzweck dieser allgemeinen Erscheinung nach, und sein alles umfassender Geist unternahm es, das, was einzeln zerstreut zu seyn schien, in ein Ganzes zu sammeln, und zu wirklichen Begebenheiten und Charakteren erdichtete, welche die nämliche Wirkung hervorbrächten, zu setzen, und überhaupt alles Lebende und Gegenwärtige, alles Mögliche und Wahrscheinliche, die irdische und überirdische Welt zu durchgehen, um davon Empfindungen und Gemälde aller Arten von Größe auszuheben. Wenn man aber den Homer für das Muster der epischen Dichter erklärt hat, so ist dieß (denn wir sollen allemal auf die Veranlassung dieser Dichtungsart zurücksehen) nicht so zu verstehen, als wenn an einer epischen Handlung allemal höhere Mächte einen unmittelbaren Antheil bekommen müßten, wie Homers Götter in der Iliade; diese sind, an sich selbst, zufällig, und würden wenig zur Würde der Epopöe beitragen, wenn sie nicht durch große Gesinnungen zu großen Thaten geführt würden. Das Wesen des Heldengedichtes (die Gegenstände mögen seyn, wer sie wollen, wenn sie nur tauglich und zweckmäßig sind) besteht darin: große Empfindungen

aller Arten, vermittelst der Schilderungen großer Thaten, zu erwecken, um dieselben in uns zu reinigen, oder sie uns einzuflößen.

Die epische Handlung soll nur Eine Handlung seyn, das ist, alles, was bei derselben zugegen ist, soll nur zu Einem und eben demselben Endzweck zugegen seyn. Je einfacher diese einzige Handlung ausgeführt wird, je weniger der verwickelnden Begebenheiten, und je mehrere interessante Schilderungen bei einem ganz leicht zu übersehenden Plan vorhanden sind, desto mehr nähert sich das Ganze der Vollkommenheit. Beides folgt aus dem ursprünglichen Wesen, und der Absicht der Epopöe, welche aus der über einen wichtigen Gegenstand erhitzten Einbildungskraft entstand, aus einem Zustande, wo sich die Seele ganz an Einen Gegenstand heftet, und alles vermeidet, was die Phantasie auf Nebenwege führen oder zerstreuen kann.

In diesem einzigen, einfachen Ganzen soll alles, was vorkömmt, in einer ungewöhnlichen Größe erscheinen. Nicht nur die Charaktere, die Gesinnungen und Handlungen der Personen sollen groß seyn, sollen in einer kühnen, in einer schauderhaften, und, wenn ich so sagen soll, einer wilden Natur, und alle ihre Bewegungen und Reden über die höchste Prosa erhaben, begeistert, und oft ganz lyrisch

seyn; sondern auch die Scene, wo eine Handlung vorgeht, soll das Gepräge des Außerordentlichen, des Heroischen an sich haben.

Doch, dieß können Sie alles wissen, wie es dann immerzu sehr viele gewußt haben, ohne einen einzigen Zug von dem, worin der Endzweck, der Geist des Dichters liegt, in sich zu nehmen, ohne dadurch ungewöhnlicher an Geistessinn und Handlung zu werden. Es fehlt uns gemeiniglich an der Kunst, an der Vorbereitung, etwas zu lesen. Wir suchen gemeiniglich nach Intriquen, nach der Mühe der Zeichnung, und riechen die Sache, die wir genießen, schmecken und verdauen sollen. Ich will mit Ihnen, ehe ich zu andern Regeln fortschreite, ein paar epische Gemälde betrachten, und mich bemühen, Ihnen zu zeigen, wie große herrliche Dinge in Wenigem liegen, wenn man sie suchen und finden will. So oft wir eine wahre epische Stelle mit Geist lesen, befinden wir uns, wie ich eben sagte, allemal in einer überirdischen Fassung, wo uns diese Erde mit allen ihren Auftritten und Erscheinungen zu verschwinden scheint. Wir empfinden eine ungewöhnliche Stärke, und ein ruhiges Uebervermögen in uns, wo wir vermeinen, die Pole wegrücken, und die Sterne, und den Himmel herabziehen zu können. Es ist nicht nöthig, daß wir, um uns so zu he=

ben, viel lesen, viel zergliedern; eine einzige Stelle aus dem wahren Gesichtspunkte besehen, erhitzt oft die Einbildungskraft, und kündiget im Herzen die Gottheit der mächtigen Musen an.

Ich nehme die nächste Stelle, die mir eben auffällt, aus Klopstocks Messias, z. B. das Gericht der zwei Freunde Zoar und Seba, im sechzehnten Gesange. Ein schreckliches Gemälde, dessen öfterer Anblick unsern Geist zu einem Hinschauen gewöhnt, das jeden matten unedeln Gedanken verscheuchen, jeden Kleingeist zermalmen muß.

Um mit beiden sympatisiren zu können, müssen wir ihre Charaktere vor uns haben. Seba war hochmüthig, eigenliebig, und rechtfertigend in seinen Augen jeden seiner Gedanken; — Zoar hingegen war duldend, bescheiden, furchtsam, und mißtrauend auf seinen Werth bei jeder seiner Handlungen. Aus diesem läßt sich auf die Geschichte der heimlichen und öffentlichen Thaten, welche beide verrichtet, und auf die Absichten schließen, welche sie mit denselben verbunden haben. Dennoch waren sie, lebten und starben sie als gute Freunde. Die Erzählung dieser Geschichte fließt ruhig fort, und muß in eben diesem Tone gelesen werden.

Zoar hatte vereint in langer daurender Freundschaft
Bunde, mit Seba gelebt. Und jetzt ward ihnen, was selten
Freunden ward. Sie starben zugleich. Mit sicherer Erwartung
Jener Herrlichkeit, Seba; mit Reu und Befürchtung und Demuth,
Zoar. —

Dem Anscheine nach könnte man sie beide für gut halten, wenn sich gleich bei dem Anblicke des Seba, ich weiß nicht, welcher Kummer über sein Schicksal verspüren läßt. Die nachstehende Sentenz muß in einem tiefern feierlichen Tone deklamirt werden:

— Anders sinket und steigt die Wage des Richters,
Und des Menschen. —

Das Künftige liest sich wieder in dem gewöhnlichen Erzählungstone:

— — Da sie zum Gericht der Unsterbliche führte,
Sprachen sie untereinander: —

Stellen Sie sich vor — denn bei solchen Gelegenheiten sollen Sie dieß allemal thun — was diese beiden Seelen in der Fassung dieser ersten Augenblicke empfinden konnten. Es ist nicht Ueberlegung, nicht schon entwickelter Zug

des Charakters; es ist Freudenstrom, Völle, Trunkenheit, schaudernde Erwartung ꝛc. Die folgende Stelle muß in einem feuerigen, auffliegenden Tone gelesen werden:

— — O Loos des sterblichen Lebens!
Ach, wie ist uns so lieblich das Loos des himmlischen Lebens,
Zoar, gefallen! — Auch hier vereint uns beide die Freundschaft,
Ewig ist nun, o Seba, ihr Bund!

Dieser Taumel dauerte nur einen Augenblick; denn der Geist führte sie mit einer gedankenähnlichen Geschwindigkeit; er blieb bei ihrer Freude unbeweglich und ernsthaft, und beantwortete sie mit keinem Worte. —

— — der Unsterbliche hört' es,
Schwieg.

Dieß ist der Charakter eines höhern Wesens, dem alles bereits ewig, auseinander gelegt, und vollendet ist, nichts erst zu überlegen, stets zu empfinden, und stets zu handeln. Das Stillschweigen ist oft die grauenvollste, die erschütterndste Sprache für das Herz; und keine handelnde Kunst, kein Ausdruck, kein Ton, keine Farbe ist vermögend, in gewissen Zeitpunkten das auszudrücken, was man, wenn man stumm bleibt, erklären kann.

So däucht mir, daß alles, was die unglückliche Dido, da Aeneas sie im mondbleichen Cypressenhaine bejammert, sagen könnte, weniger seyn würde, als es nun, da sie stumm hinsteht, und nichts sagt, uns werden muß. Ihre Klagen würden für uns eine Erleichterung seyn, und das Süße des Mitleids uns fühlen lassen; aber

„— Sie hielt von ihm abgewandt, ihre Augen auf die Erde geheftet, und blieb bei seiner Rede gerade so unbeweglich, als stünde ein harter Kieselstein oder marpesischer Fels da. Endlich raffte sie sich auf, und floh feindlich in den dunkeln Wald hin."

Die Seelen sind angelangt, sind schon (ein Blitz war es) gerichtet. Wie fürchterlich liegt dieß in den wenigen Worten! wie vernehmlich in den Pausen:

Sie standen vor Tabors Gericht. — Dem Unsterblichen sagtens
Winke des Richters. Er führte.

Zu gleicher Zeit vernimmt ein Todesengel den Wink. Er kömmt. Wie schrecklich ist die Art dieser Annäherung! Der Dichter läßt den Engel nicht auf der Stelle zugegen seyn, sondern aus weiten Fernen sich nähern. —

Wie schauderhaft ist diese Zwischenzeit! Die Anstalten zum Tode, das Entgegensehen

ist schrecklicher, peinlicher, als der Tod selbst. Es ist der Streich, den man, damit man *ihn* empfinden soll, langsam führt.

— Er läßt ihn sich nähern durch eine Wüste. Wie sehr vermehrt dieser Zug unser Grauen für den Unbekannten, der einen Gang hat, dem man nicht entfliehen kann, einen Blick, bei dem man versinken will!

— Nicht lange, so kam aus den Fernen
Einer Oed' ein Todesengel. Er wandelte langsam,
Aber gerad auf sie zu. Des schrecklichen Unbekannten
Richtung und Gang schien, wünschte man ihm zu entfliehn, unentfliehbar.
Noch war zwischen den dreien, und zwischen dem Engel des Todes
Weite, wie Meere.

Noch wußte Zoar nicht, daß er schon gerichtet war; indessen bemerkt er einen Hocherhabenen bei Tabor, und fühlte nun bereits, daß er von ihm entfernt werde. Er sieht den Todesengel, und empfindet ein Grauen, bei dem sein Gang ihm erstarren, und sein Geist mit aller Gewalt an eine Stütze sich halten will. Wie getreu den Charakteren, welche beide Seelen erhalten, bleibt dieser Zug, indem der Dichter den Zoar, der kein Selbstvertrauen auf seine Verdienste setzt, dieß fühlen läßt.

— — Doch Zoar, als er die Eile des Seraphs
Sah, des Geleiters, der sie aus jener ernsten Versammlung
Hatte geführet, weg sie geführt von dem Antlitz des Einen,
Welcher vor allem ihm schien ein Hocherhabener — Zoar,
Als er des Todesengels Herüberschau'n erblickte,
Ueberströmt es, wie Schrecken. Er säumte. —

Sie sollten sich, wenn sie auch keine Künstler werden wollen, die Erscheinung solcher Machtwesen oft vorstellen; oft erblicken dieß schaudervolle Herumschauen aus der Oede von weitem, diesen Gang, der, wenn man auch entfliehen wollte, unentfliehbar scheint; dann werden in Ihren Seelen, gleich überirdischen Mächten, die Kräfte hoher Ideen, und die Triebe des Vielwollens entstehen; dann werden Sie sich die größte Eigenschaft eines Mannes von Geschäften, die Gegenwart des Muthes angewöhnen, allen Schrecken dieses Lebens unerschüttert zu begegnen.

Entscheidend und schrecklich ist das Gericht des Todesengels.

— — der Todesengel
Stand vor ihnen, und hielt die hohe Flamme gen Himmel:
Du bist angenommen! — Und du verworfen! Er wandte
Sich mit dem Donnerworte zu Seba.

Und Seba hört's, fühlt's, fühlt's nicht mehr, glaubt, zu vergehen, und schwebt in einem stummen Zustande zwischen Seyn und Nichtseyn.

Das geht, wie wir schon oben hörten, in den ersten Augenblicken eines drückenden Gefühls in gefühlfähigen Seelen vor; es ist ein Anstarren, ein betäubtes Hinschauen in ein Nichts, eine Pause zwischen Leben und Tod; aber bald gehen die Empfindungen auseinander, und Seba wird fähig, seines unermeßlichen Elendes gewahr zu werden.

Dieß alles muß man sich selbst ergänzen, inzwischen denken, wenn man den Ausdruck verstehen will:

Als dieser zu hören
Wieder vermocht', erscholl das zweite Wort des Verderbers:
Scheidet!

Diesen Augenblick läßt der Dichter den Seba in das Wort einfallen, ihn herausstürmen den vollen Ausbruch seiner Seele, und wegwälzen auf alles, was um ihn ist, die über seinem Haupte zusammenstürzende Last des Wortes: Scheidet! Erst spricht Seba als ein leidendes Geschöpf, so wie jeder Mensch in diesem ersten Zeitpunkte, wo seiner Natur Gewalt angethan wird, sprechen würde; aber

sobald die Reflexion kömmt, spricht er gemäß seinem Charakter. Wenn man in der höchsten Bewegung ist, wenn die Seele *in dem* Innersten aller ihrer Kräfte erschüttert ist, so sehen wir diese ganze Welt mit allen ihren Wesen und Elementen als ein Ding an, das jetzt nur da seyn sollte, an unsern Angelegenheiten Theil zu nehmen; wir sehen in diesem peinigenden sinnlosen Drang alles als belebt an, fordern alles, was einen *Namen* hat, auf, sich mit uns zu freuen, mit *uns zu betrüben*, und uns zu schützen. Und dieß ist bei erstorbenen Gemüthern vielleicht der einzige Augenblick, wo sie gleichsam genöthigt sind, ihre Menschheit, und ihr ursprüngliches, ewiges Band und Verhältniß gegen die ganze Schöpfung zu fühlen.

Die ersten Ausbrüche des Seba enthalten die höchste Wahrheit für den, der jemals fähig gewesen, seine eigene Natur bei der Vorstellung solcher Zeitpunkte zu fühlen. Erst schreit er in die Schöpfung hinaus, dann wendet er sich an sich selbst, und sogleich an seinen Verderber. Seine Seele hat nirgends Ruhe, kann nirgends anhaften oder Haltung finden. Also stellen Sie sich noch einmal den Augenblick und das Rufen des Todesengels vor:

Scheidet! — O Himmel und Erd', und alles, was heilig ist, Menschen,
Engel, und all' ihr Wesen der ewigen Dauer! Verworfen!
Scheiden!

Sie müssen sich zu dieser Stelle die Musik des Ausrufes, und die Bewegungen, welche Seba während desselben machte, vorstellen. Er wollte entfliehen, konnte nicht entfliehen; rief; riß hinaus auf alle Elemente, wollte ergreifen, vermochte nicht, sich zu halten, und drückte im Wahrnehmen dieses Unvermögens mit allen Kräften auf sich selbst, um die Bitterkeit des Urtheils, und die Trennung von allem, und das Gefühl seiner Hülflosigkeit zusammenzuketten, und auf einmal sich selbst fühlen zu lassen. Der Ton, mit welchem das Verworfen! ausgesprochen wird, muß jenes schreckliche Hohnlachen enthalten, mit welchem man in solchen Fällen die Empfindung über sein Elend, und die Verachtung, die Unversöhnlichkeit und Rache wider sich selbst auszudrücken pflegt; es ist der schreckvollste Ton, den man hören kann:

Verworfen! hast du, hast, Donnerer, scheidet, gerufen?
Macht der Mächte, wer bist du?

Zoar vergißt in diesem Augenblicke seines glücklichen Looses, fühlt nur das Loos seines Seba. Er hält sich bei keinen Fragen auf, er sieht das Elend als entschieden an, und seine Seele kann nichts, als es fühlen und bejammern. Seinen Ausdruck können Sie bei jedem andern fühlenden Menschen wahrnehmen, wenn er an dem Unglücke eines andern Theil nimmt, und sein Leiden nicht nennen kann. Ich habe hier eben eine Anekdote von Thomas Morus, und seiner Tochter vor mir, die ich Ihnen, weil sie so gelegen kommt, sagen muß. Als man ihn zum Tode führte, wollte ihn seine Tochter nochmal sehen. Sobald sie ihn erblickte, so brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knieen seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater!"

Sehen Sie, das ist Natur. Wie bloße Mienen schon Ausdrücke und Worte für die sind, die sie verstehen; so liegt in diesem Ausrufe mehr, als jede Sprache erklären kann. So ruft nun Zoar, und so hat ihm Seba geantwortet.

— — Ach, Seba, Seba! Geliebter!
Auserkohrner! Vor allen mir auserkohren, so lange
Theuer mir, so lange mein Freund! —

Seba antwortete ihm mit einem einzigen Worte, und wendet sich sogleich wieder an den Todesengel.

— — Mein Zoar! — Auf ewig
Donnerer eines Gerichts, das meiner Erkenntniß zu hoch ist?

In diesem letzten Zuge geht bereits sein Charakter hervor; da Seba sich selbst für gerechtfertigt hält, so ist's, als wenn er sagen wollte: Es kann gar nicht möglich seyn, daß dieß Urtheil mich angehen sollte. Die Antworten der Geister sind mächtig und entscheidend. — Und immer schrecklicher und stummer sinkt die Scene in Dämmerung zur ewigen Trennung der Freunde.

Ob auf ewig? fragest du mich. (Indeß war des Führers
Schimmer in Dämm'rung verloschen) O frage mich nicht! den Seraph,
Der euch führte, den frag, er kommt von dem Richter des Himmels
Und der Erde! — War der, der also vor allen Engeln
Strahlte, der Richter der Welt, und hat er diese Verwerfung,

Diese Scheidung geboten? — Ach Engel, welcher uns führte,
Meinen Zoar, und mich, du Engel Gottes auf ewig?

In noch trübere Dämmerung gehüllt, antwortet der Führer:

Er hat alles geboten. Gehorch, und scheide!

Nichts ist natürlicher, als daß Seba auf die Beschuldigung verfällt, mit welcher er nun das Urtheil von sich ablehnen will. Zoar, welchem er gleichfalls Vorwürfe macht, antwortet ihm mit einer so gutherzigen, brüderlichen Einfalt, mit so wohlmeinender warmer Redlichkeit, daß ich den, der sie nicht fühlen kann, herzlich bedauern muß. Seba wandte sich vom Engel zum Zoar:

— — Geboten!
Er, der auf mich nicht niederschaute? Der andere Schicksal
Zoar, entschied, doch auf mich mit keinem Blicke nicht schaute?

Zoar sprach: Er blickt' auf dich; mich däucht es, mit Ernste,
Blickt' er auf dich. — Du zeugest wider mich, du Geliebter?
Und in dieser Stunde des Grauens, an diesem Abgrund?

Ach, ich zeuge wider dich nicht! Du weißt ja, ich konnte

Nie die Wahrheit verhehlen. Umarme deinen Getreuen!
Seba, ich zeuge wider dich nicht!

Und hier sanken sie sich in die Arme, und vergiengen — vergiengen im Todesgefühl von Liebe, von Mitleid, vom schmerzlichen Gedanken der nahen Trennung auf ewig. Ich komme niemals zu dieser Scene, ohne von dem mächtigen Gefühle des unaussprechlichen Schmerzens, der darin liegt, ganz ergriffen zu werden. Wäre ich ein Künstler, ich wollte eine lebenslängliche Mühe dem Ausdrucke dieser Idee widmen, bei dessen Anblick, sollte er mir auch nur halb gerathen, jedes Menschenherz in Wehmuth zerfließen würde. Wenn man mit fähiger Empfindung hinsieht auf die sich Umarmenden, hinschaudert in die lange Verwüstung, die unabsehbar und endlos nach ihnen liegt, wenn man wegwühlen sieht jede Blutthräne vom versinkenden Auge, wer nennt das, was er fühlt? Was er nicht ansehen will, und doch mit einem heißen Gefühle der Menschheit stets ansieht?

Selbst der Todesengel konnte den Anblick nicht aushalten; er wandte sich weg, und senkte seine Flamme zur Erde. Welche Feierlichkeit zum namlosesten Weh in diesem letzten Augenblicke!

Sie sprachen nichts, alles würde verloren haben, was sie jetzt immer hätten sprechen können. Das tiefste Leiden ist stumm, verwandelt das Wesen in Stein.

— Der Engel des Todes
Hatte sich weggewendet, und niedergesenkt zur Erde
Seine Flamme, gemildert ihn Drohn; denn Zoar umarmte
Sela; denn Zoar und Seba weinten blutige Thränen.

Aber die Stunde der Sondrung war da, die schreckliche, bittre
Stumme Stunde, war da; der Verderber mußte die Flamme
Wieder erheben, sie wieder mit ihren Schrecken bewaffnen.
Und er flammt, und schaut' herunter, und rief, und Entsetzen
War die eiserne Stimme des Rufenden: Scheidet! Sie schieden.

Lesen Sie nun nach mir diese Stelle noch einmal, lesen Sie sie unzähligemal; Sie werden stets etwas Neues, das ich hier nicht sagte, das ich nie würde sagen können, sehen und empfinden, so wie Winkelmann aus dem Rumpfe des Herkules, so oft er ihn betrachtete, immer neue Wunder hervorgehen sah. Dieß ist das zweite Beispiel einer epischen Idee, das ich voraussetzen will. Bewunde-

rungswürdig ist die begeisterte Einfalt und Hoheit der Ausdrücke, mit denen uns Winkelmann seine großen Gefühle gezeichnet hat.

„Ich theile hier eine Beschreibung des berühmten Torso im Belvedere mit, welcher insgemein der Torso vom Michael Angelo genennet wird, weil dieser Künstler dieses Stück besonders hochgeschätzt, und viel nach demselben studirt hat. Es ist eine verstümmelte Statue eines sitzenden Herkules, wie bekannt ist, und der Meister desselben ist Apollonius, des Nestors Sohn von Athen. Diese Beschreibung geht nur auf das Ideal der Statue, sonderlich, da sie idealisch ist, und ist ein Stück von einer ähnlichen Abbildung mehrerer Statuen. —

Ich führe dich jetzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der zierlichsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubt ist! So wie von einer mächtigen Eiche, welche umgehauen, und von Zweigen und Aesten entblößt worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild

des Helden; Kopf, Brust, Arme und Beine fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht *nichts*, als einen ungeformten Stein sehen lassen; vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdann wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held, und der Gott werden in diesem Stücke zugleich *sichtbar* werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: Jene schweigen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttinn der ewigen Jugend ist vermählt worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erlegt wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht

und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Theile dieses Körpers offenbart sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besondern That, und man sieht, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jeder Theil gedient hat.

Ich kann das wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet. Mit was für einer Großheit wächst die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen seyn, auf welcher der Riese Antäus, und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Ueberwinders, keine Brust eines spartanischen Siegers von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen baben, die mit der linken Seite

zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselben zu allem, was er vollbringen wollte, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer lieblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird; eben so sanft aufgeschwellet, und schwebend gezogen, fließt hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebt, und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mitverschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unsern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier ohne Grenzen, und in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hier aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewankt, und nie sich hat beugen müssen.

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt,

durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt, durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Helden durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fieng an, diese entfernte Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansah, so wie ein Mensch, welcher nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel auf die Höhe desselben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie dessen lustige Höhen sich mit einem sanften Abhang in gesenkte Thäler verlieren, dahier sich schmälern, und dort erweitern; so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche

sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.

Scheint es unbegreiflich, außer dem Kopfe in einen andern Theil eine denkende Kraft zu legen; so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmet scheint, ein Haupt, welches mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunlichen Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden; es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und Kniee geben mir einen Begriff von den Beinen, welche niemals ermüdet, und den Hirsch mit ehernen Füßen verfolget und erreichet haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur

Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Stücke ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet; der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher den Dichtern ein Beispiel der Tugend geworden ist, der sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größen Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschafft.

Diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam in die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Ruhm der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus noch die zärtliche Iole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe,

der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen *ist sein* Leib ernährt; ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllt zu seyn.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde seyn, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so, wie Psyche anfieng, die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernt; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelanget bin." —

Diesen Geist und diese Stärke soll jede einzelne Begebenheit einer epischen Handlung enthalten. Wenn nur dieses wesentliche zugegen, und anbei ein jeder Theil von seinem Hauptbedürfniß herbeigeführt, und mit Simplicität ausgeführt ist, dann bin ich wenig um die angenommenen Regeln bekümmert, die meistentheils willkührlich, gleichgültig, und oft aus falschen Grundsätzen hergeleitet sind. Nie-

mand hat dem Dichter vorzuschreiben, ob, und welcher Maschinen er sich bedienen soll, wenn es nur wahr ist, daß sie die Wirkungen, welche er mit denselben erzielen wollte, hervorbringen. Diejenigen, welche in der Epopöe immer das Wunderbare suchen, verfehlen dieses Zweckes am meisten; denn statt daß sie uns bewunderungswürdige Dinge, deren Anblick unsere Seelen zur Nachahmung hinreißt, schildern sollen, lassen sie vor unsern Augen wunderbare Abentheuer, und kindische Zaubereien aus den Feen = und Hexenzeiten entstehen. Dieß ist oft ein grober Fehler unserer großen Opern, welche im Grunde die handelnde Epopöe ausmachen, und einerlei Endzwecks mit derselben seyn sollten. Je weiter wir aus unserer Geschichte, aus der physischen Welt in unbekannte Schöpfungen, welche mit der vorhandenen in gar keinem Zusammenhange und keiner Verbindung stehen, weggeführt, und in jenes Erstaunen versetzt werden, wo uns alle Ueberlegung verläßt, wo wir nur sehen, aber nicht fassen können; desto weniger nehmen wir Antheil, desto weniger erhalten wir den Nutzen, welchen die Epopöe, da sie in dem menschlichen Geiste aufkeimte, sich vorgesetzt hat. Diese verlangt, daß das Gesehene in uns hinumgehen, und, gleich einer Glut, die jedem kalten Orte sich mittheilt, unser Herz erwärmen soll.

Daher ist die Schilderung eines handelnden erhabenen Charakters von außerordentlichen und emporstrebenden Gemüthskräften, von hoher, einsamer, niemals verfehlender Sinnesart, der prächtigsten Maschine vorzuziehen, die man im ersten Augenblicke anstaunt, dann halb bezweifelt, und vergißt. Gleichwohl giebt es keine allgemeine Regel, wodurch für jeden einzelnen Fall genau bestimmt werden könnte, wann er eigentlich anfängt, in's Unwahrscheinliche und Zwecklose zu verfallen. Wir haben Beispiele, daß einige epischen Stellen großen Männern belachenswürdig und abentheuerlich vorgekommen, welche von andern eben so glaubwürdigen Kunstverständigen für wahre und große Schönheiten erklärt worden.

Was endlich den Ort, die Zeit, die Länge der Handlung anbelangt; so läßt sich hier nichts bestimmen. Es kömmt meistens selbst auf den Dichter an, wie er hierin haushalten, und welche Grenzen er sich bestimmen will. Vielleicht können wir uns das, was uns bei der Erklärung solcher Regeln immer noch undeutlich bleiben würde, durch eine Zergliederung, durch einen Blick in das Ganze eines epischen Gedichtes uns entwickeln. Ich will Ihnen den Plan des verlorenen Paradieses ausheben, eines Gedichtes, das mir immer vorzüglich fähig zu seyn scheint, jenes erhabene Schrecken, jene

Bewunderung, und jenen Schmerz der großen kühnen Melancholie, welcher von Seelen, die für das Große geboren sind, empfunden wird, hervorzubringen. Ich will ehe den Plan unverrückt hersetzen, damit wir ihn mit Einemmale übersehen können, und dann die Anmerkungen nachfolgen lassen. Hier ist die Ankündigung:

Von dem ersten Vergehen des ungehorsamen Menschen
Und dem verderblichen Essen der Frucht des verbotenen Baumes,
Welches den Tod auf die Erde gebracht, und alles ihr Elend,
Mit dem Verluste von Eden; bis jener größere Mensch uns
Die verlornen Rechte von neuem erwarb, und von neuem
Uns den seligen Sitz der Unschuld wieder gewonnen,
Sing, o himmlische Muse! —

Erster Gesang.

Schon wälzte sich Satan, vom gräßlichen Falle betäubet, neun Tage im feurigen Schlund, in unermeßlichen Tiefen entfernet von Gott. Dicht neben ihm wälzte sich einer seiner Gefährten, bedeckt von Wirbelwinden und stürmischen Feuerfluthen; die unzähligen Schaaren und Engelsgestalten lagen übereinander

sinnlos und dicht, wie die Blätter im Herbst. Satan rufte ihnen von dem Gestade, und sie schämten sich, fuhren auf, und schwebten in Wolkenmengen unter dem Gewölbe der Hölle, bis dahin, wo er, als ihr erhabener Beherrscher stand. Er trug den Geistern vor, daß sie öffentlich oder heimlich ihrem jetzigen Zustande sich entziehen, und jene Welt, worin, gemäß einer Sage im Himmel, ein neues Geschlecht lebte, aufsuchen, und daß sie dieß auf einem allgemeinen Reichstage bestimmen müßten. Sogleich bauen sie sich einen Versammlungssaal, ziehen sich, indem sie ihre Riesengestalten in Gestalten von Zwergen vermindern, in den engsten Raum zusammen, und der Rath der höllischen Staaten nimmt eilends den Anfang.

Zweiter Gesang.

Satans Frage, ob ein offener Krieg, ob heimliche Listen zu erwählen, wird von dem Geiste Belial und Mamon dahin geleitet, daß man beides unterlassen, dafür das neue Menschengeschlecht aufsuchen, und zur Empörung wider Gott es verleiten soll. Satan erbietet sich, die Reise zu unternehmen, begiebt sich nach dem Thore der Hölle, welches ihm eines der zwei Schattengespenster, die er daselbst

antrifft, öffnet, und stürzt sich hinaus in den unermeßlichen dunkeln Ocean, ohne Grenzen und Grund, fiel, und würde den heutigen Tag noch nicht aufhören zu fallen, wenn ihn nicht eine stürmische Wolke viele Meilen emporgeworfen hätte, kam bei dem Throne des Chaos vorbei, wo das älteste Ding, die ewige Nacht, auf dem Throne mit ihm in ihrem dunkeln Gewande saß, und wallte so fort, bis das erste Licht ihm entgegenscheint.

Hieher nimmt er, verflucht, und in einer verfluchten Stunde,
Seinen unseligen Weg, erfüllt von wüthender Rache.

Dritter Gesang.

Und jetzt wandte der allmächtige Vater von seinem ewigen Throne die Augen hernieder auf die Welt, um alles Erschaffene mit Einem Blicke zu schauen. Er sah auf die zwei erschaffenen Unschuldigen im glücklichen Eden, als er den Satan erblickte, der im dämmernden Schatten dicht an den Mauern des Himmels hinstrich. Gott sagt des Menschen Fall voraus, verheißt ihm Vergebung, aber setzt hinzu, daß er werde sterben müssen, wofern nicht ein anderer die harte Genugthuung zu leisten willig wäre. Die Schaaren

des Himmels standen stumm in tiefe Stille versenkt, als des Ewigen Sohn ins Mittel trat, und zum Versöhner sich anbot. *Laute* Jubel durchschallen die Himmel.

Indessen trat Satan immer tiefer ins Licht ein, und als er zur himmlischen Stiege kam, blickte er vom untersten Staffel hinunter, und sah auf einmal die neue herrliche Welt vor sich. Er entdeckte in der Sonne einen herrlichen Engel; diesem nahte er sich, indem er seine Gestalt verwandelte, um von *ihm die* Gegend des Paradieses zu erfahren. Uriel, so hieß der Engel, bezeichnet ihm den Weg nach der Erde, und Satan stürzt sich mit eilendem Fluge herunter.

Vierter Gesang.

Mit der Hölle im Herzen, eilt er Eden zu, das in der ersten Frühlingsschönheit vor ihm lag. Damals sah ihn Uriel, der mit forschendem Blicke seinem Fluge gefolgt war, entstellter, als Engel jemals werden. Satan entdeckte bald die zwei mit aufgerichtetem Leibe von edlerem Betragen, und als er ihrer Glückseligkeit gewahr ward, brach er in Klagen der Verzweiflung und des rachsüchtigsten Neides aus. Er hört darauf den Adam zu Eva von dem einzigen leichten Gebote reden, nämlich

von dem einzigen Baume der Erkenntniß niemals zu essen, und von der Todesstrafe der Uebertretung. Eva erwiedert ihm diese Anrede mit der Betheurung ihres Glückes, und mit der Geschichte ihrer ersten Augenblicke beim Aufwachen ins Leben. Satan jammert wieder, und entschließt sich zur Rache.

Uriel berichtet seinen Kummer dem Führer der paradiesischen Wache, welcher auf einem Felsen von Alabaster, der gegen die Wolken gethürmt, und weit in der Ferne gesehen ward, saß. Zwei von der Wache, welche der Führer Gabriel zur Rechten und zur Linken abschickte, begaben sich nach des Adams Laube, und fanden hier den Satan in der Gestalt einer Kröte, gelehnt an Evens Ohr. Sie erkannten ihn; und, wie wenn ein feuriger Funken in einen Haufen von Pulver unvermuthet entspringt, schnell sich das dunkle Korn mit plötzlicher Glut verspreitet, und die Luft entflammet; so stand Satan plötzlich in seiner eigenen Gestalt da. Gabriel sah ihn beim Sternenglanz von Ferne mit den Engeln, denen er folgen mußte, heranziehen; und nun wären, denn Satan forderte den Gabriel zum Zweikampfe, schreckliche Thaten geschehen, wenn ihm nicht dieser die goldene Wage am Himmel gezeigt hätte. Als er seine Schaale erblickte, die bis an die

obersten Zinnen sich aufhub, begab er sich erschreckt in die Flucht.

Fünfter Gesang.

Jetzt nahte sich mit Riesenschritten der Morgen, und Adam sang, nachdem er seine Gehülfinn wegen einem Traume, den sie ihm erzählt, getröstet, dem Schöpfer ein Jubellied, und begab sich mit ihr zur Arbeit. Als sie, also beschäftiget, voll Mitleid der König des Himmels sah, sandte er den Engel Raphael hinab, sie vor dem künftigen Unfalle zu warnen. Adam sah ihn heranwandeln durch Blumen und Gerüche, und bewirthete ihn, und bat ihn um die Geschichte der gestürzten Engel, deren dieser Erwähnung that. Der Engel gewährt ihm seine Bitte, und macht sogleich mit seiner Erzählung den Anfang:

„Noch vor der Schöpfung der Welt erklärte Gott an einem festlichen Tage von den Himmeln der Himmel seinen Eingebornen für seinen Sohn, und setzte ihn zu seiner Herrlichkeit Rechten. Die Himmel schienen darüber vergnügt, sie schienens; doch warens nicht alle. Satan reizte viele zur Aufruhr, und zog mit den Schaaren in entfernte Gegenden hin. Gott sieht sie in die fernen Gebiete da-

hinziehen, und spottet der Thoren. Abdiel, ein Seraph, wandelte wieder zurück.

Sechster Gesang.

„Am frühen Morgen erblickte man die Ebenen, bedeckt mit geschlossenen Schaaren, und mit Wagen, und flammenden Waffen, und feurigen Rossen, welche mit widerscheinendem Glanze die Gegend erhellten. Michael bekam Befehl, die Engel ins Schlachtfeld zu führen, bei Tausenden, bei Millionen. Als der Allmächtige diesen Befehl gab, verhüllten Wolken rundum den geheiligten Berg, und Dampf, und wild streitende Flammen, die Zeichen des erwachenden Zornes, stiegen in düstern Kreisen auf. Die Engel zogen hin über manches Gebiet, über manche Landschaft des Himmels, bis ihnen zuletzt eine feurige Revier in die Augen fiel, im kriegerischen Glanze gestreckt von Ende zu Ende.

Abdiel eröffnete die Schlacht, indem er dem Satan entgegen gieng, und demselben einen Streich versetzte, daß er zehn gräßliche Schritte taumelnd zurückbebte, und bei dem zehnten kaum mit gebogenen Knieen sein Speer ihn aufhielt. Sogleich erhob sich ein wildes Geschrei; Waffen prasselten wider Waffen, und das Getös der Schlacht war fürchterlich.

Satan sah, wie Michaels Schwert mit mächtigen Streichen ganze Geschwader gemäht, und indem er sich ihm zudrang, warf er *ihm* seinen Schild vor, eine felsige Scheibe von zehnfachem Diamant, im Umkreis unermeßlich. Beide glichen den Göttern, wenn sie standen und giengen; beide waren geschickt, den Streit und die Herrschaft des mächtigen Himmels zu entscheiden. Die streitenden Schaaren begaben sich aus dem dichten Gefechte auf beiden Seiten zurück, und ließen den *großen* Kämpfern einen bequemen Platz. Die feurigen Schwerter machten schreckliche Kreise in der Luft; aber Michaels Schwert stürzte mit Gewalt auf Satan hernieder, schnitt mit gewaltiger Schneide sein hocherhabenes Schwert ihm durch. Satan fühlte das erstemal wüthende Schmerzen, und seine Gefährten trugen ihn auf ihren Schilden aus der Schlacht, indessen das übrige wankende Heer in wilder Unordnung tief in die Schatten verschwand. Die Nacht unterbrach den Streit.

Satan berief in der Stille die mächtigen Potentaten zum Kriegsrath. Man beschloß, Maschinen mit Pulver zu füllen, und mit denselben die Gegenarmee zu verwüsten. So ausgerüstet, zogen sie beim Anbruche des Tages den himmlischen Schaaren langsam entgegen.

Beide Heere standen jetzt stille, als Satan das Zeichen gab. Sogleich erschien der Himmel in Flammen, ward bald wieder in Wolken gehüllt, und die Lüfte wurden zerrissen. Die Engel fielen zu Tausenden; aber sie faßten sich bald wieder, rissen Gebirge aus, und vergruben unter der Last die Maschinen, vergruben die Feinde. Es ward Nacht.

Gott trug seinem Eingebornen auf, der Finsterniß Söhne aus dem Himmel zu verfolgen. Und plötzlich verwandelte Gottes Sohn seine Gestalt in dunkle Schrecken. Mit dem Getöse lautdonnernder Wasser fuhr er dahin auf die gottlose Schaar, daß die Vesten des Himmels vom Grunde erbebten, fuhr mit verderbenden Rädern über Schild und Helm, und prächtig gehelmte Häupter mächtiger Thronen und Seraphim, stürzte sie nieder, richtete sie wieder auf, und jagte sie donnerbetäubend vor sich her bis zu den Mauern des Himmels. Schaudernd fuhren sie vor dem Abgrunde zurück; aber eine schwerere Rache trieb sie, und sie stürzten sich hinab, in die verschwindenden Tiefen der Tiefen."

Also erzählte der Engel die hohe Geschichte zur Warnung dem Ersten der Menschen.

Siebenter Gesang.

Mit bescheidenem Verlangen bat Adam den Engel, ihm die Geschichte der Schöpfung zu erzählen. Die mächtige Begierde nach hoher Erkenntniß vergnügte den Engel, und er hub die Erzählung von neuem an.

„Gott beschloß, die Zahl der gefallenen Engel durch den Menschen zu ergänzen. Er bestimmte der neuen Welt ihre Grenzen, schuf in fünf Tagen alles, was darin zugegen ist, und am sechsten Tage schuf er den Menschen nach seinem Ebenbilde, und beschloß sein Werk, und übersah alles, und sah, daß alles vollkommen und gut war, und erhob sich unter englischen Hymnen zurück in die Himmel der Himmel. Und Gott weihte den siebenten Tag zu einem heiligen Tag." — Hier endigte Raphael.

Achter Gesang.

Raphael verlangt von Adam die Geschichte seiner Entstehung zu vernehmen. Der Erste der Menschen erzählt ihm diese Geschichte, erzählt ihm ferner, wie sich Gott ihm erklärte, ihm die Proben seines Gehorsams verkündigte, und ihm eine Gehülfinn, die Eva schuf. Der Engel erhebt sich zurück in den Himmel.

Neunter Gesang.

Satan kömmt wieder durch einen verborgenen Weg in das Paradies zurück, und verbirgt sich in die Hülle der Schlange. Schon duftete Morgenbalsam zum Himmel, und die Ersterschaffenen berathschlagten sich über die Arbeiten des Tages, und Adam erlaubte der bittenden Eva, sich diesen Tag von ihm zu entfernen; Satan schlich ihr nach, und beredete sie zum Genusse der verbotenen Frucht. Indem sie ihre Hand nach der Frucht ausstreckte, und sie pflückte, und aß, fühlte die Erde die Wunde, die Natur seufzte, und alle Werke der Schöpfung gaben traurige Zeichen, daß alles verloren gegangen. Sie verfügte sich zu Adam, und beschlich, und überredete den Adam, daß er aß. Und

Jetzt erbebet auf's neu im innersten Eingeweide,
Wie im Kampf des Todes, die Erde; die bange Natur stößt
Ihre Seufzer zum zweitenmal aus; es umwölket die Luft sich,
Und ein dumpfiger Donner durchrollet den Himmel; er weinet
Einige traurige Tropfen, daß nun die tödtliche Sünde
So vollbracht war. —

Zehnter Gesang.

Es war Mittag, und sanft lispelnde Winde säuselten dahin, die schwüle Erde zu durchfächeln, als die beiden Gefallenen die Stimme Gottes im Garten wandeln hörten; sie verbargen sich, traten aber bald, als sie Gottes Stimme vernahmen, näher

— entstellt und verstört; in ihrem Gesichte
Sah man nicht Liebe zu Gott, nicht Liebe gegen einander;
Sondern nur Zeichen der Schuld, der Scham, der Verzweiflung und Unruh,
Und der Verstockung, des Zorns, der Falschheit, des nagenden Hasses.

Ihre Entschuldigungen waren nicht rechtfertigend, und Gott sprach über beide das Urtheil.

Indessen baute die Sünde mit dem Tode, der den Leichengeruch auf Erden von weitem entgegen roch, eine ungeheure Brücke über das Chaos, an dessen Ende sie den Satan erblickten. Dieser senkte sich zur Hölle, bestieg unbemerkt den Thron, auf welchem er plötzlich von den höllischen Schaaren gesehen wird. Indem er ihnen seine Rachethat erzählt, wird er in einen abscheulichen Drachen, und die Teufel um ihn herum in Schlangen verwandelt.

Mittlerweile langten die zwei Ungeheuer auf der Erde an, und die Erde verlor ihre Gestalt. Die Freundschaft veränderte sich in Mißtrauen, und die Liebe in Haß. Die Thiere flohen, und verfolgten sich einander. Dieß sah Adam, und seufzte aus allen Tiefen der Seele. Er begab sich mit der Eva, die er mit wahrer Versöhnung in die vorige Freundschaft aufnahm, an den Ort, wo sie das Urtheil des Richters vernommen hatten, und beide zerfloßen in Reue und Ergebung.

Eilfter Gesang.

Der Gefallenen Gebete drangen bis zum Throne des Allerhöchsten, der Messias begleitete sie mit Weihrauch, und stellte sie dem Vater dar. Sie wurden aufs neue begnadigt; aber zu gleicher Zeit ward Michael gesandt, sie aus dem Paradiese zu bannen.

Michael strömte ohne Verzug herab, und kündigte ihnen das Urtheil an. Adam antwortete nichts;

stand verwundet von scharfen Klauen des Kummers,
Sprachlos, bleich und erstarrt, und aller Sinne beraubet.

Michael führte den Adam mit der Versicherung, daß Gott aller Orten zugegen seyn und alle Schritte des Menschen mit seiner Vorsicht und Gnade begleiten werde, auf den höchsten Berg in Eden, um ihn die Welt, und die Begebenheiten aller künftigen Zeitalter überschauen zu lassen. Und, als Adam sah, wie ein Bruder seinen Bruder ermorde, wie dieser sank, und todtbleich seine hinausringende Seele mit blutigen Strömen von sich ächze, und zugleich fühlte, daß dieß der Tod sey; als er sah des Todes mancherlei Arten, welche den Menschen zerreissen, langsam aufzehren, ausglühen, und alles Lebende verheeren; als er das Wiehern schnaubender Pferde, welche die Erde aufhauten, und den Trompetenschall hörte, und Legionen von Menschen entdeckte, die gepanzert, und wüthend gegen einander stürmten, und dann das Feld mit Leichen und Waffen bestreut, blutig, entstellt, verlassen und leer; als er vor seinen Augen sah die Tyrannen auf Erden, die Unterdrücker menschlicher Freiheit, sah die Verfolgung und den Menschenhaß, und die Zwietracht aller Geschöpfe, und endlich die Fluth, die alles Leben, bis auf ein Weniges, ersäufte, wandt' er, verwüstet im Herzen, den Blick weg; aber der Engel zeigte ihm den Regenbogen bei dem Opfer der frommen, einzig geretteten Familie, und Adam erholte sich.

Zwölfter Gesang.

Adam sieht ferner wichtige Begebenheiten, und überall Gottes Vorsehung und Gnade, und indem er auch die Verheißung von des Mittlers Leben und Tod erhielt, so stieg er, gestärket, vom Hügel, wo ihm Eva entgegen kam. Aber, als sie immer wieder, und immer wieder sich verweilen wollten, ergriff sie eilig der Engel bei der Hand, und führte sie die Klippe hinunter nach den umliegenden Ebenen.

— Vor ihnen
Lag die ganze geraume Welt, damit sie darinnen
Einen Ruheplatz sich, und eine Zuflucht erwählten.
Ihre Führerinn war die himmlische Vorsicht. Sie giengen
Hand in Hand dahin, und nahmen mit wandernden Schritten
Langsam den einsamen Weg durch Edens verlaßne Gefilde.

Lassen Sie uns nun einige besondere Betrachtungen über dieses Gedicht wenigstens berühren, um uns mit dem Wesen des epischen Geistes, so gut, als es durch die Vorstellungen schöner Stellen sich thun läßt, bekannt zu machen. Von welcher wunderbaren Stärke und Verschiedenheit sind die Charaktere der

höllischen Geister? Man kann nichts Edleres, Geisterwürdigeres lesen als im ersten Gesang die Beschreibung der Satansgestalt, wie er mit seiner Anrede die große Versammlung öffnet.

Die blassere Wange bewohnte die Sorge; doch blickte
Unerschütterter Muth von seiner finstern Stirne,
Und beleidigter Stolz, der Rache drohte; sein Auge
War voll Grimm; doch sah man drinn Zeichen von Reu und von Mitleid,
Seine Gefährten, oder vielmehr die im Laster ihm folgten
(O wie glücklich vorher!) verdammt und verurtheilt zu sehen
Zu dem Loos von ewiger Pein. —
Dreimal versucht er zu reden, und dreimal brachen die Thränen
Trotz des Stolzes hervor aus seinen verfinsterten Augen;
Thränen, wie Engel sie weinen.

Dieser letzte Zug, wo Satan des Mitleids fähig gemacht wird, ist außerordentlich merkwürdig. Man wird sich in diesem Augenblick eines gewissen Gefühls der Menschlichkeit bewußt, wobei es uns angenehm ist, dieses Mitleid wahrnehmen zu können. Es ist gleichsam, als wenn man vergessen könnte, daß es Satan ist, und als wenn es möglich wäre, ihm in diesem Augenblicke, mit dieser Miene

gut zu seyn. In der That scheint mir das Daseyn eines Geschöpfes ohne alle Liebe eine Unmöglichkeit für den Dichter zu seyn. Ich würde dem Tod, wenn ich seine Idee bestimmen sollte, etwas von Empfindlichkeit geben.

Die Zusammenziehung der unzähligen Riesengestalten in den eingeschränktesten Mückenraum ist verschieden getadelt worden. Gewiß ist es, daß die Verminderung eines Wesens in das zu Kleine den Geist, der sich bei dieser Vorstellung verengen muß, unangenehmer sey, als die Ausdehnung desselben in's Ungeheure. Indessen ist dem Addisson, und vielen andern großen Männern eben diese Einschließung vorzüglich schön vorgekommen.

Das Ende dieses Gesanges hat keinen Schluß, ich meine, keinen Ruhepunkt. Satan beginnt zu reden, und der Dichter bricht plötzlich ab, ohne von irgend etwas dazu veranlaßt zu seyn. Indessen hätte er diesen Fehler, den so viele andere (z. B. Virgil in den zwei ersten Büchern,) begangen haben, wenn es im Epischen je ein Fehler seyn kann, leicht vermeiden können, wenn es ihm gefällig gewesen wäre, diese zwei Bücher in Eines zu ziehen. Aber nun betrachten wir die starken hocherhabenen Naturen.

Im zweiten Gesang.

Der zepterführende König
Moloch, der frecheste Geist, der ehmals im Himmel gefochten,
Stand sogleich nach ihm auf, jetzt durch Verzweiflung noch frecher.
Er verlangte voll Stolz an Macht und Stärke dem Ew'gen
Gleichgeachtet zu werden, und hielt in der Wuth es für besser,
Gar nicht zu seyn, als geringer zu seyn. Mit diesen Gedanken
Hatt' er die Furcht vor allem verloren; er achtete nicht mehr
Weder auf Gott, noch die Hölle, noch etwas ärgers. —

Daß dieser Moloch zum offenen Kriege gerathen, wird wohl keiner weitern Anmerkung nöthig haben. Ist, schließt er, unser Unternehmen nicht Sieg, so ist es doch Rache.

Mit angenehmerem Anstand
Und mit holden Gebärden, erhob an der anderen Seite
Belial sich vom goldenen Stuhl. Der Himmel verlor nicht
Eine schön're Gestalt. Zu großen würdigen Thaten
Schien er gemacht; doch alles war täuschend, so sehr auch die Zunge
Manna träufelte; ob er auch gleich die verdächtigsten Gründe
In die besten verwandeln konnte, die reifsten Entschlüsse

Zu verwirren, und aufzuhalten; denn seine Gedanken
Waren niedrig, zum Laster geschwind, doch zu edleren Thaten
Träg und furchtsam.

Dieser Belial will weder zum offenen noch zum verdeckten Kriege rathen. Die schreckliche Furcht wegen der Folgen desselben ließ ihn Bilder des möglichen Elendes erblicken, die man sich ohne Schauder nicht vorstellen kann.

Wie, wenn dieses Gewölbe
Seine Ströme voll Feuer herabspeit, (hangende Schrecken,
Die mit scheußlichem Fall einst über unsere Häupter
Niederzustürzen uns droh'n) und uns vielleicht, da wir eben
Herrliche Feldzüge entwerfen, und muthig dazu uns ermuntern,
Von dem feurigen Sturm ergriffen, die Flammen hinabstößt,
Jeden an seinen Fels gespießt; das Spiel und die Beute
Reissender Wirbelwinde vom Feuer; vielleicht auch auf immer
Unter dem siedenden Meere versenkt, in Ketten uns anschließt,
Da Jahrhunderte lang, von denen kein Ende zu hoffen,
Unter immerwährendem Jammer in Pein zu vollbringen,
Unaufhörlich, und unbedauert, und ungemindert!
Das wär' ärger. —

Mamon und Beelzebub wiederholen diesen Vorschlag. Die Gestalt dieses letztern enthält eine Erhabenheit, und eine sich fühlende Stärke, bei der man ihm zutraut, daß er in ein jedes Herz der Versammlung Zuversicht legen, und die ganze Hölle bewegen könne.

Der größte der Fürsten nach Satan
Stand jetzt alsobald auf mit hohem ernstlichen Anseh'n,
Und schien eine Säule des Staats, indem er so aufstand.
Auf der finstern Stirn saß Ueberlegung gegraben,
Und die Sorge des Reichs; aus seinem Angesicht, welches
Majestätisch noch schien, so sehr es verfallen war, stralte
Fürchterlicher Rathschluß hervor; so stand er ein Weiser, die Schwere
Mächtiger Monarchien mit starken atlantischen Schultern
Fähig zu tragen.

Wie wir bereits wissen, gieng der Schluße des Reichstags dahin, die neue Welt aufzusuchen. Es beruht nun, sagt dieser Beelzebub, alles auf demjenigen, den wir zu senden beschließen. Man sollte glauben, die ganze Versammlung würde zusammenrufen, und jeder würde sich dazu anbieten; allein in der ganzen Versammlung herrschte Stillschweigen. Ein schrecklicher Augenblick, dessen Ausdruck und Geschichte, so, wie er in den Mienen des

Satans von der besinnungslosesten Muthlosigkeit bis zu einzelnen Zeichen des Stolzes abwechselte, jeden Künstler auffodert, ein Werk für die Ewigkeit zu wagen. Ein ähnlicher Zeitpunkt für einen Maler, dessen Ausführung dieser Kunst eine Geschichtsepoche setzen würde, wäre, wie Satan in's Chaos hinabsieht, wo Breite, wo Länge, Höhe, und Zeit und Ort sich untereinander verlieren.

Vor diesem schrecklichen Abgrund
Stand der behutsame Teufel am höllischen Ufer,
und schaute
Eine Weile hinab.

Die Allegorie von der Sünde und dem Tode, so schön und neu sie ist, wird, und, wie mir däucht, mit Recht, deßwegen hauptsächlich getadelt, daß der Dichter diese von der Einbildungskraft erschaffnen Wesen zu wirklichen Hauptpersonen gemacht, ja mit denselben Gott selbst auf eine gewiße Art in Verbindung gesetzt hat.

Mächtig ist die Schilderung des zurückkehrenden Abdiels im fünften Gesange. Aus seinem Anblicke geht eine Kraft hervor, die jedes kranke Herz auffrischen und durchleben muß. Es ist das standhafte unerschütterte Wesen, das den Ruinen, welche über ihm zusammenstürzen, ruhig und ernsthaft entge-

gen sieht, und von dem man sich denkt: Mole sua stat.

Er, der unter den Ungetreuen
Treu erfunden ward; treu er allein von unzähligen Falschen,
Unerschüttert und unverführt, erhielt er sich standhaft
In der Liebe der Treu. Nicht das verführende Beispiel,
Noch auch die Menge, vermocht, ihn, vom Pfade der Wahrheit zu weichen,
Oder sein standhaft Gemüth zu verändern, obwohl er allein war.
Ungeschreckt nahm er nunmehr durch feindliche spottende Schaaren
Seinen langsamen Weg, und ertrug ihr Gespötte voll Hoheit;
Fürchtete keine Gewalt. —

Die ersten Augenblicke des ersten erwachenden Menschen (im achten Gesang) sind ganz gewiß eine der würdigsten Aufgaben für einen Künstler. Auf einmal zugegen seyn, aufsehen in's Himmelsgewölb durch Mond, und Sonne, und Sterne, hin in's Unermeßliche, genießen die tausend und tausend Leben der mit Thieren erfüllten Luft und der Erde, einathmen den Balsam der unzähligen schwimmenden Blüthendüfte, hören den frohen Jubel, das Jauchzen aller Kreaturen in der Wonne ihres Daseyns, überschauen mit unaussprechlichem Entzücken die Harmonie, die Freundschaft aller Wesen, und dann seiner selbst bewußt, in der

Frühlingslust seines Herzens dieses alles fühlen, alles wieder auf einmal auf alle gegenwärtigen Wesen ausströmen, und wieder einziehen wollen, das Leben aller Glieder empfinden, und doch in dieser Völle den Gebrauch von keinem; wo soll der Freudentrunkne im ersten Taumel sich hinwenden? Was soll er anrufen, herabziehen, und woran soll er im Verschlungenwerden des ersten hinreissenden Gefühles sich halten? Adam erwachte an einem Morgen:

Als wär ich erst eben vom tiefesten Schlummer
Aufgewacht, fand ich mich sanft auf einem blumichten Rasen
Im balsamischen Schweiße ruh'n. Die Stralen der Sonne
Zogen dieß rauchende Naß bald auf. Gleich wandt' ich gen Himmel
Meinen wundernden Blick, und sah mit starrenden Augen
Lang in die heitere Luft; bis daß ich auf einmal von selber,
Wie durch einen mächtigen Instinkt begeisterter, aufsprang,
Und, als ob ich hinauf zu meinem Vaterland strebte,
Auf die Füße gerichtet stand. Ich sahe rund um mich
Hügel und Thal, und schattichte Wälder, und helle Gefilde,
Und den fließenden Fall von murmelnden Strömen; am Ufer
Mancherlei lebende Thiere, die sich bewegten und giengen

Oder flogen, und singende Vögel auf blühenden Zweigen.
Alles lächelte rund um mich her; von Freuden und Wonne
Floß mir das Herz ꝛc.

Betrachten Sie (im neunten Gesang) jene mächtige, durch die Natur unterstützte Kunst, die niemals verfehlt, womit Satan die Eva zum Genuß der verbotnen Frucht verführt. Seine Reden enthalten das höchste Meisterstück der Beredsamkeit. Man fühlt es, wie er allmählig in das Herz der Eva sich einschleicht, wie er ihre Leidenschaften erwecket, schüttelt, wie er bei den weiblichen Schwachheiten sie festhält; wie er seine Sache erst nur im Vorbeigehen anzieht, dann von Stufe zu Stufe erhöhet, und wie er sie immer auf die zwei ersten Quellen der menschlichen Schwäche, auf die Eitelkeit und den Eigennutz, beredtsam zurückführt.

Er bewundert anfangs nur ihre himmlische Gestalt, und bedauert sie, daß sie hier, allein von dem Adam gesehen, verblühen soll; er wünscht ihr (der Königinn dieser vortrefflichen Welt, der hellglänzenden Eva), daß auch ihr widerfahren möchte, was ihm, da er die Frucht eines hervorragenden Baumes aß, widerfahren ist; denn er bekam dadurch, wie er versichert, die Sprache; er erlangte dadurch die Gabe, so-

gleich alle schönen vollkommenen Dinge zu sehen, und sich zu überzeugen, daß alles Schöne und Vollkommene in ihr allein schon vereiniget sey.

Eva folgt ihm zum Baume; allein als sie sah, daß es der Baum des Verbotes sey, wollte sie auf der Stelle zurückkehren.

Wie im Alterthum sonst ein starker feuriger Redner,
Als in Athen noch und Rom die mächtige Beredtsamkeit blühte,
Die d'rauf völlig verstummt, zu einem wichtigen Vortrag
In sich selber gesammelt, stand, und jegliche Stellung,
Jede Bewegung, und jede Gebärde, bevor er noch anhob,
Horchende Still' ihm erwarb, und er oft mitten im Feuer
In der Höh' des Affekts begann, indem ihm der Eifer
Für sein Recht es erlaubte, nicht lang im Eingang zu zögern:
Also stand, so gebärdete sich der Versucher; so stieg er
Bis zur Höh' des Affekts. —

Die Geschichte von dem, was den Adam zum unglücklichen Fehltritte verleiten konnte, ist noch größer, merkwürdiger ist die Geschichte menschlicher Schwachheiten für alle Zeiten und Jahrhunderte. Nach dem Genusse der Frucht

glaubte Eva wirklich, offene, heitere Augen bekommen zu haben; gleichwohl nagt sie insgeheim die Furcht der Strafe. Schon der Gedanke, daß sie sterben könne, von Adam getrennt werden könne, ist für sie ein Tod. Sie beschließt, daß er Wohl und Weh mit ihr theilen soll. Adam gieng ihr entgegen, mit einem Kranze in der Hand, für sie gewunden, und als er die Geschichte hörte, entfiel ihm der Kranz aus der bebenden Hand. Er stand erstarrt, erstaunt, und erblaßt. Ein kalter, tödtlicher Schauer durchrann sein Blut, und alle Gelenke wurden ihm schlaff. So stand er bleich, der Sprache beraubt.

Welcher erhabene Gegenstand für einen Maler wären die beiden Ersterschaffenen in der Fassung und Stellung dieses Augenblickes! Eva, beraubt auf einmal aller Einbildungen von Weisheit, beraubt all:s ihres Stolzes, in ängstlicher Erwartung ihres künftigen Schicksals, mit halb niedergeschlagenen Augen im Gefühle der beschämtesten Liebe, und feueriger Widerrufung ihres Ungehorsams. Adam im zermalmenden Kummer für die Zukunft, aufgelöst von Mitleid, zurücksinkend im Strome der plötzlich zusammenströmenden Liebe, und schon halb im Uebergang, das Vergehen der Eva zu entschuldigen.

Dieser Uebergang von dem ersten Schrecken Adams bis zu seiner Einwilligung war äusserst schwer zu erreichen, und ist, wenn man mit dem Wege, den das menschliche Herz schleicht und stürzt, nicht wohl bekannt ist, äusserst schwer zu begreifen. Er liebte die Eva, und so, wie er in ihr die Idee alles dessen, was vollkommen und liebenswürdig ist, beisammen sah, konnte er sich unmöglich vorstellen, daß dieß holde, unschuldig scheinende Geschöpf zu Grunde gehen sollte.

„Aber wer weiß, du stirbst auch wohl nicht.“

Dieser Gedanke, in welchem er einzig seine Beruhigung findet, bemächtigt sich ganz seiner Einbildungskraft, verleitet ihn zu den verkehrtesten Schlüssen, und jagt, wirbelt ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, fort, bis zum Punkt, wo sein bekümmerter Wille die letzten Kräfte sammelt, und zwischen den unmächtigen Regungen seiner Tugend, und den gewaltsamen Trieben zum Genusse der Frucht noch wanket.

Ich habe den Ausdruck dieses Zeitpunktes nach der Idee vor mir, welche Battoni in Rom gemalet, und Andreas Kilian in Augsburg in Kupfer gestochen hat.

Adam sitzt, halb und mühlos hinaufgelüpft, auf einem niedern, der Erde so nahen Aste, daß er mit dem linken leicht herunter-

hängenden Fuße den Boden zu berühren scheint; mit dem linken gegen die Brust hereingebogenen Arm auf eben diesem fortgehenden Aste gestützt, welcher von einem prächtigen hohen Stamme von wahrem Baumadel herauswächst, an den er sich mit der rechten Schulter in etwas anlehnt. Nächst diesem Baume vorwärts steht ein anderer, dessen sichtbare Aeste mit reifen Aepfeln behangen sind, so nahe an den erstern, daß ihn Adam mit seinem rechten Fuße berührt; mit diesem Fuße, der auswärts gekehrt, und erhoben ist, tritt er auf einen Stein, und seinen rechten Arm stützt er mit der einwärts gekrümmten Hand auf dem Knie desselben mit einer wunderbaren Würde des Ausdruckes.

Um ihn blühet, reifet, und duftet himmlischer Ueberfluß der seligsten Heimath des ersten Menschen, und alles ist gut gemacht, so weit das Auge reichen, und das Herz die unaussprechliche Fülle und innere Ruhe dieser paradiesischen Gefilde, und die überall ausgegossene, kummerlose Freude über wonnige Quellen, Bäume, entfernte Hügel, und die allgemeine Lust im tausendfachen Leben umfassen kann.

So recht mitten innen in diesem wonnigen, niemals verwesenden Frühlinge erblickt man den Adam. Ein junger, vollendeter

Mann, noch eben im blühendsten Jugendstolze seines Lebens, mit einem markigen Körper, darin die ungekränkteste ätherische Gesundheit lebt, gleich einer jungen Eiche, nervig und saftvoll. In seinem hagern Kinne und dem scharfen Blicke herrscht und wacht eine ausgereifte, beschäftigte, kühne Vernunft, und in seiner festen, gewölbten und vollen Stirn, über welche kleine krause Locken, womit der ganze Kopf bedeckt ist, herabhängen, sitzt die unternehmende Unerschrockenheit, und der höhere Adel des gebietenden, unbiegsamen Mannssinnes. Alle Theile seines Körpers erscheinen wie geistig, überall scheint Ernst und tiefe Ueberlegung eingegraben, und die Befreiung von aller einschränkender, sclavischer Bewegung zu walten. Man sieht, daß er sich mit nichts geringerm als dem Schicksale dieser künftigen Welt beschäftigt, und ahnet, und ehrt an ihm, mit einer zitternden hohen Ehrfurcht, den Vater der vielen mächtigen Söhne, und der Helden und Weisen. Aus seinem ganzen, eigenmächtigen Betragen, und seinem vielvermögenden Wesen strahlet überlegene Größe, die Hoheit des Mannes, und die Würde und Majestät des Königs aller künftigen Könige. In dieser Gestalt erblickt ihn unser Auge, wie er eben in einer großen Wahl begriffen ist, als nachher nie wieder eine Wahl war, und wie

er nun im Begriff ist, einen Entschluß zu fassen, gegen den aller Welten Entschließungen wie kleine Bächlein anzusehen sind, von dem großen Weltstrome abgeleitet.

Zu seinen Füßen sitzt Eva. Mit der linken Hand, um dessen Arm sich mit einer freien Vertraulichkeit die Schlange, einen Apfel im Munde von dem Rücken herzuwindet, stützt sie sich auf der Erde, welche mit verschiedenen reifen Früchten besäet ist, und die Rechte, in der sie den Apfel an einem Zweige hält, strecket sie mit einer einladenden anmuthsvollen Gebärde, und einem flehenden, verlangenden Blick nach dem Adam hin. Ihre Haare sind theils, und linker Hand, in einen Knoten gewunden, theils fließen sie sanft und nachlässig auf die rechte Schulter zerstreut herab. In dem sichtbar gefallen wollenden Lächeln, womit sie die Frucht ihm hinreicht, ist jene mächtige weibliche Beredsamkeit, und jener männerentnervende Reiz, der gewaltsam hinreißt. In ihrem begeisterten, schmachtenden, hohen Auge, und halb offenen Munde, wie im genießenden Sprechen, glaubt man ein reines, grenzenloses Entzücken wahrzunehmen, und doch ist es, als könnte man sich nicht ganz darauf verlassen, und als sehe man den leichtaufgehenden Duft einer nicht gänzlich unbewölkten Wonne entstehen. Man sieht ihr die

wenige Zuversicht auf sich selbst an, und daß sie gewiß sagen werde, die Schlange hat mich verführt. Sie scheint sich nicht so fast über den Genuß des Adams, als wegen dem künftigen Sieg über denselben zu freuen, nach welchem er ein gleiches Schicksal mit ihr zu erwarten hätte. Schon ist es, als wenn sie heimlich alle Augenblicke etwas schreckhaft Großes, eine große Veränderung ihres Zustandes erwartete, und als wenn sie, falls nur Adam einmal gegessen hätte, bereit wäre, sich ganz auf ihn zu verlassen.

Dieser wendet seinen Kopf und sein Angesicht von ihr weg, und heftet seinen angestrengten Blick, in sich selbst gekehrt, weit hin, als wollte er ferne Dinge bedachtsam überschauen, und wichtigen tiefen Geheimnissen nachdenken. Ein Gesicht voll Leiden und Kampfes, das man nicht ohne vielen Kummer und schauderhafte Erwartung der ersten Worte, welche entscheiden werden, betrachten kann. Noch scheint er in der zweifelhaften Ueberlegung aller möglichen Fälle, aller daraus entstehenden übeln Folgen begriffen zu seyn; noch scheint er ein heftiges Hindenken an alle folgende Menschengeschlechter, aber auch einigen Zweifel, ob er sie dann auch gewiß unglücklich machen werde, zu kämpfen. Die Heiterkeit, und die entschlossene Freude hat ihn verlas-

sen, und der schützende Stolz scheint nichts mehr über ihn zu vermögen. Man sieht schon, daß er zärtlicher, nachgiebiger, und schwacher Empfindungen fähig sey. In seiner unmerklich zusammengezogenen Stirne, seinem trüben, düstern Auge, und den Runzeln das Aug herunter, nagt und treibt eine schmerzliche Beklemmung und Traurigkeit, welche anzeigt, wie sehr sein Herz leide und streite, als würde ihm Gewalt angethan, und als könnte er der Sache unmöglich gewiß seyn, zu der er sich aus unzulänglichen Gründen entschließen würde. Es ist dieß offenbar nicht sein glückseliger, natürlicher Zustand, sondern sichtbarlich die erste trübe, die traurigste Stunde seines Lebens. Wie betrübt ist es für unser Herz, in diesem letzten großen Augenblicke, den Vater der Menschen, unsern ersten Vater zu sehen! Immer mehr und merklicher scheinen sich die Vorstellungen der Vernunft, der Gottesfurcht zu verlieren, und die Züge der männlichen Tugend aus seinem Gesichte und seinen Gebärden hinwegzuschwinden. Man glaubt, etwas an ihm wahrzunehmen, als wenn er bereits mit einem ungewohnten, fieberischen, geheimen Zittern, den Vorzeichen eines ersten Fehltrittes, befallen würde, und als wenn er mit ängstlicher Eilfertigkeit wünschte, daß es, was es immer

seyn wird, schon vorüber seyn möchte; wahrzunehmen, wie ein ohnmächtiges Lächeln entstehen wolle, und wie es wieder zerrinne in der schlappen, beinahe unsichtbaren Krümmung des fein verzerrten Mundes; mit einem Worte, man erwartet und zittert vor dem Augenblicke, in dem er mit zerrüttetem Herzen hastig die Hand ausstrecken, schleunig essen, aber nicht genießen, sondern mit einer schrecklichen Verlegenheit und Hitze eilen wird, etwas zu vollenden, dem er nicht glaubte widerstehen zu können.

O wie oft, du Mann der ersten Schmerzen, du uns Aehnlichster, las ich in deinen Augen, in deinen Mienen, was ich noch in keinem Buche so ganz gelesen habe, die Geschichte unsers Herzens, das, so gut, so sanft und stark es ist, sobald es abläßt, die Quelle ist unsrer tiefsten Leiden, unsrer größten Unordnungen, unsrer schwersten Vergehungen.

Noch will ich eines Gemäldes erwähnen, das unser Dichter mit ausnehmend feinen und wahren Zügen entworfen hat. Als (im eilften Gesang) der Engel dem Adam ankündigte, daß er gekommen sey, ihn aus dem Paradiese zu bannen, schwieg Adam; er sah auf einmal sein eigenes, und seiner Nachkommenschaft Elend vor sich liegen, übersah den ganzen namenlosen Jammer, und schwieg; denn der tiefe,

hilflose Schmerz spricht nicht, weint nicht; er steht stumm und tief gebeugt, und männlich leidend die Sorgen der Zukunft. Aber Evens Herz war mehr auf das, was vor ihren Augen lag, eingeschränkt, hieng ganz an den sanften unschuldigen Vergnügen der Natur und des Lebens. Sie hielt sich verborgen, als der Engel sprach; aber kaum vernahm sie, warum er gekommen, so verrieth sie ihren Aufenthalt. Sie zerfloß in Thränen, und goß durch die wehmüthigsten Klagen den bangen Schmerz ihres Herzens aus. Sie nahm Abschied von allen Blumen, die sie am Morgen und Abend besuchte, und mit Namen nannte. Ihr ist nur bange, wie sie in eine niedere Welt, die gegen diese Gefühle finster und wild ist, hinunter wandeln, und die schwere Luft einathmen soll.

— ihr, o ihr lieblichen Blumen,
Die ihr gewiß nicht wieder in andern Gegenden wachset,
Ihr, des Morgens mein früher Besuch, des Abends mein letzter,
Die ich mit zärtlicher Hand von der ersten sich öffnenden Knospe
Aufgezogen, und Namen euch gab; wer wird euch in Zukunft
Gegen die Sonne verbreiten; eure Geschlechter euch ordnen,
Und aus jenem ambrosischen Quell gehörig euch wässern?

— Wie soll ich hinunter
Wandern in eine niedere Welt, die finster und wild ist
Gegen diese hellen Gefilde? Wie sollen wir athmen
In der niedern und schwerern Luft, die weniger rein ist,
Da wir so lange bereits unsterblicher Früchte gewohnt sind?

Dieses soll genug seyn, uns von dem Geiste und dem Endzwecke der Epopöe hinlängliche Begriffe zu geben. Alles, was groß, was wahr, und über die gewöhnlichen Dinge erhaben ist, gehört zur Epopöe, und sie ist die erste, die würdigste, ich möchte fast sagen, die einzige Dichtungsart, fähig, einer niedergesunkenen Nation den Thatendurst des Heroismus einzuströmen, und die größten Seelen zu vergnügen und zu beschäftigen. Aus ihrem Herzen holt der epische Dichter seine Charaktere, und die mächtigen Reden her, die er denselben in den Mund legt; und große Männer erkennen sich selbst wieder in diesen Bildern, stärken sich wieder durch sich selbst. Nie ist unser Zustand ausgefüllter, behagender, nie ist uns, um so zu sagen, durch und durch wöhler, als wenn wir (dieß wird ja jeder in seinem Leben erfahren haben) von was immer für einer Veranlassung so herzens- und muthvoll gemacht worden, daß uns auf eine gewisse

Weise alles in uns zu enge wird; daß wir, voll Zuversicht auf uns selbst, in diesem Augenblicke so gerne etwas Großes unternehmen möchten, selig und glücklich, und gleichfühlend machen möchten alles um uns her; daß wir den ursprünglichen Stolz unserer Menschheit und die Kraft empfinden, die großen Zänke um Kleinigkeiten zu verachten, die kleinen Bedürfnisse nicht zu fühlen, und die großen zu tragen. In dieser Fassung hatten wir zehnfache Sinne für alles, wir überkleideten uns mit allem, und fühlten Saft und Mark, und Riesenjubel in jedem trotzenden Gebeine. Diese Fassung, meine Freunde, gewährt uns, macht uns genießen die epische Poesie; sie ist allenthalben zugegen, belebt jeden, wenn er nur durch die sybaritischen Weichlingstöne eines zu verzärtelten Geschmackes vieler heutigen Poesien nicht schon unmännlich geworden ist, sie zu verstehen, sie auszuhalten, und in sein Herz aufzunehmen. Sie lebet in dem Hinwallen des Auges auf einen Frühlingshügel über das Lustschauern der großen Natur, des Drama in Wiesen, Wäldern, Aeckern, Flüssen, Ebenen und Tiefen, und fernen Gebirgen, in diesem einzigen Allem, und des unbegrenzten Himmelblauen über dieses Alles; sie lebet im Hinblick nach den unermeßlich erhöhten Fixsternen in einer heitern Sommer=

nacht; im betäubenden Donnerfall eines großen Stromes über Gebirge auf schäumende Felsen durch heulende Wälder; im fürchterlichen Rollen des majestätischen Donners durch das weite schwarze Himmelgewölbe; sie sitzt oft in einer düstern, von allem Tageslicht ausgeschlossenen Höhle unter einer himmelhohen Felsenklippe, und trauert hin einsam, stumm und kalt scheinend; oder wandelt ernsthaft und gedankenvoll durch die Wachtfeuer weitschichtiger Kriegslager, durch das Gedränge wüthender Schlachten, und durch ächzende Leichenfelder nach der Schlacht; oder irrt hochahnend durch den Schauder einer schrecklichen Wüste, und hört das Brüllen der grimmigen Thiere; oder kehrt wieder zurück zu den Menschen, und betrachtet sie in ihren großen Drangsalen, in wimmernden Peststuben, in Hungersnöthen, verheerenden Feuersbrünsten, und plötzlichen nächtlichen Ueberschwemmungen; oder sie besuchet den wahren Weisen, der große Thaten handelt, in seiner erhabenen Einsamkeit, und in seinen Hinschauungen über Völker und Zeiten; oder geht tiefsinnig bei nächtlicher Weile die schrecklich schweigenden, großen Tempel, oder die Palläste der Könige, oder angefüllte Archive und Gerichtssäle durch, und spüret kühn den wichtigen Schritten menschlicher Leidenschaften, menschlicher Gesinnungen und Be=

dürfnisse nach, und verweilet lange bei den Thaten der Völkerfreunde, und bei den Unthaten der Menschenwürger. Diesen Weg geht die Epopöe, und haben wir nur ein Fünklein nach etwas Großem in unsern Herzen, so wäre es unter allen den wundervollen Gegenständen, die wir sehen, das wunderbarste, ihn mitgehen zu können, ohne etwas von jenem großen Geschmacke, von jener hohen Ruhe der Natur in uns zu nehmen. Junge, unverderbte Seelen, die des Enthusiasmus fähig sind, werden denselben bald in seiner ganzen Stärke empfinden; und wie, wenn man nach einem Ziele wirft, man nicht bloß mit der Stärke, daß man es erreiche, sondern daß man es durchbohre, hinwerfen soll; so ist es immer besser, in eine Welt, in der man ohnehin ermüdet und kälter wird, mit ein wenig Schwärmerei nach dem Guten, mit mehr Erwartung, als man finden wird, als mit bereits gegenwärtiger Kälte zu kommen. Sie sollten, nicht, um epische Dichter zu werden, sondern um die emporstrebende Natur des epischen Geistes sich eigen zu machen, an die großen Gemälde desselben sich gewöhnen, oft die Idee großer Gegenstände abziehen, oft eine abgezogene unter die Sinne bringen, und indem Sie auf diese Art stets etwas Ungewöhnliches denken, sich

ganz das Bedürfniß eigen machen, etwas Ungewöhnliches zu unternehmen.

Lassen Sie uns auf diese Art die Idee eines epischen Gemäldes niederschreiben, das uns, gleich vielen ähnlichen, täglich vor Augen steht. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 13

Kempten 1833

Opp. 657 y-13

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605482-6